Erinnerungen

von einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel

von

August von Kotzebue.

Dritter Theil.

Berlin 1805.

Inhalt.

1.	Die Peterskirche.	Seite 1
2.	Der Pallast des Vatikans.	10
3.	Der Garten des Vatikans.	12
4.	Die Bibliothek des Vatikans.	12
5.	Das vatikanische Museum.	17
6.	Die Aakademie der schönen Künste.	21
7.	Die Villa Panfili.	23
8.	Der Pallast Corsini.	25
9.	Die Villa Albani.	26
10.	St. Peter in carcere.	31
11.	Carluccio.	32
12.	Tommaso Diamanti, Büchsenmacher und Mechanikus in Rom.	35
13.	Einige der vorzüglichsten Kirchen zu Rom.	36
14.	Die Obelisken.	54
15.	Fahrt nach Tivoli.	56
16.	Die Gemähldegallerie Doria.	69
17.	Die Villa Medicis.	77
18.	Die Villa Ludovisi.	79
19.	Monte Cavallo.	82
20.	Der Todten Garten.	84
21	Der Pallast Barberini.	88
22.	Die Wohnung des Pabstes.	90
23.	Der Pallast der Cäsaren.	92
24.	Das Theater des Marcellus.	94
25.	Porticus der Octavia.	95
26.	Das Mausoleum des Augustus.	95
27.	Der Tempel des weiblichen Glücks.	102
28.	Die Pyramide des Cestius.	102
29.	Der Tempel der Vesta.	104
30.	Tempel des männlichen Glücks.	105
31.	Haus des Pilatus.	105
32.	Die Engelsburg.	105
33.	Die Bäder des Caracalla.	107

34. Einige andere Ruinen in dieser Gegend. Seite 113
35. Der Pallast Giustiniani. 115
36. Eine Wallfahrt. 118
37. Einige Ruinen, die bloß durch mitgebrachte Erinnerungen interessant werden. . . . 120
38. Das Kapitolium. 128
39. Die Triumphsäulen. 137
40. Springbrunnen. 138
41. Die Bäder des Diocletian. . . . 140
42. Die Villa Borghese. 141
43. Der Pallast Farnese. 144
44. Der Pallast Colonna. 145
45. Der Pallast Borghese. 145
46. Das Pantheon. 146
47. Janus Quadrifrons. 149
48. Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus. 149
49. Große Cloaken. 149
50. Der Pallast Lucian Bonaparte's. . . 151
51. Die Theater in Rom. 154
52. Beitrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom. 164
53. Miscellen. Einzelne Bemerkungen. . . 172
54. Zwischen Rom und Bologna. 194
55. Citta Castellana. 195
56. Narni. 195
57. Terni. 197
58. Spoleto. 202
59. Ancona. 210
60. Pesaro. 215
61. Rimini. 219
62. Bologna. 223
63. Modena. 248
64. Die Gewässer zu Modena. 252
65. Mantua. 254
66. Verona. 257
67. Zwischen Verona und Wien. . . . 261
68. Wien. 278
69. Reise über Prag und Dresden nach Berlin. 292
70. Beschluß. 298

I.

Die Peterskirche.

Sie gilt bekanntlich für ein Wunder der Welt, auch ist es mir mit ihr ergangen, wie es mir gewöhnlich mit Wundern zu ergehen pflegt, sie hat mich kalt und unbefriedigt gelassen. Ich habe sie nicht allein nicht schön, sondern auch nicht einmal imponirend gefunden, denn ihre ungeheure Größe wird durch lauter kleine Schnirkel verschlungen. Ja, wenn — doch ich will in der Ordnung anfangen. Die Kirche ist auf dem Circus und den Gärten des Nero erbaut. Der Boden wurde einst durch Märtyrerblut geheiligt. Schon vor mehr als dreihundert Jahren ist der Plan zu der Kirche entworfen, oft verändert, von diesem Pabst vernachläßigt, von jenem eifrig befördert worden. Der berühmte Architekt Bramante schuf die Idee, eine ungeheure Kuppel darauf zu setzen; der Tod erlaubte ihm nur die vier Grundpfeiler aufzurichten, die Raphael d'Urbino zu schwach fand, daher den Grund mehr befestigte. Bald sollte die Kirche einem lateinischen, bald einem griechischen Kreuze ähnlich sehen, aber bei der fatalen Kreuzesform blieben sie alle, selbst Michel Angelo Bonarotti, und doch ist es gerade diese alberne Form, die es unmöglich macht, eine einfach=erhabene Würkung hervorzubringen. Michel Angelo nahm bei der Kuppel das herrliche Pantheon zum Muster, wollte auch der Kirche eine ähnliche

Façade geben, starb aber zu früh. Jacob de la Porte vollendete die Kuppel, Carl Maderno das übrige Gebäude. Bernini, der, Gott weiß wie, zu seinem Ruhme gelangt ist, beliebte einen Glockenthurm darauf zu setzen, den er wieder einreißen mußte, weil die Mauern Risse bekamen. Unter Pius VI. wurde noch eine Sakristei hinzugefügt. Mehr als ein Dutzend Päbste und einige Dutzend Baumeister haben an der Peterskirche gebaut, gebessert, verschlimmert, gekünstelt. Schon zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kostete sie sieben und vierzig Millionen römische Thaler; vielleicht kostet sie jetzt noch zweimal so viel. Die Façade ist imponirend, hätte nur der letzte Pabst nicht den allzumodernen Einfall gehabt, ein paar Uhren anzubringen, die alles verdarben. Die verschiedenen Maaße kann man in allen Büchern finden; um sich aber doch einen kleinen Begriff von der Größe des Ganzen zu machen, erwähne ich bloß, daß in der Kugel oben auf der Kuppel sechszehn Personen Platz haben, und daß vom Boden bis zur äußersten Spitze des Kreuzes vierhundert zwei und dreißig Fuß gezählt werden. Bekanntlich wird die Kuppel jährlich am neun und zwanzigsten Juni durch viertausend Laternen und zweytausend Feuertöpfe erleuchtet, welches allerdings einen prächtigen Anblick gewähren mag. Von dem mittlern Balkon ertheilt der Pabst am grünen Donnerstage den Segen. Die Vorhalle der Kirche ist groß und schön. Ueber dem mittlern Eingang bewundert man eine Mosaik von Giotto, schon im Jahre 1303 verfertigt. An beiden Enden links und rechts erblickt man zwei Bildsäulen zu Pferde, von Carl dem Großen und Constantin dem Kleinen, welchen ich aber nicht näher zu treten bitte, denn

sie taugen beide nichts. Carl will durch einen Triumphbogen reiten, vor dem ein Vorhang weggezogen wird. Welch' eine Idee! einen Triumphbogen grade wie einen Alkoven zu behandeln. Dennoch hat dieser schülermäßige Gedanke von Comachini, dem glatten Bernini so gefallen, daß er flugs seinen Constantin durch eine Art von Zelt reiten läßt, wo sich das Pferd nothwendig beim ersten Schritte vorwärts verwickeln muß. Unter den fünf Thüren, welche in die Kirche selbst geleiten, ist eine zugemauert, nemlich die heilige Pforte, die nur an Jubelfesten sich aufthut, wenn der Pabst mit dem Hammer daran schlägt. Die Mittelthüre ist ganz von Bronze, und mit Basreliefs geziert, die nicht dazu dienen, einen Tempel Gottes zu verherrlichen, sondern bloß den Stolz der Päbste zu offenbaren, denn man sieht z. B. eine Audienz, die irgend ein Pabst verschiedenen Nationen ertheilt. Um den Contrast vollständig zu machen, sind die Basreliefs ringsum ächt heidnisch verziert. — Doch laßt uns hinein treten. Ich war darauf vorbereitet, die Kirche auf den ersten Blick kleiner zu finden, als ihr Aeußeres verspricht; ob aber, wie man vorgiebt, die trefflich beobachteten Proportionen bloß diese Würkung hervorbringen, daran zweifle ich sehr. Ich suche sie vielmehr zum Theil in der kindischen Theaterdecoration hinter dem Hochaltar, wo der heilige Geist in einer transparenten Glorie flattert, größtentheils aber in der abscheulichen Ueberladung mit Zierrathen aller Art. Bestände das große Schiff der Kirche ganz aus weißem Marmor, höchstens sparsam mit Bronze verziert, der erste Blick würde sich unwillkührlich in Thränen der Bewunderung auflösen. Aber jetzt — diese Engel mit

Weihkesseln, als Muschelschaalen, diese Marmorschnörkel von allen Farben, diese wie Schwalbennester überall angeklebten Grabmäler, diese reich vergüldete Decke, diese Wappen der Päbste, eben so viele Sinnbilder ihrer Eitelkeit, alles das erdrückt die Größe, und die ganze Kirche gleicht einem schönen Weibe des siebenzehnten Jahrhunderts, das sich alle Mühe gegeben hat, hinter lauter Steifröcken und Fontangen seine Schönheit zu verstecken.

Diesen Eindruck hat das Ganze wenigstens auf mich gemacht. Jetzt ein Wort von seinen Einzelheiten. Das schönste in der ganzen Peterskirche ist das Grabmal eines Pabstes von Canova. Zwar ist die Religion als ein sehr steifes Frauenzimmer dargestellt (eine wahre, aber nicht angenehme Darstellung,) der Genius hingegen, den der große Künstler auf die andere Seite gehaucht hat, ist unaussprechlich lieblich, und die herrlichen beiden Löwen beweisen, daß der Vorwurf, welchen der Neid Canova macht, als sey sein Meißel nicht kräftig genug, sehr ungerecht ist. — Eine sitzende Statüe des heil. Peter soll aus dem Bronze des Jupiter Capitolinus gegossen seyn. Die frommen Gläubigen geben sich alle Mühe, ihr die Füße weg zu küssen. — Um das Grab desselben Heiligen brennen jederzeit hundert und zwölf Lampen, das ist das Merkwürdigste, was ich davon zu sagen weiß. — Der Hochaltar gleich daneben, vor dem nur der Pabst selbst Messe lesen darf, ist von einem Baldachin überschattet, der höher ist als der höchste Pallast in Rom. Das möchte noch hingehen; daß man aber aus dem Pantheon gegen zweihunderttausend Pfund Bronze geraubt hat, um ein elendes Werk von Bernini daraus zu künsteln, das ist ein Schandfleck

in der Geschichte Urban des VIII. — Die große, wirklich erstaunenswürdige Kuppel, hat zwei Fuß weniger im Durchschnitt als die des Pantheon, nemlich hundert sieben und dreißig, ist aber um zwanzig Fuß höher, nemlich hundert neun und funfzig, ohne noch die Laterne, das Piedestal der Kugel, die Kugel selbst und endlich das Kreuz zu rechnen, welche zusammen auch noch hundert zwanzig Fuß ausmachen. Mit alle dem bringt sie bei weitem nicht den lieblich-großen Eindruck hervor, von dem man im Pantheon unwiderstehlich ergriffen wird. Dagegen aber verschließen ihre Säulen ein Stück vom heiligen Kreuz, und den Spieß, mit welchem Christus die Seite geöffnet worden u. dl. m. Am Charfreitag wird ein ungeheures Kreuz unter der Kuppel aufgehangen, welches, durch mehr als dreihundert Lampen erleuchtet, eine recht hübsche Dekoration machen soll. — Im Hintergrunde der Kirche steigt man auf Porphyrstufen bis zu einem Altar, über welchem die sogenannte Kanzel des heil. Peter steht; natürlich nur ein armseliger hölzerner Stuhl, aber man hat ihn in einen großen Sessel von Bronze eingespert, auch schlechte colossale Statüen von Bronze darum gestellt. Gleich daneben erblickt man auf einem päbstlichen Grabmal die famöse Statüe der Gerechtigkeit von Jacob de la Porte, die einst das gräßliche Schicksal erfuhr, daß ein Engländer, von ihrer Schönheit bezaubert, ihr Dinge zumuthete, die man sonst nur schönen, mit Fleisch und Bein begabten Weibern zuzumuthen pflegt. Seitdem sind ihre Nuditäten hinter ein Gewand von Bronze versteckt worden. Der Geschmack ist verschieden. Mich würde das plumpe Weib nicht einmal lebend gereizt haben. Von den hundert fünf und dreißig Statüen, welche die ganze

Kirche schmücken, wüßte ich keine sonst auszuzeichnen. Eine ihrer größten Zierden aber sind die vortrefflichen Mosaiken, lauter Kopien von den berühmtesten Gemählden, welchen dadurch eine ewige Dauer zugesichert worden. Die Originale sind jetzt zum Theil in Paris. Es ist, als habe man diesen Verlust geahndet, und zeitig für Ersatz gesorgt. — Unter den Basreliefs ist eins von Algarde sehenswerth, wo Pabst Leo der Große dem Hunnenkönig Attila verbietet, sich Rom zu nähern. — Unter den Grabmälern ist eins von Bernini, welches, wie alle seine Werke, seinen kleinen, unpoetischen Geist verräth. Ein colossales Todtengerippe nemlich hebt einen Marmorvorhang auf, den es, wie mit einer Adlersklaue gefaßt hat. — Ein anderes Grabmal ist der Königin Christine von Schweden zu Ehren errichtet. Auf einem Basrelief sieht man diese sonderbare Frau die lutherische Ketzerei abschwören. Es ist an Nasen und Händen sehr beschädigt, vielleicht eine Würkung des gerechten Unwillens reisender Schweden. — Man sollte eben so mit der empörenden Geschichte verfahren, die unter dem Sarkophag der famösen Gräfin Mathilde abgebildet ist. Man erinnert sich, wie Kaiser Heinrich IV. in ihrer Gegenwart gemißhandelt wurde. Die Päbste sollten die Blätter aus der Geschichte reißen, auf welchen solche Unthaten geschrieben stehn, statt dessen suchen sie dieselben noch in Marmor zu verewigen. — Ueberhaupt ist in der ganzen Kirche nur eine einzige vernünftige Handlung eines Pabstes vorgestellt, nemlich Gregor XIII., wie er den Kalender verbessert, alles übrige sind Wunder oder empörende Gewaltthaten. — Ich könnte freilich noch mehrere Bogen mit der verschwendeten Pracht dieser Kirche anfüllen, aber so oft ich sie wie-

der sah, kam es mir vor, als wolle man nächstens da eine Auction von schlechten und guten Kunstwerken anstellen, die man einstweilen ohne Ordnung hier unter einander geworfen, und ich wünschte, die Auction möchte nur schon vorüber seyn, damit ich die Kirche selbst bewundern könnte. — Unter derselben ist noch eine Höhle, Grotte, oder wie soll ich es nennen? Derselbe Ort, wo die Martyrer verscharrt wurden, und den man bei Erbauung des neuen Prachttempels sorgfältig verschonte. Es ist da so wenig Merkwürdiges und so schlechte Luft, daß ich mich wohl gehütet habe, hinabzusteigen. Mehrere Kaiser, Könige und Päbste liegen da begraben, und viele Inschriften, Mahlereien, Mosaiken der uralten Kirche werden gefunden, die zum Theil interessant genug seyn mögen. — Die prächtige Sakristei der Peterskirche hat Pius VI. erbaut, und da sie so neu ist, so wird natürlich sehr viel daran getadelt, denn alles Lobenswerthe in Rom muß antik seyn; übrigens sey es so schlecht es wolle. — Auf sehr bequemen Stufen, welche zarte Damen sogar auf Eseln sitzend erklimmen können, steigt man auf das Dach der Peterskirche, wo man sich in einer seltsamen Welt befindet. Ja wahrhaftig, man glaubt in einer kleinen Stadt zu seyn, denn man ist plötzlich unter einer Menge von Gebäuden, die bei den häufig nothwendigen Reparaturen der Kirche, theils den Arbeitern zur Wohnung, theils zu Aufbewahrung der Baumaterialien dienen. Die Kuppel, deren Fuß man nunmehr erreicht hat, scheint die Hauptkirche dieser Stadt zu seyn, und die vielen kleinern hin und wieder zerstreuten Kuppeln, zieren und füllen das Ganze. Man rechne hiezu, daß die um das ganze Dach laufende Gallerie so hoch und obendrein mit

colossalen Statüen besetzt ist, daß man durchaus nicht auf die Straßen sehen kann, wenn man nicht sehr nahe tritt; so wird man begreifen, wie wunderbar täuschend ein solcher Anblick seyn muß, zumal, wenn bisweilen, wie man mich versicherte, ein Markt von Lebensmitteln für die Bewohner daselbst gehalten wird. Ob man aber gleich bereits auf dem Dache steht, so ist dennoch bis zur Spitze der Kuppel, noch eine schwindelnde Höhe zu erklimmen. Ehe man diese Wallfahrt antritt, wird man seitwärts auf die Gallerie geführt, welche inwendig sich ringsum die Kuppel zieht. Schaut man von da hinab in die Kirche, so krabbeln die Menschen unten wie kleine Kinder herum. Je höher man steigt, je unbequemer wird freilich das Klettern, denn die einwärts gebogenen Wände beengen die ohnehin schmale Treppe so sehr, daß man den ganzen Körper auf eine Seite biegen muß. Mehrere Marmortafeln sind in die Wand gemauert, auf welchen die wichtige Nachricht zu lesen, daß irgend eine vornehme Person in dem und dem Jahre, die Heldenthat vollbracht, bis in die Kuppel, oder wohl gar bis in die Laterne und Kugel zu steigen. Joseph II. befindet sich zweimal darunter, auch Paul I. als Großfürst. An Stellen, wo die hohen und steilen Stufen das Klettern vormals allzubeschwerlich machten, hat man erst seit kurzem für den bequemern König von Neapel hölzerne Treppen angelegt, die im Zickzack laufen, und zwar auf einem Umwege, aber desto bequemer bis zu der Laterne geleiten. Welche Aussicht den Unermüdeten oben erwarte, kann man sich auch ohne Beschreibung denken. Es ist ein unermeßliches vom Meere begrenztes Panorama. Aber der Sturmwind, der gewöhnlich in diesen obern Regionen herrscht, verleidet das

große Schauspiel. Ich rathe jedem Fremden, sich wohl zu verwahren, sollte es auch unten noch so warm und milde scheinen. Ich kann leider durch Erfahrung die Nothwendigkeit dieser Maaßregel verbürgen. — Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, ein Wort von dem herrlichen Petersplatze zu sagen, der in meinen Augen mehr werth ist, als die ganze Kirche mit aller ihrer Pracht. Er ist oval, die Kirche im Hintergrunde, zu beiden Seiten vierfache Hallen, die auf zweihundert vier und achtzig Säulen und acht und achtzig Pilastern ruhen (ein Werk, um dessen Willen ich Bernini manche Abgeschmacktheit verzeihe) die Hallen tragen hundert zwei und neunzig Statüen, jede zwölf Fuß hoch, die leider nichts als Heilige darstellen. Zwei herrliche Springbrunnen, die eine große Wassermasse über neun Fuß hoch hinauf schleudern und sie höchst mahlerisch wieder herab fallen lassen, verschönern den Platz außerordentlich. Wenn man aber zu seinen Verschönerungen auch den großen Obelisk rechnet, der in der Mitte des Platzes steht, so irrt man, wie ich glaube. Mag er immerhin schon vom Kaiser Caligula aus Heliopolis in Aegypten, nach Rom transportirt worden seyn; mag immerhin der Mechanismus für bewundernswürdig gehalten werden, durch welchen Fontana auf Befehl Sixtus V. ihn auf diesen Platz transportirte, mag immerhin seine Errichtung allhier gegen siebenzigtausend Thaler gekostet haben; ich bleibe dabei, seine Masse schadet der Façade der Kirche, ohne jene würde diese größere Würkung hervorbringen. Man versuche es nur, und denke sich den Obelisk hinweg, sogleich ist das Ganze weit imposanter. Und wenn man nun vollends die erbärmlichen Inschriften liest, welche dies Denkmal des grauen Alterthums

entweihen; wenn man liest, daß es durch päbstlichen Segen von aller Gottlosigkeit rein gewaschen worden — Genug von diesen Erbärmlichkeiten, die man hier an allen Säulen und Obelisken findet.

2.

Der Pallast des Vatikans.

Wer ihn eigentlich erbauet hat, darüber streitet man; mir ist es gleichgültig. Aber interessanter ist, daß vor tausend Jahren Carl der Große lange darinnen wohnte, als er sich hier zum Kaiser krönte. Pabst Julius II. verlieh ihm seinen höchsten Schmuck durch Raphaels Meisterhand. Seine sogenannten Logen sind zu bekannt, die Gemählde und Arabesken derselben zu lange schon vertausendfältigt, als daß ich mir erlauben sollte, hier noch davon zu sprechen. Nur das darf ich nicht verschweigen, daß sie, von seinen Schülern ausgeführt, theils von sehr ungleichem Werthe, theils auch durch die Witterung schon sehr beschädigt sind. Nach funfzig oder hundert Jahren wird man kaum noch eine Spur davon sehen. Ueberdieß — sollte man es glauben! — dienen die Logen, wie auch die dahin führenden Treppen, jetzt zum Bequemlichkeitsort für Jeden, der Drang fühlt, sich seiner Bedürfnisse zu entledigen. Nur mit zugehaltener Nase kann man hier Raphael bewundern. Nicht alle Stockwerke dieser Logen (eigentlich offene Gallerien, die vor den verschiedenen Thüren hinlaufen) sind von Raphael; ein oberes z. B. ist von minder berühmten Meistern gemahlt, und hier findet man unter andern geographische Karten, auf die Wände gepinselt, die ein Pater Dominicaner entworfen

haben soll, dessen Ignoranz höchst lächerlich ist. Moscovia ist ein völlig flaches Land, ganz mit Wäldern und Sümpfen bedeckt. In der großen Provinz Ehstland sind nicht mehr als drei Orte aufgezeichnet, nemlich Wieck, Fegfeuer und Forell. Nun muß man aber wissen, daß Wieck gar kein Ort, sondern die Benennung eines Kreises ist, und daß Forell und Fegfeuer zwei unbedeutende kleine Güter sind. Die Hauptstadt Reval fehlt ganz. — Indien ist mit Gold gemahlt. Die Inschrift sagt: es sey ein Land, wo Milch und Honig fließe, und wo der Erlöser gebohren sey. (Welcher? Christus oder Wischnu? denn bekanntlich ist Christus nur eine Nachahmung von Wischnu.) — Italien wird natürlich über alle Maßen herausgestrichen. — Längs dieser Bogen sind die Zimmer, wo die Cardinäle eingeschlossen werden, wenn sie einen neuen Pabst wählen sollen. Ihre Wohnung ist während dieser Zeit nicht größer, als der Raum, welchen ein Bogen der Gallerie einnimmt. Das mag den Herren, die sich Churfürsten gleich achten, wunderlich genug vorkommen. — Die vier Säle Raphaels mit ihren unschätzbaren Frescogemählden, bedürfen auch meiner Beschreibung nicht. Sie sind auf Papier, Leinewand und Tapeten so oft gezeichnet, gemahlt und gewirkt worden, daß es gewiß wenige unter meinen Lesern giebt, die sie nicht irgend einmal sollten gesehen haben. Ich darf nur die Schlachten Constantins, die Schule von Athen, den Parnaß u. s. w. nennen, um die Gegenstände sogleich in Jedermanns Erinnerung zu rufen.

3.

Der Garten des Vatikans.

Wenn eben das Wetter schön ist, so mag man ihn wohl durchlaufen, sonst aber kann man es auch bleiben lassen, ohne viel dabei zu verlieren. Man sieht einen ungeheuren Pinien-Apfel von vergoldeter Bronze, der vormals auf der Spitze des Mausoleums Kaiser Hadrians gestanden haben soll. Merkwürdiger noch ist das Fußgestell der Säule Antonins des Frommen, mit seinen Inschriften und zerbrochenen Basreliefs. Die vordere Seite stellt die Apotheose Antonins und seine Gemahlin Faustina vor. Der geflügelte Genius ist nicht übel, aber freilich keine griechische Arbeit. Zu beiden Seiten erblickt man Soldaten zu Pferde, wie sie vormals die Scheiterhaufen der Kaiser zu umreiten pflegten. Sie reiten hier in mehreren Reihen über einander; eine Abbildung, die sich abermals kein Grieche erlaubt haben würde. — Eine artige Spielerei mag man, besonders bei Sonnenschein, nicht vorüber gehen. Es ist ein dreimastiges Schiff von Metall auf einem Bassin, welches, vermittelst einer Wasserkunst, nicht allein aus allen Masten Wasser speit, sondern auch seine sämmtlichen mit Wasser geladenen Kanonen löst. Zugleich ziehen die Sonnenstrahlen einen schönen Regenbogen darüber hin.

4.

Die Bibliothek des Vatikans.

Sie bedarf zu ihrem Ruhme meiner Feder nicht. Schon seit Jahrhunderten ist man gewohnt, sich den

kostbarsten litterarischen Schatz zu denken, wenn man sie nennen hört. Sie besaß noch vor wenigen Jahren dreißigtausend Manuscripte. Jetzt wird sie freilich von der Pariser Bibliothek übertroffen, doch nur indem man sie beraubte, wurde es möglich, ihre Nebenbuhlerin hoch über sie zu erheben. Die Bibliothek zu Paris zählt jetzt, bekanntermaßen, über achtzigtausend Manuscripte, doch die kostbarsten unter dieser ungeheuern Anzahl, hat Bellona, als Siegerbeute, dem Vatikan entwandt. Gern hätten wohl die Franzosen auch das herrliche Gebäude mitgenommen, das hier den Wissenschaften zum Tempel dient; ein wenig zu bunt bemahlt, sonst aber werth, die Geister der Weisen aller Zeiten zu beherbergen. Sixtus V. hat es erbaut. Wer möchte das prophezeit haben, als der arme Hirtenknabe die Schweine hütete? — Im Vorsaale hängen die Portraits aller Kardinäle, welche Oberaufseher der Bibliothek waren. Sie sind meistens schlecht gemahlt, und ihre geistliche rothe Uniform thut dem Auge weh. Ein großer, sehr breiter Saal, über zweihundert Fuß lang, in der Mitte durch sieben Pilaster in zwei Schiffe getheilt, sieht beim ersten Anblick gar nicht aus wie eine Bibliothek, denn man erblickt kein einziges Buch. Sie sind alle in nicht hohen Schränken verwahrt. Die verschlossenen Thüren schützen sie vor Staube, und stehen auch diese offen, so hält noch ein inneres Dratgewebe räuberische Hände ab; doch freilich nur solche, die unbewaffnet sich zeigen. Während der kurzen Herrschaft der Neapolitaner, hatte General Mack an die Thüre der Bibliothek schreiben lassen: „Todesstrafe für den, der sich hier vergreift. Dieses Verbot reizte die Habgier nur noch stärker. Einige neapolitanische Soldaten drangen ein, rissen den ältesten

vorhandenen Codex aus dem Schranke, weil sie seinen Beschlag von verguldetem Metall für Gold hielten, liessen damit fort, brachen auf der Straße das vermeinte Gold davon, und warfen, des eigentlichen Schatzes unkundig, den sie wirklich bereits in Händen hatten, den Codex in den Staub. Ein ehrlicher Winzer, der eben vorbei gieng, sah ihn liegen, meinte, das Buch könnte doch wohl noch zu etwas taugen, und trug ihn flugs zu seinem Herrn, der glücklicherweiße ein nicht unwissender Abbate war. Dieser ahndete den Werth der Handschrift, und brachte sie dem Bibliothekar des Vatikans zurück, einem wackern gelehrten Manne, der wirklich schon heiße Thränen darum vergossen hatte. — Die Frescogemählde an den Wänden des Saals sind, wie schon erwähnt, zu bunt, (obgleich von den besten Meistern jener Zeit) oft auch der Gegenstand zu unbedeutend. Sie sollen die Thaten Sixtus V. vorstellen; man hat ihm aber auch für Thaten angerechnet, daß er vier Obelisken aufrichten lassen, und daß er die Trajanssäule durch die Statüe des heil. Peter, so wie die Marc-Aurelssäule durch die des heil. Paul verunreinigt hat. Rechter Hand sieht man auch zwischen den Fenstern die acht ersten Concilien. Was sollen die in einer Bibliothek? Schlimm genug, daß man ihre Annalen darinnen dulden muß. Die Bilder linker Hand gegen über sind die einzig zweckmäßigen, denn sie sollen die alleraltesten Bibliotheken vorstellen. Da hat man nun freilich des Guten auch zu viel gethan, denn die Gesetztafeln Mosis waren noch keine Bibliothek, eben so wenig als die babylonische Schule, der Sage nach, vom König Nebucadnezar errichtet. Dann aber folgen die athenienſische Bibliothek, von Pisistrat; die unglückliche alexandrinische, von Ptolo-

mäus Philadelphus, die palatinische, vom Kaiser August errichtet. An diese reihen sich die **heiligen** Bibliotheken zu Jerusalem, Cäsarea und endlich zu Rom; die letztere, dem Vorgeben nach, schon zu den Zeiten des heil. Peter gegründet. — Eine sehr zweckmäßige und instruktive Idee ist es ferner, daß man auf den sieben Pilastern alle die klugen Männer abgebildet hat, welche ihre Nationen die Kunst zu schreiben lehrten, oder doch die schon vorhandene Schriftsprache mit neuen Buchstaben vermehrten. Wenn man einen Blick auf alle diese verschiedenen Bilder zurück wirft, so kann man daraus einen Schluß ziehen, wie wenig Raum eigentlich für **Bücher** in diesem großen Saale übrig geblieben. Schränke überall, aber sehr niedrig; die vatikanische Bibliothek ist die einzige, in der man keiner Leitern bedarf. — Ein paar große schöne Marmortafeln stehen hier, deren Einfassung von vergoldeter Bronze mit Basreliefs geziert ist, welche die **Thaten** Pius VI., z. B. seine Reise nach Wien u. dgl. m. vorstellen. Ich würde dieser Tafeln kaum erwähnt haben, wenn nicht die Neapolitaner, abermals der angedrohten Todesstrafe trotzend, die Bronze, die sie auch für Gold hielten, durch gewaltsames Abreißen sehr beschädigt hätten. „Die Franzosen, sagte der Custode, haben die Tafeln respektirt, unsere sogenannten Freunde, die Neapolitaner, nicht." — Guter Custode! wäre hier wirklich Gold zu hohlen gewesen, die Neapolitaner würden keine Spur mehr davon gefunden haben. — Eine etwas krumme Säule, aus einem einzigen Stück orientalischen Alabasters, ist bemerkenswerth, so wie ein Sarkophag von weißem Marmor, in dem man ein Stück **Asbest** fand, ein unverbrennbares Leichentuch, welches noch gezeigt wird. — Jetzt tritt

man in eine Gallerie, die vierhundert Schritt lang ist. Die Schränke zu beiden Seiten sind mit den seltensten Ausgaben von Büchern angefüllt, und oben darauf stehen eine große Menge etruscische Vasen, die zum Theil sehr schön seyn sollen, von deren Schönheit ich aber nichts begreife. Für ein hübsches Service von Berliner oder Dresdner Porcelain gäbe ich sie alle zusammen hin. Irgendwo sitzen die Marmorbildsäulen des Aristides und des heil. Hippolytus einander gegen über. Wenn sie lebten, würden sie schwerlich wissen, was sie miteinander reden sollten. — Eine Menge christlicher Alterthümer werden auch gezeigt, Marterwerkzeuge für die ersten Christen; Bilderchen aus Griechenland gerettet, als die Bilderstürmerei ihnen drohte; Schnitzwerk, Medaillen und dergleichen Siebensachen. In den Mauern sieht man schlechte Basreliefs, von den ausgegrabenen Sarkophagen der alten Christen abgesägt. — Linker Hand endigt diese Gallerie mit einem schönen Zimmer, welches mit alten Handschriften auf egyptischem Papyrus tapezirt ist. Ob sie gleich nur Schenkungen betreffen, die der Kirche gemacht worden sind, und also in dieser Rücksicht gar keinen Werth haben, so sind sie doch durch ihr hohes Alter ehrwürdig, denn sie rühren sämmtlich aus dem fünften und sechsten Jahrhundert her. Ueberdieß prangt dieses Zimmer mit einem herrlichen Plafond, von unserm Raphael Mengs, die Geschichte, welche die Weltbegebenheiten auf dem Rücken der Zeit in ihr großes Buch trägt. Ob aber die Allegorie wohl zu vertheidigen seyn möchte? — Die Zeit ruhend und gar knieend darzustellen, ist mehr als kühn. Ist denn jemals seit Erschaffung der Welt eine

Bege=

Begebenheit vorgefallen, bei welcher die Zeit zu verweilen gewürdigt hätte? — Wir wenden uns nunmehr, um auch die andere Hälfte der vom Saal durchschnittenen Gallerie zu durchwandern. Hier findet man seit kurzem unverschlossene Bücherrepositorien auf den niedrigen Schränken errichtet. Sie enthalten siebzehntausend Bände aus aufgehobenen Klöstern und Communen zusammen gebracht. So, meinte der Custode, sey der vatikanischen Bibliothek ihr mannichfaltiger Verlust reichlich ersetzt worden. Das reichlich ist nemlich von der Anzahl zu verstehen. Die Gallerie schließt an diesem Ende abermals mit einem schönen Zimmer, das profane Museum genannt, denn es bewahrt heidnische Alterthümer. Darunter ist ein uraltes metallenes Götzenbild der Etrusker, welches ihrem rohen Geschmack eben keine Schande macht. Ferner, ein Gott der Mäuse, der schwerlich bei unsern Damen Glück machen würde; einige schöne Mosaiken u. s. w. — Das Kupferstichkabinet, in einem Nebenzimmer, ist für eine solche Bibliothek eben nicht sehr bedeutend. — Von den Büchern und Manuscripten sage ich kein Wort, denn sie sind den Gelehrten schon längst durch gedruckte Cataloge bekannt.

5.

Das vatikanische Museum

ist unstreitig das herrlichste in diesem Pallast; vorzüglich imponirt das Lokal, ein Musentempel, wie warlich kein zweiter mehr existirt. Auch soll die Mutter des französischen Kaisers, als sie zum erstenmal dahin geführt wurde, staunend ausgerufen haben: „ich glaubte, wir be-

säßen in Paris auch etwas, aber ich sehe wohl, wir haben noch gar nichts.“ — Freilich wird weder in Paris noch in Corsika etwas ähnliches gefunden. Noch jetzt, nachdem die Franzosen das Museum so manches Schmuckes beraubt haben, ist und bleibt es vielleicht das erste in der Welt. Was die schönsten Zeiten griechischer und römischer Kunst geliefert haben; was nur immer Kostbares einst Tempel, Bäder, Palläste, Gräber, Märkte und Cjrcus schmückte, ist hier vereint. Alles zu nennen vermag ich nicht, zu beurtheilen noch weniger. Was mir die tiefsten Eindrücke gemacht, will ich kurz erwähnen. — In der prächtigen Vorhalle: Der Sarkophag des Cornelius Scipio, (eines Vorfahren des Scipio Afrikanus,) durch hohes Alterthum ehrwürdig, denn dieser Scipio war Consul im vierhundert sechs und funfzigsten Jahre der Stadt. Es sind nicht viel über zwanzig Jahre, daß man sein Grabmal in einem Weinberge gefunden, nebst vielen Steintafeln, auf welchen Inschriften und Verse zum Lobe dieser Familie stehn, und die auch hier aufgehängt sind. — Der berühmte Torso ist, aus guten Ursachen, nur noch in Gips zu schauen; ich habe den Marmor in Paris gesehn; er hat mich dort eben so kalt gelassen als hier. Es gehört bloß ein Kenner, wie Michel Angelo dazu, um in einer Statue, der Kopf, Arme und Beine fehlen, das non plus ultra der Kunst gewahr zu werden. — Ich eile durch die schöne runde Vorhalle, weil sie abermals nur Fragmente von Statüen enthält. Ich will es recht gern glauben, daß es lauter kostbare Fragmente sind; ich denke aber doch, die Römer und Griechen würden lachen, wenn sie sähen, wie sorgfältig wir jede zerbrochene Puppe von ihnen aufstellen, die sie selbst höchst

wahrscheinlich würden weggeworfen haben. — In einem andern Zimmer steht die schöne Gruppe des Bachus, der sich auf einen Faun stützt. — Im achteckigen Säulengang des Hofes, unter vielen merkwürdigen Sarkophagen, Basreliefs u. s. w., der gepriesene Merkur, sonst Antinous von Belvedere genannt, (Poussin's Studium der Schönheit.) eine Venus mit dem Liebesgotte, deren Kopf das Portrait der Gemahlin des Kaisers Alexander Severus darstellt; der Gipsabguß des Apoll von Belvedere; der des Laokoon; der herrliche Perseus von Canova, der, nach meinem Gefühl, einen großen Theil des Geraubten ersetzt, und unter den schönsten Werken des Alterthums kühn seinen Platz behauptet. — Eine Gallerie ist größtentheils mit Thieren angefüllt, die vortrefflich nach der Natur gearbeitet sind. Hier giebt es Löwen und Wölfe, Tiger und Katzen, Adler und Eulen ꝛc. Die kolossale Bildsäule des Nil von sechszehn Kindern umgeben, weil der Nil, wie man sagt, sechszehn Zoll hoch steigen muß, um eine glückliche Ueberschwemmung zu verursachen. — In einer zweiten, abermals mit Thieren aller Art besetzten Gallerie, dient der Flußgott Tiber dem Nil zum Pendant. In beiden Gallerien sind schöne Fragmente von antiken Fußböden. — Hierauf folgt abermals eine lange, an trefflichen Statüen reiche Gallerie; es sind ein Paar sitzende darunter, deren griechische Inschrift die interessante Nachricht giebt, daß es Portraits der beiden griechischen Dichter, Menander und Posydippus, sind. — Von drei Sälen mit Büsten angefüllt, sage ich weiter nichts, als daß in einem derselben auch der Fechter (ein Meisterwerk Canova's)

steht, und in einem andern ein herrlicher Jupiter auf einem Adler sitzend. — Ein Saal, von Pius VI. angelegt, hat einen vortrefflichen, in der Villa Hadrians gefundenen Fußboden, der oft den Blick von dem zarten Ganymed und der schönen Venus abzieht, welche hier unter mehreren Kunstwerken entzücken. — Der Saal der Musen ist prächtig, aber die Musen selbst haben sich leider in Gips verwandelt. Doch gern verweilt man noch bei den Hermen berühmter Redner, Philosophen und Dichter, die ihnen zur Seite stehn. — Der folgende runde Saal, gleichfalls ein schönes Denkmahl Pius VI., fällt durch zehn kolossale Büsten auf, und einzig in der Welt ist die ungeheure Schaale von Porphyr, welche in die Mitte steht; sie hat ein und vierzig Fuß im Umkreis! — Ein wie ein griechisches Kreuz gestalteter Saal wird durch eine Thür verschlossen, die — wenn es doch nun einmal Himmelspforten geben soll — wohl allein würdig seyn möchte, diesen Platz auszufüllen. Es wimmelt hier abermals von Kunstwerken und Seltenheiten. — Auf einer prächtigen Treppe steigt man in das obere Stockwerk, und findet mit Erstaunen abermals eine Reihe von Zimmern, Sälen, Gallerien, mit Kunstwerken aller Art angefüllt. Es befindet sich darunter auch eine reiche Sammlung von egyptischen Alterthümern. Ein antiker Wagen, ganz von Bronze, und der wohlerhaltenste der existirt, ist erst kürzlich gefunden worden. — Alle diese unzähligen Schätze werden noch täglich vermehrt, und schon harrt eine reiche, zu Ostia ausgegrabene Sammlung, der ordnenden Hand. Ich bin sehr kurz gewesen, weil ich fühle, daß jede Beschreibung langweilig seyn, und doch keinen Schatten von Würklichkeit liefern würde.

Schade nur, daß ein Fremder dieses Meer von Genüssen unmöglich ausschöpfen kann, denn, wäre er auch Monate lang in Rom, so müßte er nichts thun als täglich das vatikanische Museum besuchen und wieder besuchen, wenn er jede einzelne Schönheit desselben in sein Gedächtniß prägen wollte. Pius VI. hat viel für dasselbe gethan, aber auch nicht ermangelt, unter jedes von ihm hier aufgestellte Kunstwerk die Worte zu setzen: munificentia Pii VI. Der jetzige Pabst ist etwas bescheidener, er schreibt: cura Pii VII. Es wäre doch besser, wenn beides wegbliebe.

6.

Die Akademie der schönen Künste.

Sie ist dem heil. Lucas, dem Erzmahler, geweiht, und ihr gehört auch die sehr alte, neben ihrem Versammlungsort gelegene Kirche. Die Produkte ihrer Zöglinge, Bildhauer, Mahler und Architekten, sind in zwei Stockwerken aufgestellt; die Bildhauer machen den Anfang, schon auf der Treppe und im Vorsaal wimmelt es von Basreliefs in gebrannter Erde. Aber — fast kömmt es Einem so vor, als ob man zu Weimar in den Saal der Preisausstellung von Göthe träte, so sehr schlecht sind sie alle. Ein einziges von Canova ragt hervor, wie eine Pinie über den Buchsbaum. Unter den Preisgemählden des ersten Stockwerks giebt es einige, die keimendes Talent verrathen. Ein Zimmer ist mit architektonischen Zeichnungen behangen, von welchen ich nichts verstehe. — Am interessantesten für den Fremden ist der obere Stock, wo ein großer, durch Bogengänge getheilter Saal, sehr geschmackvoll zur Aufbewahrung der der Akademie gehörigen Kunstwerke eingerichtet ist. Das

herrlichste von Allen — obwohl zerstört und nicht mehr schaffend — ist Raphaels Schädel, der unter einem Gehäuse von Glas steht, und dem zur Seite man Inschriften in Marmor gegraben liest, die, für ein solches Genie, viel zu pompös und wortreich sind. Nach meinem Gefühl würden die Worte: Raphael der Mahler, die erhabene Einfachheit dieses großen Künstlers besser bezeichnet haben, als alle die sinnreichen Hyperbeln, die man hier verschwendet hat. Die Empfindungen, mit welchen man vor einem Schädel steht, der einst so kunstreich eine Welt umfaßte und darstellte, gewähren einen Genuß, der nicht mit der Zeit Abrechnung hält. Unser Körper gleicht in solchen Augenblicken einer auflodernden Lampe; die hohe Flamme verzehrt zu viel Oel, aber sie leuchtet auch um so heller. Und wer möchte sein Leben nach Jahren zählen, wenn er es in einigen Tagen, mit dem Geiste schwelgend, aufzehren könnte? — Ueber Raphaels Schädel hängt ein Gemählde von ihm, das ich doch kaum für seinen Pinsel erkannt haben würde; es ist das des heil. Lucas, wie er die Madonna mahlt. Wollte der Himmel, der wirkliche Lucas hätte seine Madonna so angelegt, wie der Gemahlte es hier thut. — Eine interessande Zierde des Saals macht eine reiche Sammlung von Portraits, (ich glaube es sind einige hundert,) von allen vormaligen und jetzigen Mitgliedern der Akademie. Schade nur, daß sie, wegen Mangel des Raums, so hoch unter dem Gesims hängen, daß ein gutes Auge kaum ihre groß geschriebenen Namen lesen, weit weniger an den minder beleuchteten Stellen ihre Züge unterscheiden kann. Auffallend ist, wie geistreich die alten, meist magern Köpfe gegen die neuen, fetten und dummen Physiognomien ab-

stechen. Doch vielleicht wurden jene besser gemahlt, vielleicht ist auch das moderne, steife Costüm Schuld daran. Die Heiligen, welche sich mit Mahlerei beschäftigt haben, nehmen für sich einen Ehrenwinkel ein. — An einer Wand erblickt man das Medaillon von Gustav III., König von Schweden, unter demselben eine Sammlung von schwedischen Medaillen, die, laut der Inschrift, dieser Monarch bei seinem Aufenthalt in Rom, der Akademie schenkte. — Uebrigens sind alle Wände mit Bildern behangen, von geschickten Akademikern gemahlt. Ich zeichne, wegen der außerordentlichen Lieblichkeit, eine Iris aus, die dem Pinsel eines Engländers oder Deutschen ihr Daseyn verdanken soll; seinen Namen konnte ich nicht erfahren. Abgüsse von den schönsten Antiken sind hier und da aufgestellt. Es befinden sich ein Paar vortreffliche unter ihnen, die ich sonst nirgend gesehen habe, und deren Originale in England sind. — Wie viele Kunstwerke verschlingt und verschließt dieses Land! — Ich bediene mich mit Fleiß des Ausdrucks verschließen, denn wer sieht sie dort, wo sie in Landhäusern zerstreut und versteckt werden? — Fast sollte man wünschen, daß England einmal erobert würde, weil das der einzige Weg zu seyn scheint, um die Kunstschätze, die dort eben so tief, als einst in der Erde, begraben liegen, einmal wieder gemeinnützig zu machen.

7.
Die Villa Panfili.

Man muß sehr weit fahren, um sehr wenig zu sehen. Die Villa ist wegen ihrer Größe berühmt, denn sie soll fünf Meilen im Umfang haben. Ferner spricht

man viel von ihrer weiten Aussicht bis zum Meere; ich kann das weder leugnen noch bestätigen, denn ich sah sie an einem ziemlich trüben Tage. Auch ihren Faun, der, durch eine Wasserkunst getrieben, Liederchen auf der Flöte bläst, habe ich nicht bewundern können, denn die Seele war von ihm gewichen, die Wasserkunst verdorben. Sie darf, eben so wohl als die Villa Ludovisi, gerechten Anspruch auf den Titel eines Lazareths von Antiken machen, denn sie ist mit furchtbaren Ueberresten ausgeschmückt. In dem dazu gehörigen Landhause giebt es freilich einige bessere, aber nichts ausgezeichnetes; man müßte denn die Büste der famösen Donna Olympia dahin rechnen, die mir in der That interessant war, weil der Geiz und der Hochmuth, durch welche sie einst Rom aussog und quälte, sehr leserlich in ihre Physiognomie geschrieben sind. Unter den Gemählden ist vollends gar nichts von Bedeutung. Die besten, welche einst da sich befanden, sind auf eine schlaue Weise gestohlen worden. Eines Abends nemlich, in den Zeiten der Revolution, meldeten sich fünf französische Husaren oder Dragoner bei dem Custode, zeigten ihm eine Einquartirungskarte, und nahmen von dem Schlößchen Besitz. Am andern Morgen waren sie sammt den schönsten Gemählden verschwunden. Den Kopf der schönen Vatermörderin Cenci haben sie doch hängen lassen. — Einige kostbare Säulen von nero und Verde antico würden, außer Rom, allerdings Bewunderung verdienen; hier sieht man dergleichen gar zu viel. Eine Menge andere Spielereien hingegen würden in der ganzen Welt nur die Aufmerksamkeit von Kindern erregen. Z. B. ein paar lange Stoßzähne von dem Fische, der, wo ich nicht irre, Narwal heißt,

sind in kleine Gerüste, wie ein paar Espontons vor einer Hauptwache, befestigt und aufgestellt. Allerlei Corallen, chinesische Töpferwaare, Schatullen von der famösen Olympia, ausländisches Porcelain und was dergleichen Spielereien mehr sind. — Die Villa soll an demselben Orte gelegen seyn, wo vormals die Gärten des Kaisers Galba sich befanden. Jetzt gehört sie dem Hause Doria.

8.

Der Pallast Corsini.

Fast scheint es, dieser Pallast sey nur frommen Damen gewidmet, denn der eigentliche Besitzer wohnt, wenn ich nicht irre, zu Florenz. Aber die seltsame Königin Christina von Schweden hat hier bis zu ihrem Tode gehaust, und ihn durch den empörenden Mord ihres Lieblings Monaldeschi entweiht. Jetzt wird er von einer frommen Erzherzogin von Oestreich bewohnt, welche die große Zahl der unnützen Klöster noch mit einem vermehrt hat. Weiter wüßte ich nichts von ihr zu sagen. — Clemens XII., aus dem Hause Corsini, hat diesem Pallaste viele Prachtzimmer angebaut, die, der Sage nach, ganz neu möblirt sind. Wer sich also einen Begriff von dem neusten Geschmack der Römer in Möbeln machen will, der komme und schaue — dunkle, schwere Stoffe von Sammt mit Seide durchwürkt, altväterische Stühle mit ledernen Kappen und prächtige Marmortische auf geschnirkelten Füßen. Die Gemähldesammlung ist ziemlich reichhaltig, und usurpirt, wie gewöhnlich, berühmte Namen, doch sind allerdings auch einige vorzügliche Werke von Andrea del Sarto, Tizian u. s. w. darunter. Sehr auffallend

ist eine Madonna, die sich durch den kräftigen Charakter fast vor allen Madonnen der Welt auszeichnet. Ich fragte mit Begierde nach dem Namen des Mahlers, und hörte einen Spanier, Morillos nennen, der mich aufs neue mit Achtung für die spanische Schule erfüllte, denn eine gewisse heiße Kraft spricht aus ihren Werken, die wohl ein Erzeugniß ihres Klima's seyn mag. Wie ihre Früchte eine brennende Farbe tragen, so auch ihre Gemählde. — Unter den antiken Büsten zeichnet sich ein Kopf des Seneca aus. — Die Bibliothek dieses Pallasts, welche acht große Zimmer füllt, ist eine der angesehensten in Rom. Sie ist besonders reich an Manuscripten des funfzehnten Jahrhunderts, besitzt auch eine Kupferstichsammlung von vierhundert Bänden. — Die mit dem Pallast verbundene Villa liegt am Abhange des Berges Janiculus, auf dem Platze, wie man behauptet, auf welchem der Vetter des Satirikers Martial sein Landhaus hatte. Man will das durch die Rom beherrschende Aussicht beweisen, welche Martial eben auch dem Hause seines Vetters mit den Worten zuschreibt: hinc Septem dominos videre montes, et totam licet aestimare Romam. Man könnte jedoch dasselbe von vielen Plätzen sagen.

9.
Die Villa Albani.

Man fährt durch das salarische Thor, in dessen Nähe, und zwar auf dem sogenannten Lasterfelde (campus sceleratus), die Vestalinnen lebendig begraben wurden, welche, statt des heiligen Feuers in ihrem Tempel, das Flämmlein sinnlicher Liebe in ihrer Brust genährt hatten. In dieser Gegend war auch das Haus

des Atticus gelegen, an den Cicero so viel herzliche Briefe geschrieben hat. Längst verhallt sind die Seufzer der unglücklichen Liebe, wie der Zuruf der Freundschaft. Von Erinnerungen begleitet erreicht der Fremdling die nahe Villa Albani, und auch hier erwartet ihn eine Erinnerung, die, wenn er ein Deutscher ist, ihn mehr interessiren wird als jene, denn Winkelmann hat die Kunstschätze dieser Villa geordnet; fünf Jahre hat er damit zugebracht; sehr oft wohnte und schlief er hier; der alte Mann, der die Fremden herumführt, hat ihn noch gekannt, und versichert, er sey ein galant' uomo gewesen. Daß hier eine sehr verständige Hand gearbeitet, würde man errathen, wenn man es auch nicht erführe, denn jedem andern als Winkelmann möchte es schwer geworden seyn, einen solchen Reichthum von vortrefflichen Kunstwerken so zu ordnen, daß sie eine einfach große Würkung hervorbringen, und daß man nicht eher merkt, wie sehr viel man gesehen hat, bis man zu Hause sich die Gegenstände wieder ins Gedächtniß ruft. Die Villa Borghese gleicht einer schönen Frau im größten Staate, mit Diamanten überladen, um so eben in die hellerleuchtete Oper zu fahren; die Villa Albani ist eine schöne Frau im ausgesuchtesten Negligé; da sind auch Spitzen und Diamanten, aber mit scheinbarer Nachlässigkeit, mit schlauer Sparsamkeit angebracht; das Auge wird nicht verwirrt noch ermüdet, kein Schimmer blendet, die Empfindung bleibt ungestört. Man findet hier überhaupt gar nichts schlechtes; was keinen hohen Kunstwerth hat, bietet wenigstens ein historisches Interesse dar, oder ist durch hohes Alterthum interessant. Ich werde von dem reichen Schatze nennen, was mir im Gedächtniß blieb. Ist man durch die schöne Vor-

halle mit den drei kolossalen Masken in den Korridor getreten, so lasse man das antike Gemählde nicht unbemerkt, Livia und Octavia, dem Mars opfernd. Es ist zwar von keinem Meister gemahlt, aber die Bilder aus jenen grauen Zeiten sind so selten! — Die Treppe ist mit schönen Basreliefs geschmückt, vorzüglich sind ein paar Bacchantinnen voll Bewegung und Grazie. Wenn nur die Griechen nicht meistentheils so steife Gewänder gemacht hätten; eine Klage, die ich sehr oft wiederholen möchte. Das Gewand von der Figur getrennt, würde man selten für ein Gewand erkennen, eher noch für eine geriefelte Muschel oder etwas dergleichen ansehen. Von den Statuen erinnere ich mich vorzüglich einer vortrefflichen Pallas, eines Apollo in Bronze, einer sitzenden, aber schlecht restaurirten Agrippina, und (um der Seltenheit willen) eines weiblichen Satyrs. Ich wüßte nicht, daß man die letztere noch irgendwo anträfe; mir wenigstens ist unter den vielen tausend Statüen, die ich gesehen habe, nur diese einzige Satyra aufgestoßen. Unter den Basreliefs ist dasjenige, welches Zethus, Amphion und Antiope darstellt, das kostbarste, vielleicht von Phidias selbst gearbeitet, denn sein Styl gleicht ganz dem der berühmten atheniensischen. Deshalb hat auch wohl Winkelmann es über einem Kamine angebracht, wo man es sehr bequem betrachten kann. Die Wahl des Hercules ist mir durch die Art der Darstellung sehr merkwürdig geworden. Hercules sitzt unter einem Apfelbaume, um den sich eine Schlange gewunden, wodurch er dem Baume des Erkenntnisses sehr ähnlich wird. Die Wollust steht vor ihm, und bietet ihm eine Frucht, die sie eben gebrochen. Der Tu=

gend kehrt er den Rücken zu, sie hat ihren Arm um den Baum geschlungen. Fast möchte ich wetten, daß in diese Fabel noch Umstände verflochten sind, die wir jetzt nicht mehr wissen, aus welchen aber die christliche Mythologie ihre Adamsgeschichte im Paradiese gedrechselt hat. — Das berühmte Basrelief, Antinous, ist nur noch im Gipsabguß vorhanden. Dädalus, die Flügel des Icarus arbeitend, Diogenes in seiner Tonne, Berenice, die ihre Haare opfert, um ihrem Gemahl eine glückliche Rückkunft zu erflehen, der Kampf Achilles mit Memnon, und hundert andere bald mehr bald weniger meisterhafte Darstellungen, fesseln und entzücken das Auge. Mehrere antike Basreliefs in gebrannter Erde werden als eine große Seltenheit betrachtet. Der Büsten und Hermen sind unzählige. Man bewundert einen Jupiter Serapis in Basalt, einen Faunskopf, von Giallo antico, eine Büste von schwarzem Basalt, deren Fußgestell aus dem äußerst seltnen grünen Porphyr besteht u. s. w. Auf einem prächtigen Sarkophag ist die Vermählung des Peleus mit der Thetis abgebildet. Ein alter Thierkreis in Marmor ist sehr interessant; er wird von einem Atlas getragen, und am Fußgestelle ist eine kupferne Schaumünze eingesetzt, welche dieselbe Vorstellung zeigt. Eine große flache Schaale, zwei und zwanzig Fuß im Umfang, ist mit den Thaten des Hercules verziert. — Viele Mosaiken, höchst interessante Inschriften sind in die Wände gemauert; vermuthlich hat Winkelmann sie alle abgeschrieben; mir fehlte die Zeit, dabei zu verweilen. Eine antike Landschaft, auf Stuck gemahlt, ist in ihrer Art eben so merkwürdig, als der schöne Plafond von Mengs,

Apoll und die Musen. Der neuen Skulptur zu Ehren, möge man auch einen Blick in die Kapelle werfen, denn man wird dort einen todten Christus finden (ich weiß nicht von wem), der den übrigen Kunstschätzen dieser Villa wenigstens keine Schande macht. — Auf dem Rückwege aus diesem Kunsttempel besuche man die nahe Villa Aldobrandini, wo sich ein großes, wohlerhaltenes, antikes Gemählde befindet, welches die Ceremonien darstellt, die einst von Neuvermählten beobachtet wurden. Es ist in der Nähe des Bogens des Galienus gefunden, und endlich auch unter Glas gesetzt worden, nachdem es bereits viel von seinem ersten Glanze verlohren. Indessen bleibt es immer noch sehr merkwürdig, da es den deutlichsten Begriff von der Mahlerei der Alten giebt. Die Zeichnung ist schön, die Komposition einfach, Schatten und Farben gut vertheilt, der Ausdruck in den Köpfen sprechend. Eine Kopie davon, die Nicolas Poussin gemacht hat, trifft man in der Gallerie Doria an. Uebrigens ist hier nichts zu sehen. — Aber der Pallast Rospigliosi ist nicht weit; seine Gallerie gehört nicht unter die vorzüglichsten, und kann bequem in einer halben Stunde besehen werden. Der Pallast steht auf den ehemaligen Bädern Constantins, den letzten, die in Rom gebaut wurden. Die berühmte Aurora von Guido Reni ist hier das merkwürdigste. Sie schmückt den Plafond eines Gartensaals. Blumen streuend fliegt sie vor dem Hesperus her, den sieben Nymphen umgaukeln, welche die Stunden vorstellen sollen. Warum gerade sieben? Das ist das Geheimniß des Mahlers. Sein Meer ist doch wohl allzu blau. — In einigen Nebenzimmern hängen ein paar gute Gemählde von Dominichino, un=

ter andern Adam, der auf einen Baum gestiegen ist, um der nach dem Falle schamhaft gewordenen Eva ein Feigenblatt herabzuholen. Ich erinnere mich nicht, diesen allerdings mahlerischen Gegenstand von irgend einem andern Meister behandelt gesehn zu haben. Unter den Gemählden des Pallastes zeichnen sich die zwölf Apostel von Rubens sehr aus. Herrliche Köpfe! Schade, daß man sie nicht alle zwölfe neben einander gestellt hat, um die Verschiedenheit des Ausdrucks besser übersehen zu können. — Im Garten dieses Pallastes fand ich am dritten Januar außer Millionen gelben Früchten, blühende Rosen, Levkoyen, Geranium und Astern. Man verzeihe dem Nordländer, daß er dieser lieblichen ihm ungewohnten Erscheinung so oft erwähnt.

II.

St. Peter in carcere.

Ein uraltes Denkmal der Vorzeit, denn schon Ancus Marcius, der vierte römische König, hat es erbaut, Servius Tullius aber vollendet, und von ihm erhielt es auch den Namen Tullianum. Es steht noch jetzt, und wird wahrscheinlich noch ein paar tausend Jahre stehen, denn es ist aus gewaltigen, fast acht Fuß langen Quaderstücken erbaut. Es hatte drei Abtheilungen bis tief in die Erde hinab. Das unterste, für die gröbsten Verbrecher, hatte ein mit starken eichnen Bohlen ausgefüttertes Loch, woher es deu Namen robur bekam. Hier herein warf man, in Kisten verschlossen, die zum Tode Verurtheilten, und ließ sie den Hals brechen oder verhungern. Daher die Redensart bei den Alten: ex robore oder de robore praecipitari. Eine

Treppe nach dem Markte hinab hieß die Seufzertreppe (scalae gemoniae), vermuthlich von den Seufzern derer, die in dieses Gefängniß geführt wurden. Auf die Stufen legte man die nackenden todten Körper der Missethäter, dem Volke zur Schau, und schleppte sie dann durch die Straßen nach der Tiber. Christliche Schriftsteller haben es, ich weiß nicht warum, carcer mamertinus genannt. Der heilige Peter hat zu Nero's Zeiten länger als neun Monate darin geschmachtet. Wenn man die Stufen mit Fackeln hinabsteigt, sieht man rechter Hand, unter einem Gitter, eine Vertiefung in der Mauer, etwa so groß als ein Menschenkopf. Sie soll daher entstanden seyn, daß der Häscher dem heiligen Peter eine Ohrfeige gegeben, so stark, daß ihm der Kopf an die Mauer geflogen, und einen solchen Eindruck hinterlassen. Ich weiß in der That nicht, was ich mehr bewundern soll, die starke Hand, welche die Ohrfeige gab, oder den starken Schädel, der sich ohne Schaden in dem Quaderstein abdrückte. Auf jeden Fall möchte ich die Ohrfeige lieber gegeben, als empfangen haben. — Im Gefängnisse selbst ist neben einer kleinen Säule der Platz, wo auf den Wink des heiligen Peter eine Quelle entsprang, um den bekehrten Kerkermeister zu taufen. Vermuthlich machte ein großer Wassermangel in Rom dieses Wunder nothwendig.

11.

Carluccio.

Er ist zwar nur ein gemeiner Mann, aber er hätte wohl auch seinen Platz unter den Künstlern verdient. Wenn ich sage: er macht herrliche Modelle in Korkholz,

so

so gehört freilich zu dieser Arbeit kein Genie; wenn ich aber sage: seit zwölf Jahren beschäftigt er sich mit Erbauung eines kleinen Coliseums, mit einem Eifer, als ob es die Wiederherstellung der römischen Republik gälte; wenn ich ferner erzähle, daß er für ihn sehr kostspielige Nachgrabungen im Coliseum angestellt hat, und noch anstellt, um den Grund dieses bewundernswürdigen Baues zu erforschen; so wird man bekennen, daß er mehr als ein bloßer Handarbeiter ist. Man muß das Modell sehen, das seine Freude, seinen Stolz ausmacht; beschreiben läßt es sich nicht gut. Es ist vierzehn Palmen lang und zwölf Palmen breit (eine Palme ist etwas weniger als ein Fuß.) Mit der mühsamsten Emsigkeit hat sich Carluccio (der gemeine Mann) aus den alten Schriftstellern von der Einrichtung des Coliseums unterrichtet; nach diesen Belehrungen und nach den herrlichen noch vorhandenen Trümmern hat er sein Werk zusammengesetzt, und weiß von oben bis unten alles trefflich zu erklären, überall auf das Bewundernswürdige in der Bauart aufmerksam zu machen. Der Mechanik, deren sich die Alten bedienten, um ihre Amphitheater mit Segeltuch zu beschatten, ist er auf die Spur gekommen, zweihundert und vierzig Segel hat er angebracht, sie sind in einem Augenblick ausgespannt und wieder eingezogen. Doch sind nach seiner Meinung, nur die Sitze des Volks, nicht die Arena bedeckt worden. Er klagt sehr über die neuen Antiquare, die ihn durch ihre Schriften über das Coliseum irre geführt haben; denn als er bereits den innern Raum desselben, nach ihrer Angabe, gänzlich vollendet hatte, gerieth er erst auf den Einfall, diese An-

gaben an Ort und Stelle zu prüfen. Er grub, und fand die angegebenen Maasse unrichtig. Noch mehr, er fand, daß die Stufen weit tiefer, als man bisher glaubte, herab gegangen waren, zwar nicht als Sitze für die Zuschauer, sondern um den hoch oben stehenden nicht die Aussicht zu benehmen, da sie — wenn eine gerade Mauer die Stufen plötzlich abgeschnitten hätte — jedesmal, wenn der Kampf dicht an der Mauer sich hinzog, nichts würden gesehen haben. Diese Entdeckung ist allerdings neu und interessant; die Freude darüber ist bei Carluccio größer, als der Aerger, sein fast vollendetes Werk wieder einreißen zu müssen, eine Arbeit, bei der wir ihn eben ganz fröhlich beschäftigt fanden. Wenn er nur überall graben dürfte! das ist sein einziger Wunsch. Er hat sich unendliche Mühe gegeben, diese Erlaubniß zu erhalten, aber vergebens; denn gerade auf der interessantesten Stelle, wo noch nie gegraben worden, steht eine — Kapelle, deren Boden geweiht ist, und folglich nicht umgewühlt werden darf. — Was hat denn nun aber der arme fleißige Mann von seiner mühsamen dreizehnjährigen Arbeit? (denn noch ein ganzes Jahr wird hingehen, ehe er fertig damit wird). — Ach! nicht das liebe Brod. Er hat zwar endlich einen venetianischen Cavalier gefunden, der ihm drei tausend Scudi (etwa vier tausend fünfhundert Thaler) dafür versprochen hat; aber welch' ein Preis für die Arbeit einer solchen Reihe von Jahren! die ihm noch oben drein selbst so viele Auslagen verursacht hat, und wenn nun endlich die drei tausend Scudi ihm ausgezahlt werden; wenn er sein schönes Modell einpacken und wegführen sieht; dann wird es ihm vorkommen, als habe er sich von einer Geliebten getrennt;

und verläßt ihn der Muth, flugs wieder ein neues anzufangen, so prophezeihe ich, daß er aus Gram sterben wird. — Auch eine Nachbildung der Trümmer des Coliseums habe ich bei ihm gesehen. Man kann sich nichts treueres denken. Er hat alle Steine wirklich gezählt, bei ihm ist keiner mehr, und keiner weniger als in der Natur. Fast möchte ich behaupten, er hat auch die Grashalmen und Blätter gezählt, die auf jenen Ruinen wachsen. Nicht genug! er hat jeden dieser Millionen Steine so gewissenhaft nachgebildet, als ob er ein Portrait kopirte. Wo Zeit oder Meisel das kleinste Loch gemacht haben, da hat er es sicher aufgefaßt und angedeutet. Ich wundere mich nur, daß der Wagehals, bei diesem ewigen Herumklettern im Coliseum, den Hals noch nicht gebrochen hat.

12.

Tommaso Diamanti, Büchsenmacher und Mechanikus in Rom.

Dieser Mann hat eine wichtige Erfindung bekannt gemacht, wofür er Segen und Fluch verdient, wenn er leistet, was er verspricht. Es ist nemlich eine Kanone, die nicht von vorne, sondern von hinten geladen wird. Das Manöver, sagt der Erfinder, ist einfach, stark und untrüglich. Die Konstruktion der Kanone ist von der bisherigen ganz verschieden, aber nicht minder solid und weit sicherer beim Abfeuern. Es giebt da weder Schraube noch Zange, weder Pfanne noch Hebel oder sonst ein Gewicht; durch eine einzige Bewegung öffnet sich der hintere Theil der Kanone; in einem Augenblick ist die Ladung an ihrer Stelle, selbst im Dunkeln kann nicht

gefehlt werden. Der Erfinder erbietet sich die Probe zu machen, so oft man will, nur verlangt er mit Recht, daß man vorher eine gewisse Summe zu seiner Belohnung irgendwo deponire. Er will auch, unter seiner Direktion, Stücke nach seinem Modell gießen lassen, und zugleich ein unfehlbares Mittel an die Hand geben, die Gefahr zu vermeiden, welche aus der Erhitzung der Kanone durch zu häufiges Abfeuern entspringt. Besonders nützlich würde diese Erfindung sich auf Kriegsschiffen erweisen, wo das Laden mit so vielen Umständen verknüpft ist. Er behauptet, daß künftig eine Kanone, welche nur von drei Artilleristen bedient wird, doppelt so viel leisten werde, als eine gewöhnliche. Häufigeres Losbrennen also und größere Sicherheit der Losbrennenden ist der Hauptnutzen dieser dennoch vermaledeiten Erfindung, denn gegen einen Artilleristen, der dadurch am Leben erhalten wird, müssen Hunderte ins Gras beißen, die bei langsamer Bedienung verschont geblieben wären. Das kommt mir vor, als ob einer sein Haus einrisse, um zu verhindern, daß es auf dem Dache nicht durchregnen soll.

13.

Einige der vorzüglichsten Kirchen zu Rom.

Niemand muthe mir zu, ein Verzeichniß aller hiesigen Kirchen und ihrer Merkwürdigkeiten zu liefern. Man zählt nicht weniger als dritthalb hundert Kirchen, außerdem noch dreizehn Hauptkirchen (Basilica), sieben Kapellen, fünfzehn geistliche Kollegien, fünf Nonnenklöster, sieben Oratoria, eine Taufkirche, und Gott weiß was noch sonst für geistliche Anstalten. Wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung von Rom vielleicht bis auf

höchstens hundert und zwanzig tausend Menschen zusammengeschmolzen ist, so folgt, daß etwa zwei hundert und fünfzig erwachsene Menschen immer eine große Kirche für sich haben, von der sie, wenn sie auch alle an einem Tage sich einfinden, kein Achtel ausfüllen können. O wahrlich! an Seelenspeisen mangelt es hier nicht, es ist aber eine Speise, wie das Manna in der Wüste. — Wahr ist es, jede Kirche hat eine Merkwürdigkeit, und manche haben deren viele aufzuweisen; wenn sie aber auch alle von Wunderdingen wimmelten, so gehört doch durchaus eine römische oder neapolitanische Nase dazu, um sie ohne Ekel zu besuchen, denn trotz des Weihrauchs, mit welchem man sie beräuchert, stinken doch alle mehr oder weniger nach Leichen, weil die verdammte Gewohnheit, die Todten in die Kirchen zu begraben, hier noch gräßlich im Schwange geht. Ja, der Holzmangel ist Schuld, daß man sie nicht einmal immer mit Särgen einsenkt, sondern Kopf über Kopf unter in das Gewölbe auf einen Haufen wirft, mit einem Steine locker die Gruft verschließt, und dann ruhig den Dampf der Verwesung in sich zieht. Man versichert mich, daß ein Fremder in denjenigen Kirchen, welche die meisten Eingepfarrten zählen, im Sommer nicht fünf Minuten verweilen kann, ohne übel zu werden. Auch im Winter rathe ich jedem Fremden, wenn er Kirchen besuchen will, besonders des Vormittags, ein Präservativ zu sich zu nehmen. — Uebrigens ist allerdings wahr, daß die römischen Kirchen an Größe, Pracht und Schönheit alle Kirchen der Welt übertreffen. Durch viele derselben sind überdies die alten heidnischen Tempel und Bäder entweiht worden, sie prangen noch mit den herrlichsten Säulen aus dem Alterthum, und in dieser

Rücksicht kann der reichste und frömmste Monarch auf der Welt es den Römern nicht gleich thun.

Die Gründung der Kirche des heiligen Martin geschah in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die Christen, durch Verfolgung geehrt und hartnäckig gemacht, schufen sich ein heimliches Bethhaus in einem unterirrdischen Theile der Bäder des Titus. Es dient jetzt zu Begräbnissen. Unter andern ruht hier ein Kardinal, an dem ungeschmückten bemoosten Gewölbe hat man seinen purpurrothen Kardinalshut aufgehangen, und man glaubt nicht, welchen sonderbaren Kontrast dieser rothe Hut mit den ehrwürdigen Ueberresten der Bäder des Titus bildet, in welchen man noch auf antikem Mosaik wandelt. Schon um dieses einzigen Anblicks willen (den sogar einst ein Mahler abgebildet hat) ist es der Mühe werth, diese Kirche zu besuchen. Außerdem sah ich da noch einen großen neuen Topf, der eine Urne vorstellen sollte, in welchem die Eingeweide eines gewissen Tomasi lagen, mit dessen Seligsprechung man jetzt beschäftigt ist.

Als Constantin, der sogenannte Große, dem Christenthum Frieden schenkte (den es nie genoß), kroch es auch hier unter der Erde hervor. Der heilige Sylvester erbaute nun die obere Kirche, in welcher gegen das Jahr 324, im Beiseyn Constantins, zwei hundert und dreißig Bischöfe ein Koncilium hielten. Merkwürdiger ist sie jetzt dadurch, daß einst Poussin, vor der Pest fliehend, sich auf lange Zeit darinnen verschloß, und, um der Langeweile zu entgehen, die meistens schrecklicher ist als die Pest, Landschaften an die Wände pinselte. Es giebt wohl kaum eine Kirche mehr in der Welt, in welcher man Landschaften anträfe. Diese hier

widerstanden der Zeit nicht lange. Man ließ sie, für einige Scudi, durch einen Gascogner restauriren und verderben. Jetzt bedeuten sie fast nichts mehr; indessen will ein Künstler aus Heilbronn sie in Kupfer stechen lassen. Ich fürchte, er werde wenig Glück damit machen. — Unter mehreren nicht schlechten Gemählden hat mir besonders ein Fegfeuer, wo ich nicht irre, von Cavalucci, gefallen. Das Fegfeuer ist überhaupt eine der poetischen Erfindungen in unserer unpoetischen Religion, und ich wundre mich sehr, daß gute Meister diesen Gegenstand so selten, fast nie, behandelt haben. — Auf dem Bilde, von welchem ich rede, ziehen einige Engel, wie gewöhnlich, gereinigte Menschen aus den Flammen hervor; aber die Behandlung ist ungewöhnlich. Die Köpfe sind durchgehends schön und ausdrucksvoll, und vor allen zeichnet sich ein liebliches Weib aus, das mit über die Brust geschlagenen Armen der Erlösung harrt, in seinem schönen Gesicht die rührenden Spuren langer Leiden trägt, und dem nahenden Engel mit einem Blicke, in dem Demuth, Ergebung und Hoffnung sich herrlich mischen, entgegen sieht. Warum mußte sie so lange im Fegfeuer bleiben! sie hat doch gewiß nur geliebt.

Auch die Kirche des heiligen Peter in vincoli ist sehr alt, ja Peter soll sie selbst gegründet haben. Nero's Brand verzehrte auch sie, aber Pabst Leo, der sogenannte Große, baute sie einem Wunder zu Ehren wieder auf. Denn als die griechische Kaiserin Eudoxia die Kette zum Geschenk sandte, mit welcher einst Herodes den heiligen Peter fesseln ließ, gerieth der große Mann auf den großen Einfall, die geschenkte Kette mit derjenigen zu messen, die Peter in Rom getragen hatte, und siehe, kaum berührten sich beide Ketten, so verein-

ten sie sich auch brüderlich, und zwar so fest, daß keine Gewalt sie mehr trennen konnte. Was war also wohl natürlicher, als eine Kirche zu bauen? Man benützte dazu zwei und zwanzig herrliche antike Säulen von griechischem Marmor, die sieben Fuß im Umfange haben. Verschiedene gute Gemählde von Guercino finden sich hier. Vorzüglich bewunderte man vormals (vielleicht auch noch), die kolossale Bildsäule eines Moses von Michel-Angelo, die das Grab Julius des Zweiten ziert. Ich habe nichts Großes daran gefunden, als die Größe. Man denke sich die Figur einmal verkleinert, so wird sie sehr unbedeutend seyn. So schmal geschultert und so breitbäuchig bildeten die Griechen keinen starken kräftigen Mann. Der abscheuliche, bis auf den Gürtel herabreichende Marmorbart ist vollends unausstehlich. — Hinter dem Altare steht ein antiker Stuhl von weißem Marmor, auf dem es sich recht bequem sitzt.

Santa Maria in Transtevere (jenseits der Tiber), vormals ein Invalidenhospital der römischen Soldaten, dann die erste der heiligen Jungfrau geweihte Kirche, Sie ruht auf mehr als zwanzig schönen antiken Säulen, (denn man trift fast keine Säule in Rom an, die nicht antik wäre). An dem mit geschmacklosen goldenen Zierathen überdeckten Plafond erblickt man eine Himmelfahrt der heiligen Jungfrau, ein treffliches Werk von Dominichino. Zur linken das Hochaltars ist ein sehr schönes antikes Mosaik in einen Pfeiler gemauert, es sind allerlei Vögel darauf, und schon wegen dieses schönen Ueberrestes allein verdient die Kirche gesehen zu werden. Der Mahler Lanfranco liegt hier begraben. Merkwürdiger aber, als durch alles obige, wird sie durch einen Richterspruch des heidnischen

Kaisers Alexander Severus. Als nemlich die ersten Christen um den Grundplatz dieser Kirche mit einigen Gastwirthen stritten, sprach der Kaiser den Platz den Christen zu, „weil es besser sey, wenn eine Gottheit, gleich viel welche, da verehrt werde, als wenn Gastwirthe ihr Wesen darauf trieben." — Ob wohl der Pabst in einem ähnlichen Falle dasselbe Urtheil zwischen Chinesern etwa und christlichen Gastwirthen fällen würde?

Die Kirche St. Sebastian ist blos merkwürdig, weil man aus ihr in die berühmten Catacomben hinabsteigt. Sie sind aber bei weitem nicht so schön, als die zu Neapel, in denen man gemächlich wandeln kann. Hier muß man kriechen, klettern, oft sich bücken, und zwei Personen können nicht neben einander gehen. Da sich fremde Wagehälse darin verirrt haben, und schmählich umgekommen sind, so hat man jetzt viele Seitengänge weislich zugemauert. Schon eine Inschrift oben in der Kirche erzählt, daß hier hundert vier und siebenzig tausend Märtyrer, und sechs und vierzig märtyrisirte Päbste begraben liegen. Der Bannfluch wird demjenigen angedroht, der von diesen heiligen Gebeinen etwas entwenden wird. Wir sind so glücklich gewesen, diesen Fluch auf uns zu laden, aber man muß weit hineingehen, und es kostet viele Mühe, auch nur noch Splitter und Gebrökeltes von Menschenknochen anzutreffen, denn die Päbste haben nicht nur seit langer Zeit aus dieser großen Schatzkammer die ganze Welt mit Reliquien versehen, sondern auch der jetzige Pabst hat vollends alles zusammengescharrt, einen Wagen damit befrachtet, und ihn den glaubenslustigen Franzosen als ein Krönungsgeschenk zugeführt. Daß die Knochen vorher mit allerlei Namen getauft worden, versteht sich von selbst.

Die Kirche St. Andreas della Valle ist reich an guten Gemählden. Man besucht sie vorzüglich wegen der vier Evangelisten von Dominichino, welche unter der von Lanfranco gemahlten Kuppel befindlich, und mit Recht eines der geachtetesten Werke dieses Meisters sind.

S. Maria d'Aracöli nimmt, der Sage nach, auf dem Capitolium den Platz des prächtigen Jupiter Capitolinus ein; ja, ihre zwei und zwanzig egyptische Granitsäulen sollen noch dieselben seyn, welche einst jenen berühmten Tempel trugen. Man gründet diese Vermuthung auf eine noch leserliche, aber doch wohl nicht viel beweisende Inschrift an der dritten Säule: A cubiculo Augustorum. Kaiser August soll, ungefähr zu der Zeit von Christi Geburt, dem Erstgebohrnen Gottes einen Altar darinnen errichtet haben, der ara primogeniti Dei hieß, und der Kirche nachher den Namen gab. Ich weiß nicht, wer den Einfall gehabt hat, dem Kaiser August eine solche Albernheit aufzubürden. Der Altar ist nicht mehr vorhanden. Dagegen hat der heil. Lukas sich auch hier durch ein Conterfei der Madonna verewigt, das mit wunderthätiger Kraft begabt, der Verdienste entbehren kann, durch welche die übrigen Gemählde dieser Kirche größtentheils sich auszeichnen.

Die Kirche des heil. Clemens verdient aus zwei Ursachen gesehen zu werden; einmal, wegen einer Kapelle, in welcher die Leidensgeschichte der heil. Catharina von einem der ersten Wiederhersteller der Mahlerei, Masaccio, al Fresco auf die Wand gemahlt ist. Man findet vortreffiche Köpfe darunter, die Raphael oft studirt haben soll. Schade nur, daß während der Revolution die Republikaner, denen nichts heilig war, auch

in dieser Kapelle Spuren ihrer Barbarei zurückgelassen haben, und daß von den Gemählden bald eben so wenig mehr übrig seyn wird, als von Leonardo da Vinci's Abendmahl zu Mailand. Wer übrigens noch nicht weiß, wie Seelen aussehen, und wie sie den Körper verlassen, der kann es hier gewahr werden. Der Mund des bösen Schächers speit ein Kindlein aus, es liegt ihm noch halb zwischen den Zähnen, und auf dem Kreuze lauert der Satan, um es in Empfang zu nehmen. Der gute Schächer hat sein Kindlein schon in die Luft gehaucht, und ein Engel trägt es davon. Die andere Merkwürdigkeit ist die innere Einrichtung der Kirche aus den ältesten Zeiten, die in ganz Rom in keiner andern Kirche mehr gefunden wird. Sie besteht aus zwei Reihen von Sitzen, zwei Kanzeln und einer umgebenden Gallerie, alles aus griechischem Marmor, im altgothischen Styl verfertigt, und in der Mitte der Kirche aufgestellt. — Das Kloster gehört den irrländischen Dominikanern, und als eine dritte, aber vorzügliche Seltenheit, muß ich noch anmerken, daß ein feiner, weltkluger Mönch uns herum führte, der sehr gut französisch sprach, und dem man leicht anmerken konnte, wenn er es auch nicht erzählt hätte, daß er einst Allmosenier bei, ich weiß nicht mehr, welcher Gesandtschaft war. Er erzählte auch unter andern, daß, während der Revolution, die Juden den reich vergoldeten Plafond der Kirche gekauft hatten, und bereits abzubrechen anfingen, als ein französischer Officier sie noch daran verhinderte. Das war in der That eine recht jüdische Spekulation.

St. Peter in Montorio muß man jetzt in Paris suchen, denn seitdem das Meisterwerk Raphaels,

die berühmte Transfiguration, von den Franzosen herausgehohlt worden, verlohnt es nicht mehr der Mühe, diese Kirche zu besuchen. Wer aber etwa neugierig ist, das Plätzchen anzugaffen, wo der heil. Peter den Märtyrertod empfangen, der findet dasselbe im Kloster darneben, von einem artigen runden Tempel beschattet, dessen Altargemählde von Guido Reni seyn soll.

S. Nicolaus in Carcere. Keine kostbaren Gemählde und Statüen, aber die Erinnerung an eine köstliche That bewahrt diese Kirche, welche auf dem Platze steht, wo einst der Decemvir Appius Claudius ein Gefängniß hatte erbauen lassen. Es ist noch vorhanden. Mit angezündeten Fackeln steigt man hinab unter den Hochaltar, und — nach dem Willen des Führers — soll man die Spuren der alten Mahlerei bewundern, die noch am Gewölbe zu schauen sind. Doch wer könnte sich hier mit dieser bunten Schmiererei beschäftigen, die noch dazu offenbar aus spätern Zeiten herrührt. Hier war es, wo einst ein Greis eingesperrt wurde, um Hungers zu sterben. Seine Tochter erbettelte vom Kerkermeister die Erlaubniß, ihren Vater besuchen zu dürfen, doch ohne ihm Lebensmittel zuzustecken. Sie ließ sich jedesmal visitiren, sie brachte wirklich nichts, was ein Kerkermeister hätte finden können, aber ihr kindlicher Busen bewahrte Milch, die sie ihrem Säugling entzog; an diesem treuen Busen sog der alte Vater neues Leben ein. Seine Richter erstaunten, als sie vernahmen, daß der Greis dem Hunger so lange widerstehe; man belauschte die rührende Gruppe durch ein kleines Gitterfenster, an welchem ich gestanden habe; tiefe Rührung ergriff seine Henker bei diesem überraschenden Anblick, so wie mich bei der bloßen Erinnerung. Der Alte wurde

begnadigt. Die Consuls C. Quintius und M. Attilius bauten auf der Stelle einen Tempel der kindlichen Treue. Vor demselben ward eine Säule errichtet, die man Milchsäule nannte (Columna lactaria) und an welcher die Fündlinge ausgesetzt wurden. Man weiß den Namen dieses herrlichen Weibes nicht mehr, aber ich rechne ihre That ohne Bedenken unter die schönsten und schwersten, die jemals kindliche Liebe hervorgebracht hat. Es war nicht eine von jenen raschen Handlungen, die nur eine augenblickliche Aufopferung heischen, und eben darum weit leichter sind; denn ich möchte behaupten, es gebe keinen Menschen auf der Welt, der nicht in Augenblicken einer großen That fähig wäre. Aber ein schweres Opfer, das Tag für Tag, in jeder Stunde, dem Opfernden fühlbar, und dennoch standhaft vollbracht wird, dazu gehört ein großes, edles Herz. Man denke sich die Mutter, an die der geliebte Säugling sich stündlich anschmiegt, durch Lächeln und Weinen Nahrung aus dem mütterlichen Busen erfleht; man denke sich eine Mutter wie diese, die trotz ihres überschwänglichen Gefühls, das schmachtende Kind doch immer wieder von sich schiebt, um dem hungernden Vater ihre Milch zu bringen. — O! es muß ein herrliches Weib gewesen seyn! — Ihre That und der Schauplatz derselben sind jetzt unter dem Namen Carita romana bekannt. — Beim Herausgehen aus der Kirche werfe man noch einen lächelnden Blick auf den alten heidnischen Altar, der hier zum Allmosenblock umgeschaffen ward. — Von den acht schönen Marmorsäulen, auf welchen die Kirche ruht, sollen vier aus einem Tempel der Juno seyn.

Wer den Madonnen-Mahler Sasso Ferrato

liebt wie ich, der besuche die Kirche S. Francesco de Paula, wo er in der Sakristei einen herrlichen Plafond finden wird, den man für eins seiner Meisterstücke hält. Die Madonna ist wiederum das Schönste davon, er hat aber hier auch gezeigt, daß er vortreffliche Greisenköpfe mahlen konnte.

S. Maria della Minerva wurde also genannt, weil die Kirche auf einem Tempel der Minerva erbauet worden. Dieser Tempel muß wohl prächtig gewesen seyn, denn man hat hier oft vorzügliche Kunstwerke ausgegraben, z. B. die beiden Flüsse Nil und Tiber, jetzt in Paris, ein paar Obelisken, eine Bildsäule der Isis u. s. w. Ich spreche nicht von den Bildern und Grabmälern der heutigen Kirche, deren gerühmte Schönheit ich vergebens gesucht habe; doch ihre öffentliche Bibliothek muß ich im Vorbeigehen erwähnen, wenn ich gleich nichts weiter davon sagen kann, als daß sie aus vielen Büchern besteht, die ein Cardinal Casamatta dem Kloster geschenkt hat.

S. Sylvester bewahrt eine schöne Madonna von Andrea del Sarto, und die Kirche der heiligen Apostel ist weniger merkwürdig durch das Grabmal Clemens XIV. von Canova (weil es mit Recht nicht für seine beste Arbeit gehalten wird) als durch den Umstand, daß am Sonntage zwischen zwölf und ein Uhr, sich fast alle schönen und andächtigen Römerinnen da versammlen, um durch die Andacht neue Reize zu gewinnen. Hier sieht man sie beständig Lippen und Augen bewegen, die Lippen für den Herrn Christus, die Augen für ihre Liebhaber.

In der Kirche St. Gregorius haben Dominichino und Guido Reni einen edlen Wettstreit, zwei

herrliche Frescogemählde geliefert. Man weiß nicht, welchem man den Preis zuerkennen soll, wenn nur die Gegenstände nicht so martervoll wären.

Die Kirche der heil. Dreifaltigkeit hat Guido durch ein schönes Altarblatt verherrlicht. Auch der himmlische Vater, in der Laterne über der Kuppel ist von ihm. Beides habe ich nicht gesehen, denn ich fand die Kirche verschlossen; aber in dem Hospital der Pilger bin ich gewesen, welches zu der Kirche gehört. Alle Pilger aller katholischen Nationen werden hier aufgenommen. In der heiligen Woche strömen sie besonders zahlreich herbei, und man hat deren in einem Jahre (ich glaube 1775) in dieser einzigen Woche fünftausend gezählt. Da speisen sie an langen Tischen, doch beide Geschlechter abgesondert, und schlafen in langen Sälen, wo ich acht und funfzig reinliche Betten zählte. Am Abend ihrer Ankunft werden ihnen auch die Füße gewaschen, und zwar von einer Brüderschaft, welche Prinzen und Cardinäle unter ihre Mitglieder zählt. Dieselben Brüder bedienen die Pilgrimme auch beim Essen, wobei es zwar sehr erbaulich, aber auch sehr ungeschickt zugehen mag. — Genesende, aus Hospitälern Entlassene, werden hier auch zu jeder Zeit drei oder vier Tage unterhalten, damit sie inzwischen für weitere Nahrung sorgen können. Allerdings eine löbliche Einrichtung. Ich fand solcher Leute einige zwanzig, die alle recht munter aussahen. Die Stiftung rührt vom heil. Philipp Neri her, besteht seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, und ist oft von frommen Gläubigen in Testamenten bedacht worden.

Wenn jemals eine christliche Kirche schön zu nennen wäre, so würde ich die Kirche S. Maria Maggiore

also nennen, die auf ihren sechs und dreißig ganz weißen, recht jungfräulich aussehenden Säulen ruhend, der keuschen Diana anzugehören scheint. Sie ist würklich so schön, als eine Kirche nur immer seyn kann. Sie steht auf den Ruinen des Tempels der Juno Lucina. Die heil. Marie, die eine große Liebhaberin von Kirchen seyn muß, hat sich selbst die Mühe genommen, ich weiß nicht welchem Pabst im Traume anzuzeigen, daß sie eine ihr geweihte Kirche auf demjenigen Platz in Rom begehre, den er am andern Morgen mit Schnee bedeckt finden werde. Der Pabst machte sich früh auf, es war ein hübscher warmer Tag in den Hundstagen, keine Spur von Schnee in ganz Rom anzutreffen, bis er endlich an diese Stelle kam, da lag der Schnee einige Fuß hoch, und bezeichnete ganz genau die Größe des Bauplatzes. Darum heißt die Kirche auch noch S. Maria in neve (die heil. Schnee-Maria). Sie hat eine schöne Façade, auch einen Balkon zum Segnen für den Pabst, und eine zugemauerte Thür, wie die Peterskirche. In der dazu gehörigen Kapelle Sixtus des V. ist Marmor aller Art, verde antico, verguldete Bronze, u. s. w. verschwendet, sie wimmelt von mittelmäßigen Statüen und ziemlich guten Gemählden; daß Kostbarste ist aber das Heu, auf welchem Christus im Stalle gelegen, und seine erste Windel, die unter dem Altar eingemauert sind. Dieser Kapelle gegenüber ist die des Hauses Borghese, welche für die schönste und prächtigste in Rom gehalten wird. Hier ruhen die Säulen auf Fußgestellen von Agat, und das Bild der Madonna, schon wieder von Lukas gemahlt, ist auf Lapis lazuli

zuli geheftet, mit Edelsteinen umgeben. Vier Engel von verguldeter Bronze halten es. Mehr als alle diese Herrlichkeiten hat Guido's Pinsel die Kapelle verschönert, auch sind noch andere gute Gemählde darinnen. Der Hauptaltar der Kirche ist eine große Urne von Porphyr und sein Baldachin aus verguldeten Metall wird von Porphyrsäulen getragen. Der König von Spanien ist Protector dieser Kirche, und jederzeit ein Cardinal der erste Chorherr derselben. Ich warne jeden Reisenden, nicht an hohen Festtagen hinein zu gehen, weil dann ihre größte Zierde, die weißen Säulen, in rothen Dammast vermummt sind.

Es ist nicht recht, daß ich schon von so vielen Kirchen, und noch nicht von der des heil. Johann von Lateran geredet habe, da sie doch das Haupt aller Kirchen in der Welt genannt wird. Der Ursprung ihres Namens verdient Erwähnung. Es gab einmal eine sehr angesehene römische Familie, Lateranus, die große Güter, und auf dieser Stelle einen Pallast besaß. Der letzte war Plautius Lateranus, lebte zu Nero's Zeiten, war zur Consulwürde bestimmt, zog aber vor, sein Vaterland von einem Tyrannen zu befreien, und wurde deshalb das Haupt der gegen Nero Verschwornen. Am Tage der circensischen Spiele wollte er sich dem Kaiser zu Füßen werfen, gleichsam um sich eine Gnade zu erbitten, ihn aber plötzlich bei den Beinen fassen, vom Throne reißen, sich auf ihn werfen und ihn halten, bis die Andern herbei kämen. Der Anschlag wurde verrathen, Lateranus starb von Henkers Hand, auf dem nur für Sklaven bestimmten Gerichtsplatze. Seine Güter zog Nero ein. Den Pallast schenkte Con=

stantin dem Pabst Sylvester, der die Kirche erbaute. Sie ist die vornehmste in Rom. Erwählte Päbste nehmen feierlich Besitz davon. Zwölf Concilien wurden hier gehalten. Tausend Jahre lang stand sie, bis 1308 eine Feuersbrunst sie verzehrte; man baute sie aufs neue, doch ein schreckliches Erdbeben 1349 zerstörte sie abermals. Frömmigkeit und Prahlsucht rief sie bald wieder aus dem Schutte hervor. Viele Päbste schmückten, Clemens XII. vollendete sie. In der Vorhalle steht eine Bildsäule Heinrich des IV., des besten unter den Beherrschern Frankreichs, und eine andere Constantin des Kleinen, die in dessen Bädern gefunden worden. Das Innere ruht auf mehr als dreihundert Säulen. Statüen und Gemählde giebt es die Menge, doch wenig vorzügliches. Verde antico und andere kostbare Marmorgattungen, wie auch Bronze, sind überall verschwendet. Einen Altar umgeben vier geriefelte metallene Säulen, die dem Jupiter Capitolinus entwendet worden sind. Man hält sie für die nehmlichen, die Augustus nach der Schlacht bei Actium machen ließ; andere behaupten, sie wären von Vespasian aus dem Tempel zu Jerusalem gebracht worden. Das Altergemählde in der Sakristei ist von Michel Angelo. Die beiden Köpfe von Peter und Paul werden in dieser Kirche verwahrt; auch alte Bretter aus der Bundeslade und mehr dergleichen himmlische Sächelchen. Aber auch für Künstler giebt es Reliquien, denn die guten Mahler Arpino und Andreas Sacchi liegen hier begraben. Beichtstühle findet man für alle Nationen. Eine Ueberschrift ladet jeden Fremden in seiner eignen Sprache ein, diese Handlung zu vollbringen. — Der neben der Kirche befindliche Pallast diente lange Zeit den Päbsten zur Wohnung, und

wurde endlich in ein Hospital für dreihundert Waisenkinder verwandelt, die Seide spinnen mußten. Ob sie es noch thun, weiß ich nicht. Das Gebäude hat nicht einmal Fenster mehr.

Vor Zeiten wurden hier auch ein paar alte Stühle von rothem Marmar gezeigt, die wie Nachtstühle aussahen, denn sie hatten in der Mitte des Sitzes ein rundes Loch. Die Stühle sind in den Bädern des Caracalla gefunden, und vermuthlich beim Baden gebraucht worden. Der letzte Pabst hat sie klüglich wegbringen und, ich weiß nicht wohin, verstecken lassen. — Daß, nach Erbauung der prächtigen Peterskirche, ein Rangstreit zwischen beiden Kirchen entstehen würde, war vorauszusehen, denn — das Gold ausgenommen — ist Rangsucht der erste Götze der Geistlichkeit. Der Pabst entschied jedoch zu Gunsten des heil. Johannes von Lateran, und man ermangelte nicht, diesen Ausspruch sogleich auf eine Marmortafel an der Kirchenwand zu verewigen.

Ganz in der Nähe von dieser Kirche giebt es rechter und linker Hand noch zwei Merkwürdigkeiten zu beschauen. Die erste, das sogenannte Baptisterium Constantins, eine runde Kirche, auf acht ungeheuren Porphyrsäulen ruhend, welche die schönsten in Rom sind. Daß Constantin sie erbauet hat, ist sehr möglich; daß er aber, wie man sagt, auch darinnen getauft worden, ist nicht wahrscheinlich, da der große Mann seine Taufe bekanntlich immer verschob, um das unschätzbare Glück zu genießen, in dem elenden Bächlein des Jordan getauft zu werden. Der Taufstein ist eine antike Urne von grünem Marmor. Am Sonnabend

vor Ostern werden hier Juden und Türken getauft, wenn sie Lust dazu haben. Andreas Sacchi hat sich hier durch acht schöne Bilder aus der Geschichte der heil. Jungfrau verewigt, und andere gute Mahler, z. B. Carl Maratti, haben die Großthaten Constantins auf die Wand gepinselt, wie ihm z. B. ein Kreuz in der Luft erscheint, und wie er die wehrlosen Bücher der Arianer verbrennt.

Die andere Merkwürdigkeit linker Hand ist die Scala santa (heilige Treppe), die aus acht und zwanzig Marmorstufen besteht, welche aus dem Hause des Pilatus hieher gebracht worden, und auf welchen der Herr Christus auf- und ab gewandelt seyn soll. Diese Treppe darf man nur auf den Knieen herauf rutschen. Da erblickt man nicht bloß Pöbel, sondern auch wohlgekleidete Frauenzimmer und ganz vernünftig aussehende Männer, die sich ehrfurchtsvoll nähern, niederfallen, einen runden, grünen Stein küssen, auf welchen Christus zum erstenmale gefallen seyn soll, als er das Kreuz trug, und dann die Wallfahrt auf den Knieen antreten. Auf jeder Stufe verweilen sie, um einen Rosenkranz abzubeten. Die Stufen sind schon so abgenutzt, daß man für nöthig gefunden hat, sie mit Holz zu überlegen. Oben ist eine Kapelle, deren Altar so heilig ist, daß der Pabst selber da nicht einmal Messe lesen darf. Das schlechte Gemählde dieses Altars stellt den Herrn Christus vor. Der Evangelist Lukas hat es angefangen, aber die Engel selbst haben es vollendet. Die guten Engel würden wohl thun, erst noch in eine Zeichenschule zu gehen. Auch einige Meßgewande sollen die lieben Engelein kunstreich verfertigt haben. — Es sind noch einige profane Treppen da, auf welchen man,

wie andere vernünftige Menschen, wieder herabsteigen darf.

Die Kirche des heil. Paulus ist freilich etwas weit draußen vor dem Thore gelegen, man versäume aber doch nicht sie zu besuchen, denn sie enthält das kostbarste Säulenmagazin. Vermuthlich hat einmal irgend ein Pabst einen großen Vorrath von antiken Säulen aus allen Winkeln zusammen geschleppt, hat grade nicht gewußt, was er damit anfangen sollte, und um sie nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, hat er sie einstweilen hier aufgestellt. Denn nur in einem kleinen, durch Stufen erhöheten, Theile der Kirche wird Gottesdienst gehalten, das übrige hat ganz das Ansehen eines Magazins, ist bloß mit dem Dachstuhle bedeckt, und mit lauter Fragmenten von Grabsteinen und Inschriften gepflastert, alle so zerbrochen und gemißhandelt, daß dem Verehrer des Alterthums bei jedem Schritte das Herz blutet. Der Säulen sind nicht weniger als hundert und zwanzig, von Marmor aus Paros, egyptischem Copollin, Porphyr u. s. w. Ringsumher sind alle Päbste, vom ersten bis zum letzten, sehr schlecht auf die Wand gepinselt. Natürlich verwahrt man hier den Körper des heil. Paul, und noch vieler anderer Heiligen. In dem gothischen Kreuzgange des Klosters findet man eine große Menge eingemauerter Inschriften, meist aus den ersten christlichen Zeiten. — Kirche und Kloster sind so weise angelegt, daß sie einen großen Theil des Jahres unter Wasser stehen, welches natürlich die Luft da herum so ungesund macht, daß die Mönche sich alle Jahr genöthigt sehen, Wohnung und Tempel eine Zeitlang leer und öde stehen zu lassen.

Das sey vor der Hand genug von Kirchen, denn

ich habe keine weiter gesehen, und auch keine mehr sehen wollen. Freilich sind noch einige hunderte übrig, und jede derselben hat sicher etwas Merkwürdiges aufzuweisen; aber das Vergnügen ein einzelnes gutes Gemählde oder ein paar schöne Säulen zu betrachten, wird durch den Aufwand von Zeit und durch Nasen-Martern allzutheuer erkauft. Ich muß also hier, wie in manchen andern Dingen, auf Vollständigkeit Verzicht thun.

14

Die Obelisken.

Es giebt deren nicht weniger als zehn in Rom, und selten wirft man einen Blick in eine Straße, ohne am Ende derselben einen Obelisk zu erblicken. Ich bekenne, daß mir diese Art eine Stadt auszuzieren, gar nicht gefällt. Einen Stein, den die Egyptier vollgeschrieben haben, um den Egyptiern irgend eine Nachricht zu hinterlassen, und zwar in einer Sprache, die kein Mensch von uns allen, nicht einmal ein Gelehrter versteht; (denn alles, was man etwa noch davon weiß, ist: daß ein Sperber die Schnelligkeit, ein Crokodill das Böse, ein Auge die Gerechtigkeit, eine offene Hand die Freigebigkeit u. s. w. andeutete) einen solchen Stein in Rom aufzustellen, ist doch wohl närrisch, und wenn diese langen Maschinen nur noch würklich eine Zierde gewährten. Aber ihre Form ist sehr geschmacklos; man sieht es ihnen wohl an, daß sie von Erfindung roher egyptischer Kunst sind, deren Ursprung sich in den Zeiten der Semiramis, (folglich über zwölfhundert Jahre vor Christi Geburt) verliert. Das Auge verweilt nicht gern auf ihnen, und wo sie vor großen, schönen Gebäuden stehen, da scha-

den sie diesen. Der größte Obelisk in Rom ist der, welcher vor der Laterankirche steht, er mißt hundert funfzehn Fuß. Vor dreitausend Jahren hat ihn ein König von Egypten, den kein Mensch mehr kennt, zu Theben der Sonne geweiht; ein Sohn Constantins ließ ihn nach Rom bringen, um ihn im großen Circus aufzurichten; in der That der einzige Platz, wo allenfalls ein Obelisk hingehört, weil er einen Zweck erfüllt. Zur Zeit Sixtus V. lag er sechszehn Fuß tief unter der Erde, in drei Stücken zerbrochen. Daß er wieder zu den heutigen Ehren gekommen, hat er diesem Pabst zu verdanken. Das Kreuz oben darauf sticht gar artig gegen den Ibis und die andern Hieroglyphen ab. — Auch den Obelisk vor S. Maria Maggiore, und den auf Monte Cavallo, welcher die herrliche Gruppe von Phidias verhunzt, hat derselbe Pabst, den eine wahre Wuth ergriff Obelisken aufzurichten, bei dem Mausoleum des Augustus ausgraben lassen, wohin sie einst vom Kaiser Claudius gesetzt waren. — Der vor der Kirche S. Maria Minerva, und ein anderer auf dem Platz der Rotunde, haben vormals einem Isistempel in dieser Gegend angehört. Man hat zu dem ersten einen schlechten Elephanten machen lassen, auf dessen Rücken er jetzt steht. — Der Sonnenobelisk, den Kaiser August auf dem Marsfelde zum Behuf der Sonnenuhr errichtete, rührt noch von dem alten egyptischen Graubart Sesostris her, und steht jetzt auf dem Monte ciborio. — Von dem, welcher der Façade der Peterskirche so weh thut, habe ich schon geredet. — Den auf dem Platze Navona ließ Caracalla zum Behuf seines Circus aus Egypten bringen. — Der Obelisk auf Trinita del Monte schmückte einst den Circus in den Gärten des Sallustius. —

Man bemerke, daß kein einziger Kaiser auf den närrischen Einfall gerathen ist, einen Obelisk zur Zierde der Stadt machen zu wollen; bloß ihrer Rennbahnen wegen, ließen sie die schweren unbehülflichen Maschinen aus Egypten bringen. Hätten die Päbste — die auf der geistlichen Rennbahn zum Himmel ihrer nicht bedurften — sie als Meilenzeiger gebraucht, und etwa die ersten zehn Meilen von Rom dadurch bezeichnen lassen, so würden sie allenfalls noch dem Reisenden imponiren, und als eine würdige Vorbereitung zu dem Eintritt in die Hauptstadt der Welt dienen, deren ehemalige Pracht in den heutigen Trümmern bald eben so unleserlich seyn wird, als jene Hieroglyphen.

15.

Fahrt nach Tivoli.

Nicht ohne große Beschwerden wird dieses Vergnügen genossen, und doch darf Niemand Rom verlassen, bevor er nicht Tivoli gesehen hat, das berühmte Tibur, fast ein halbes Jahrtausend älter als Rom, und der reizendste, fröhlichste Aufenthalt, zu der Zeit, als Glück, Macht und Luxus der Römer den höchsten Gipfel erreicht hatten. Aber es liegt achtzehn Meilen von der Hauptstadt, der Weg ist sehr schlecht; in kurzen Wintertagen kann man Abends nicht zurück kommen, weil man entweder den Hals brechen, oder den räuberischen Bewohnern der Campagna romana in die Hände fallen würde; man muß also die Nacht in Tivoli bleiben; immer eine unangenehme Bedingung bei einer Lustfahrt, wenn gleich das Wirthshaus nicht schlecht ist. — Man fährt aus Rom auf der uralten, jetzt aber sehr schlechten salarischen Straße, deren schon

im dreihundert und vier und neunzigsten Jahr der Stadt erwähnt wird, weil damals die furchtbaren Gallier, bei dem dritten Meilenzeiger dieser Straße, ihr Lager aufschlugen. Hin und wieder findet man Stellen, wo noch das alte Pflaster liegt. Für beschlagene Pferde sind diese großen breiten Steine zu glatt, ich meine aber, die Römer beschlugen ihre Pferde nicht. Man passirt einige Brücken, die wenigstens noch auf antiken Grundpfeilern ruhen. Wem auf dieser Fahrt der Wind entgegen weht, der wird, (wenn ihn anders der Himmel mit einem feinen Geruch gestraft hat) schon bald hinter den Thoren von Rom durch einen Gestank gequält werden, der mit jedem Schritte vorwärts, immer stärker und ekelhafter wird, bis er endlich in der Nähe des sogenannten Schwefelbachs fast den Athem benimmt. Er riecht wie das Nenndorfer Wasser, nur noch stärker. Ich rathe jedem Reisenden sich mit einem guten Essig zu versehen, denn es ist hier schlimmer, als wenn er durch die pontinischen Sümpfe reist. Nicht weit vom Wege, wo der Bach entspringt, bildet er einen See, aus dem beständig Blasen aufsteigen, und auf welchem kleine Inseln herum schwimmen. Das Wasser sieht aus wie dünne, schlechte Milch. Die Alten schrieben ihm große Heilkräfte zu. Ein Orakel bewohnte vor grauen Zeiten den Hain der es umgab, und hier befragte der König Latinus die Götter um Rath, als er seine Tochter Lavinia mit Aeneas vermählen wollte. — Den Schwefelbach im Rücken habend, erreicht man mit freiem Athem das Grabmahl der Familie Plautia, welches ganz dem der Cecilia Metella ähnlich, ja fast noch schöner ist, denn obwohl die Gothen es auch einmal zur Festung gebrauchten, so ist es doch

nicht, wie jenes, durch einen hohen, kontrastirenden Aufsatz verunziert worden; überdies schmücken noch sechs Säulen die der Landstraße zugekehrte Seite, wo auch die Inschriften zu lesen sind, und linker Hand hat sich der Epheu außerordentlich mahlerisch hinaufgewunden. Auch dieses Grabmahl hat eine große Menge solcher Löcher aufzuweisen, wie das Coliseum und andere. Ich bin hinan gestiegen und habe sie mit allem Fleiß untersucht; es ist durchaus keine Spur zu finden, daß jemals Metall da gesessen, und selbst mein Begleiter, (der der Hypothese sehr zugethan war, welche behauptet, die Löcher seyen bloß gemacht, um das verbindende Metall heraus zu hohlen) wußte sich gegen diesen augenscheinlichen Beweis nicht anders zu helfen, als indem er durch eine neue Hypothese die alte stützte; er meinte nemlich, man habe dennoch Metall gesucht, nur keins gefunden. Dann müssen es wenigstens emsige Sucher gewesen seyn, die durch ein paar Dutzend sehr mühsam und dennoch vergeblich gemachte Löcher sich nicht haben abschrecken lassen; auch hätten sie dann die Mühe sich ohne Noth verdoppelt, denn die Löcher sind viel breiter und tiefer, als zu ihrem Zwecke nöthig gewesen wäre. Ich bleibe also noch immer dabei: die alte, nachgeplauderte Hypothese ist sehr unbefriedigend, und, weiß ich gleich keine bessere anzugeben, so weiß ich doch, daß man eine bessere erfinden muß. — Einige Meilen weiter verläßt man die Landstraße, und fährt, auf einem Wege, wie ihn nur Vaillant in Afrika mit seiner Ochsen-Equipage überwunden hat, nach der Villa des Kaisers Hadrian. Ist man einmal dort, so wird man freilich für die ausgestandenen Beschwerden belohnt, denn man wandelt, wenn ich mich so ausdrü-

cken darf, in einem Walde von Ruinen, der sieben Meilen im Umkreis hält. Kaum hat Rom, wenn es alle seine Trümmer zusammen stellt, so viele aufzuweisen. Hier wollte einst Hadrian alles vereinen, was Griechenland, Egypten und Asien Schönes und Seltenes hervorgebracht hatten; ja sogar eine lebendige Darstellung der Hölle und des Elysiums sollte seine Villa enthalten. Er führte in der That seine riesenmäßigen Entwürfe aus, und nur ein Wolkenbruch von Barbaren, schlimmer als der Aschenregen, der Pompeji bedeckte, konnte alle diese Herrlichkeiten zerstören. — Zerstören, aber dennoch ihr Andenken nicht ganz vertilgen; denn welche stolze Trümmer haben der Wuth der Gothen getrotzt! was sieht, was erkennt man nicht noch alles! Ein Theater, in dem jetzt freilich Pflaumenbäume wachsen, von dem aber Sitze, Bühne und Orchester noch deutlich zu unterscheiden sind; ein sehr großer Waffenplatz, dessen lange Mauer noch Spuren der Hallen zeigt, die, auf Säulen ruhend, ihn umgaben; ein Tempel oder Schule der Weisen, wo vielleicht, in den sieben noch vorhandenen Nischen, Bildsäulen der sieben Weisen Griechenlands aufgestellt waren, wo jetzt zwar nicht mehr Lehren der Weisheit von Lippen der Philosophen strömen, wo ich aber am dreißigsten December duftende Veilchen pflückte; eine Naumachie, (welches man wohl durch Wasser-Theater übersetzen könnte, weil da Seegefechte vorgestellt wurden;) eine Bibliothek auf dem Gipfel eines Felsen, deren vormalige Bestimmung eine dort gefundene Inschrift verrathen hat, mehrere Tempel der Diana, der Venus, des Apoll; den Kaiser-Pallast selbst, dessen untere Hallen man noch mit heiligem

Schauder durchwandeln würde, wenn nicht viele tausend Reisende ihre Namen an die Wände gekleckst hätten; die Quartiere der kaiserlichen Garde, jetzt die hundert Kämmerlein genannt; jede derselben war aufwärts dreimal abgetheilt, und das Ganze mochte etwa tausend und vierhundert Mann fassen; Grotten die man für Gefängnisse ausgiebt; Bäder für Männer und Frauen; ein Tempel des egyptischen Götzen Canopus, und noch hundert dergleichen Ruinen, deren ehemalige Bestimmung man nicht mehr kennt. Alle sind auf das mahlerischste mit Bäumen und Gesträuch bewachsen, bei jedem Schritte möchte man sich hinstellen und zeichnen. An vielen Gewölben erblickt man noch die alten Verzierungen von Stuck, oft so zart und schön, als wären sie erst gestern aus des Künstlers Hand hervorgegangen. Auch allerlei Farben sind noch kenntlich. Jetzt dienen diese Trümmer unzähligen Amseln zur Wohnung, die, selten gescheucht, bei der Annäherung des Fremdlings, laut schwatzend davon flattern. Keine menschliche Stimme ist zu hören, nur Jäger schleichen lauernd durch das Gebüsch, und wecken oft plötzlich durch einen nahen Schuß den Wanderer aus schwermüthigen Träumereien. Die Naumachie ist ein Weingarten, die Rennbahn bedeckt ein Wald von Oelbäumen; zu den meisten Trümmern versperrt Dornengesträuch den Zugang. — Viele herrliche Denkmähler des Alterthums sind hier gefunden worden, jetzt die Zierde der Museen. So erzählt man unter andern, daß einst ein eben nicht reicher Mann hier lustwandelte, und von ungefähr eine kleine Oeffnung erblickte, welche, nach starken Regengüssen, durch das Einstürzen eines Gewölbes, entstanden war. Er schaute hinab, und sah eine

Grotte, ganz mit Statüen angefüllt. Sogleich verschloß er die Oeffnung wieder, so gut er konnte; merkte sich den Platz, gieng hin und kaufte den Weinberg. Da aber ein Gesetz befiehlt, daß alles, was der Käufer im ersten Jahre seines Besitzthums findet, zur Hälfte noch dem Verkäufer zugehört, so hatte er die Geduld, weit über ein Jahr zu warten. Dann erst stellte er sich, als wolle er auf dem bewußten Platze ein Haus bauen, ließ mit dem Graben des Fundaments den Anfang machen, und zog nun, unter andern, die berühmten neun Musen hervor, die ihm sein gewagtes Kapital zehndoppelt wieder einbrachten, und die noch jetzt eine Hauptzierde des Pariser Museums ausmachen. Cicero's Buch über die Pflichten hatte der Mann wahrscheinlich nicht gelesen. — — Ist man unter diesen Trümmern vergangener Herrlichkeit einige Stunden herumgewandelt, so nimmt man Abschied von dem einzigen Weingärtner, der zwischen ihnen wohnt, und der durch die Fieberblässe seiner Wangen und durch das Bekenntniß, daß er in jedem Sommer ein Fieber zu überstehen habe, den Beweis liefert, welche schädliche Dünste die vernachlässigte Campagna romana aushaucht. Man fährt vollends nach Tivoli, einer ziemlich großen, aber sehr schmutzigen Stadt, obwohl sie auf dem Rücken eines Berges liegt. Mit den Einwohnern muß man so wenig als möglich Gemeinschaft pflegen, denn sie sind zum Theil als unverschämte Bettler, zum Theil als verwegenes, blutdürstiges Volk bekannt. Auf unsere halb im Scherz gethane Frage: ob in den letzten Weihnachtsfeiertagen viele Menschen umgebracht worden seyn? antwortete man uns in allem Ernst: es sey diesesmal nur ein einziger todtgestochen worden. — Sobald man im Wirths-

hause die nöthigen Anstalten getroffen, eilt man zu der sogenannten großen Cascade, wo der Fluß Anio (jetzt Teverone) sich ungefähr so hoch als der Rhein bei Schaffhausen, nur bei weitem nicht so breit, herabstürzt, auch während seines Sturzes keine solche Felsen antrifft, die ihn dort so sehr mahlerisch unterbrechen. Doch der Grund besteht auch hier aus tief ausgewaschenen Felsenstücken, in welchen der Strom laut brüllend kocht, und seinen Schaum als einen dünnen Rauch so hoch emporsprützt, daß man noch in großer Entfernung davon durchnäßt wird. — Herrlicher noch ist das Schauspiel, wenn man, auf einem frielich sehr mühsamen Fußsteige, zu der Grotte des Neptun hinabklimmt. Hier kämpft der Strom furchtbar schön mit den Klippen, und die tiefen Furchen der letztern beweisen, daß, wenn sie ihre tausendjährigen Plätze behaupten, es doch nicht ohne immerwährenden Verlust geschieht, der, so wenig auch jeder Tag ihnen nimmt, doch endlich die Stolzen in Staua auflösen wird. Diese Klippen sind wohl das treffendste Bild des Ruhmes. Er sey so groß er wolle, der Zeitenstrom wäscht und reißt ihn dennoch nach und nach mit sich fort, bis nach Jahrtausenden nur noch ein fabelhaftes Andenken von ihm zurück bleibt, und abermals nach Jahrtausenden auch dieses verlischt. Hat man diesem ernsten Bilde den Rücken gekehrt, so mag man im Heraufklettern sich die Spuren eines großen Rades zeigen lassen, welches mitten in den Felsen eingeklemmt war. Antik ist dieses Rad wohl schwerlich, (vermuthlich war es ein Mühlenrad) da aber das Wasser dieses Stromes sehr schnell eine dicke Steinkruste anzusetzen pflegt; so vermuthe ich, daß einst ein Erdbeben diese Felsen, und alles was

darauf stand, durcheinander schüttelte, (vielleicht vor wenigen Jahren) ein Rad blieb dazwischen, wurde nach und nach mit der Steinkruste umzogen, das Holz faulte bald heraus, und nur die Form, in Stein abgedrückt, blieb zurück. So wird man auch noch mehrere Löcher gewahr, in welchen wahrscheinlich Baumstämme eingeklemmt waren. — Oben auf dem Felsen stehen noch zwei wohlerhaltene Tempel der Sybille und der Vesta, von welchen besonders der Eine, runde, mit seinen corinthischen Säulen einen sehr mahlerischen Anblick gewährt. Tritt man hinein, so sind freilich wiederum alle Wände mit Namen beschmiert; denn mitten unter den stolzen Ruinen, die so laut Vergänglichkeit auch der herrlichsten Menschenwerke predigen, können die kleinen Menschlein doch nie unterlassen, ihre unberühmten Namen auf einige Augenblicke zu verewigen. Was sie doch nur eigentlich dabei denken? — vermuthlich gar nichts. — Auf dem Rückwege durch die Stadt möge der neugierige Alterthumsforscher einen Augenblick in ein Haus treten, dessen Eigenthümer die Wände seines Hofes mit zerbrochenen Basreliefs, ganzen und halben Inschriften tapezirt hat, die in der Gegend von Tivoli sind gefunden worden. Mehrere darunter werden dem Gelehrten zu rathen geben. Eine, deren Bruchstück mir seltsam vorkam, habe ich abgeschrieben. Hier ist sie:

TREPTO
IMORECTORUM. ME
OAPOLLINIS ADIECTO
ONIA. DAPHNE
OPTIMO.

Hat man noch eine Stunde vom Tage übrig, so besuche man die Villa d'Est, der man es von außen wahrlich nicht ansieht, daß sie drei Millionen Scudi zu erbauen gekostet haben soll. Auch inwendig ist sie öde und leer. Nur die herrliche Aussicht vom Balkon, und die Sage, daß Ariost hier seinen Orlando Furioso gedichtet haben soll, machen sie dem Fremden merkwürdig. Welch' ein kleiner Geist den Besitzer oder Erbauer beseelt hat, beweißt eine im Garten ausgeführte, recht mesquine Idee. Er hat nemlich alle die schönsten Ueberreste des alten Roms, das Pantheon, die verschiedenen Tempel u. s. w. im Kleinen, etwas über Mannshöhe, nach bauen und Alle auf einem Platze zusammen stellen lassen. Von oben herab sieht es aus, wie eine Berliner Weihnachtsbude, oder wie ein Zuckerbäcker-Aufsatz auf eine Tafel. Die Dinger haben viele Tausende gekostet, sind auch oft wieder ausgebessert worden, so verliebt war der sinnreiche Erfinder in seine alberne Idee. In der That giebt eine Abbildung in Mosaik auf einer Dose, einen deutlichern Begriff von jenen Trümmern, als dieses Kinderspielwerk. Weit lieber sind mir die herrlichen Cypressen in dem wüsten Garten, die größten und ältesten die man in und um Rom findet. — Wer, so wie ich, im Winter Tivoli besucht, der muß die übrigen Merkwürdigkeiten auf einen Morgenspaziergang versparen. Dann aber wünsche ich jedem Reisenden einen schönen heitern Sommertag, wie er mir am letzten Tage des Jahres zu Theil wurde, und einer der köstlichsten Spaziergänge wird ihm jede Beschwerde reich vergelten. Damen pflegen auf Eseln zu reiten, welches sie aber nicht thun

soll.

sollten, denn Gesellschaft von Eseln verkümmert jeden Genuß, und ist gleich der Weg ein wenig steinigt, so ist er doch keinesweges beschwerlich. Ein gemächliches Lustwandeln von etwa anderthalb Stunden, wird jeder Dame wohl bekommen und Rosen auch auf sonst blasse Wangen locken. Ein enges tiefes Thal an des Berges Abhang zu umkreisen, um jenseits den herrlichen Cascatellen gegen über zu stehen, ist der Zweck dieser Wanderung. Man geht den großen Wasserfall noch einmal vorüber, und gelangt bald an eine Stelle, wo ein steiler Fußpfad hinab zu der Sirenen-Grotte führt, eine der Neptuns-Grotte ähnliche, aber noch romantischer ausgestattete Felsenhöhle, in welche der ganze Fluß sich durch ein einziges rundes Loch ergießt. Noch vor kurzem konnte ein guter Kletterer auf mühsamen, sehr schlüpfrigen und oft gefährlichen Wegen, bis in die Grotte gelangen, und dort, dem beengten Strome zur Seite stehend, in eine einzige große Urne ihn auffangen; aber vor einigen Monaten hat die Flußnymphe, zürnend sich in ihrem verborgensten Heiligthum belauscht zu sehen, die längst ausgewaschenen Felsen übereinander gestürzt, und auch dem kühnsten Sterblichen den Zugang verschlossen. Man muß sich daher begnügen, auf festem sichern Boden zu stehen, und die nassen Dampfwolken anzustaunen, in welche die schöne Nymphe sich verhüllt. — Doch bald vergißt der Wanderer was ihm hier versagt worden, über den reichen Schätzen, welche die Natur auf jedem seiner Schritte vor ihm ausbreitet. Der mit zwei Tempeln gekrönte Felsen, an dessen Fuß der Anio in der Neptunshöhle schäumt; der Bergrücken über ihm eine Stadt

tragend; das enge Thal, an dessen steilen Wänden die Oelbäume und Weinberge hängen, muntere Kinder ohne Schwindel herumklettern, Oliven zu sammeln, und lächelnd dem Steine nachblicken, der unter ihrem leichten Fußtritte sich lösend, pfeilschnell hinabrollt; rechter Hand bald eine Felsen-Grotte mit Epheu verschleiert, bald ungeheure Aloe's mit baumhohen vertrockneten Blütenstengeln. So erreicht man endlich die Stelle, wo gegen über schon längst ein dicker Wasserrauch die Gegenwart der Cascatellen verkündete. Dort hat eine ganze Schaar muthwilliger Nymphen sich gelagert, die eine etwas höher oben, die andere ein wenig tiefer unten, die dritte mehr rechts, die vierte weiter links, doch alle haben ihre Urnen umgestürzt; Ströme, Bäche und Bächlein, stürzen, rollen und rieseln von Abhang zu Abhang, murren, wenn ein Felsenstück es wagt sich ihnen entgegen zu stemmen, umarmen es schäumend, oder wälzen sich drüber hin, breiten sich fallend aus wie ein Fächer, und halten der Sonne einen Spiegel hin, die zugleich mit ihren Strahlen einen Bogen in die Dampfwolken zeichnet. Ich werde mich wohl hüten, eine Beschreibung dieses herrlichen Anblicks zu wagen. Mit einer Beschreibung könnte ich ohnehin mich nicht loskaufen, hunderte, tausende müßte ich entwerfen, denn jeder Schritt verwandelt die Scene. Bald ist die Aussicht frei, bald blinkern die Ströme hinter dem blassen Grün der Olivenbäume; bald ist durch einen gekrümmten Baumast nur derjenige Theil sichtbar, der sich in Masse wie flockigte Wolle herabgießt, bald verdecken die Baumgipfel den Sturz, und man wird bloß den Kampf der Wellen mit den Felsen im Abgrunde gewahr. Hier setze man ja nur langsam einen Fuß vor den andern,

denn jeder eilende Schritt, bezeichnet einen verlornen Genuß. Ein paar der schönen Nymphen scheinen mit ihren Gespielinnen zu maulen, die eine hat sich fern gelagert, läßt ihre Quelle einsam herabplätschern; die andere war noch eigensinniger, sie wählte zum Tummelplatz des nassen Spiels die Villa des Mäcenas, von welcher auf dem Bergrücken noch große Bögen zu schauen. Hinter einem solchen Bogen goß sie ihre Urne aus, daß der Strom mahlerisch hindurch stürzt, und von Felsen zu Felsen zu den Gewässern der Tiefe hinab springt. — Ach! hier wäre gut Hütten bauen! Doch was sind Hütten und Palläste, wären sie auch in Elysium selbst erbaut, wenn herzliche Bewohner ihnen mangeln. Ich darf nicht verschweigen, daß der herrliche Spaziergang dem Wanderer alle Augenblicke blicke durch das verdammte date mi qualche cosa (gebt mir etwas) verleidet wird, welches ihm von allen Lippen entgegen tönt. Und nicht etwa von zerlumpten Bettlern, nein, von wohlgekleideten Landleuten, die da herum ihr Feld bauen, von muntern, gesunden Kindern, die ihren Spielplatz verlassen, sobald sie einen Fremden gewahr werden, und ihn mit angebohrner Unverschämtheit verfolgen. — Hat man von den Cascatellen und Bettlern sich losgerissen, so führt der Weg an der Villa des Quintilius Varus vorüber, deren Bogen und Mauern nur noch durch ihre Größe die ehemalige Pracht verrathen. Man klimmt hinab in das Thal, geht über eine antike Brücke, und steigt dann den Berg wieder hinauf, der größtentheils noch das antike Pflaster trägt. Ein wenig erschöpft vom Gehen, Sehen und Empfinden, erreicht man endlich den Tempel des

Hustens, das Ziel der Wallfahrt. Er ist rund, klein aber wohl erhalten, und gleicht dem der Minerva Medica. Gern hätte ich in dem öden Tempel geopfert, da ich mir eben, auf der Kuppel der Peterskirche, einen derben Schnupfen gehohlt hatte. Doch statt der Bildsäule des Gottes erblickte ich bloß Spuren einer Madonna, die einst ein frommer Pinsel hier an die Wand geschmiert hatte. Ich floh in den Wagen und eilte zurück nach der gedemüthigten Hauptstadt der Welt.

Noch eine Bemerkung vergönne man mir, ehe ich ganz von Tivoli scheide. Fast kein Tag im Jahre verstreicht, an dem nicht Künstler sich daselbst einfänden; alle Landschaftsmahler, die Italien bereisen, scheinen sich das Wort gegeben zu haben, vor allen Dingen die Cascade, und die Cascatellen von Tivoli zu zeichnen und zu mahlen; hunderte solcher Copien der Natur habe ich gesehen, bevor mich die Natur selbst entzückte; ich glaubte längst einen deutlichen Begriff davon zu haben; ich glaubte der Genuß sey mir durch die vielen Bilder schon längst verkümmert, er werde zu wenig neues mir darbieten. Aber wie sehr hatte ich geirrt! Diese Natur erreicht kein Pinsel, und ich habe mich aufs neue überzeugt, daß ein Landschaftsmahler nur die ruhige See, höchstens einen stillen Fluß, nie aber einen Wasserfall mahlen sollte, von dem er weder Leben noch Getös auszudrücken vermag, und der doch eben durch seine immerwährende Bewegung so reizend wird. So wenig der Historienmahler zu seiner Darstellung einen schnell vorübergehenden Augenblick wählen darf, eben so wenig sollte es dem Landschaftsmahler erlaubt seyn.

16.

Die Gemähldegallerie Doria.

Kein König darf sich dieser Sammlung schämen, die an Zahl und Werth den bessern in Europa nicht nachsteht, wenn anders den vielen berühmten Namen zu trauen ist, welche der Cicerone sehr geläufig nennt, und die freilich nicht **immer** durch die ihnen zugeschriebenen Werke gerechtfertigt werden. Eine lange, im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts verzierte **Gallerie**, welche ein regelmäßiges Viereck bildet, und noch **zwölf** bis **dreizehn** daran stoßende **Zimmer** sind mit mehreren tausend Gemählden angefüllt, unter welchen, der Behauptung nach, kein einziges mittelmäßiges sich befinden soll. Alle sind stupendo oder maraviglioso. Dadurch muß man sich nicht irre machen lassen; es sind wirklich herrliche Sachen darunter, die alte und reiche Familie Doria, deren Namen so oft in der Geschichte glänzt und nicht glänzt, hat lange daran gesammelt; testamentarische Verordnungen und Familienpakta haben jederzeit verhindert, daß auch Verschwender nichts davon haben versplittern können. Der ganze Pallast, mit seinen Marmorfußböden und schweren sammtenen Vorhängen vor Thüren und Fenstern, zeugt von antiker, solider Pracht. Schade, daß viele der Zimmer zu wenig Licht haben. — Einen flüchtigen Gang hindurch wird der Leser nicht ungern mit mir machen, denn, meiner Gewohnheit zufolge, werde ich nur da verweilen, wo Poesie mit Kunst vermählt, mir nicht bloß Bewunderung, sondern auch Gefühl entlockt. — Der erste Saal enthält lauter Landschaften von Poussin, (ein Paar ausgenommen); der zweite, größere abermals. Liebhaber von Landschaften dürfen sich also hier

großen Genuß versprechen; ich aber lasse mir die Landschaften nicht gern von Jemand anders, als vom lieben Gott selbst mahlen; und werfe daher nur einen flüchtigen Blick auf alle diese Schätze, die zum Theil mit schwarzen Bäumen und türkenblauen Horizonten prangen, welches gewaltig schön seyn soll. Die meisten hat Poussin durch Figuren belebt, aber die Wahl seiner Historietten ist nicht immer die glücklichste. Zum Beispiel, ein Engel, der in einer kleinen Schaale das Weltmeer auffassen will, um den heiligen Augustin zu verspotten, der sich einbildet, die unbegreifliche Dreieinigkeit zu begreifen. Der Engel ist allerdings ein kluger Engel, (der, wenn er unsere heutigen Philosophen eines Besuchs würdigen wollte, vermuthlich statt der Schaale, ein Sieb mitbringen würde,) aber auf einer gemahlten Landschaft macht er eine üble Figur, denn da muß eine Handlung sich rein aussprechen, (wie die neuern Deutschen sehr geziert sagen) oder, sie muß verständlich seyn, muß keiner Erklärung bedürfen, (wie die ältern Deutschen sich ungeziert ausdrücken). Doch schon zuviel von Landschaften. — Kains Brudermord von Gasparo, die Figuren Lebensgröße, ist gewiß ein schönes Bild, aber der Eselskinnbacken in Kains Faust, oder welcher andere Knochen es seyn soll, bleibt doch ein großer Fehler; denn zu geschweigen, daß die Bibel, wo ich nicht irre, ausdrücklich eine Keule als Mordwerkzeug nennt, konnte Kain auch unmöglich mit dem Knochen eines Thieres sich bewaffnen, weil es noch kein todtes Thier auf Erden gab. Doch wenn das alles auch nicht wäre, so hätte der Mahler doch eine Keule wählen sollen, denn dieser Knochen thut die nemliche Würkung auf das Ganze, die z. B. ein Hund,

vor dem Siegeswagen eines Triumphators gespannt, hervorbringen würde. — Im dritten Zimmer ist die allgemeine Sündfluth, von einem Mahler aus der venetianischen Schule, abgebildet. Der Gegenstand ist sehr unglücklich gewählt, eine Klippe für den größten Meister. Ich erinnere mich zwar wohl, in Paris eine Sündfluth (von Poussin, wo ich nicht irre) gesehen zu haben, die mich entzückte, aber dort war das Hauptinteresse in einer einzigen Gruppe vereinigt, alles übrige nur schwach angedeutet; hier sind die nothleidenden Menschen auf dem großen Bilde überall zerstreut; das Auge möchte sie gern zusammen fassen, sich ein Ganzes daraus bilden, aber vergebens! man fühlt bloß, daß die allgemeine Sündfluth sich nicht mahlen läßt, und daß Poussins Bild zu Paris weit weniger schön seyn würde, wenn er sie wirklich gemahlt hätte. Eben so ist es mit Schlachten. Wer mag das verworrene Gemisch anschauen und sich ein Ganzes daraus zusammen setzen? Gefechte kann man mahlen, Schlachten nicht. — Mit ungleich wärmerem Interesse verweile ich bei Portraits von der Hand großer Meister, denn in jedem Menschen-Gesichte hat die Natur die unendlichste Mannichfaltigkeit kunstreich zu einem Ganzen verschmolzen, und diese kleine Welt ist mit einem einzigen Blicke zu fassen und zu überschauen. Die Gallerie Doria ist reich an solchen Gemählden von Tizian, Rubens, dem unübertrefflichen Vandyk und mehreren guten Meistern. Vor jedem solchen Kopfe verweilt man gern Minuten lang, denn die ganze Seele geräth sogleich in Bewegung, sie vergleicht, macht Schlüsse, weckt Erinnerungen, ahndet Verborgenes, kurz sie genießt, indem sie alle ihre Kräfte in Thätigkeit setzt. Und das ge-

schieht selbst dann, wenn sie von dem Original nichts weiß, wenn es irgend ein unbedeutender Prinz oder Rathsherr ist, den bloß der Pinsel des Mahlers verewigt hat. Steht man aber vollends vor dem Portrait eines berühmten Mannes, dessen Geist, dessen Thaten man kennt, o dann verzehnfacht sich der Genuß. Auch diese Fülle des Genusses gewährt die Gallerie Doria. Man findet hier Machiavell von Andrea del Sarto — (ja so mag er wohl ausgesehen haben, dieser feine Menschenkenner, den Thoren als einen Bösewicht verschreien, weil er Fürsten lehrte, Thoren klüglich zu beherrschen) — Bartolus und Baldus, die beiden großen Juristen, von dem göttlichen Raphael gemahlt. Welch' ein Abstich gegen Machiavells seine Physiognomie! ein paar rüstige Streiter, das sieht man ihnen an. Jansenius von Tizian — kaum hätt' ich in den Zügen des Hauptes einer Sekte so viele Sanftmuth, solch einen ruhigen Verstand gesucht. — Rubens Geliebte von ihm selbst gemahlt. In ihrem großen Auge schwimmt der Gedanke, man glaubt ihn zu errathen. — Holbein und seine Gattin, beide von ihm selbst lebendig dargestellt. Vermuthlich hat er die Blumen und das Geld geliebt, denn er hat sich in die eine Hand eine Nelke, in die andere einen Beutel gegeben. — Rubens Beichtvater von Rubens Pinsel. Sollten die Mönche einmal aussterben, (welches doch nicht zu befürchten steht) und die Nachwelt sich keine rechte Idee mehr von einem Mönche machen können, so darf sie nur zu diesem Bilde ihre Zuflucht nehmen. — Der Pabst Panfili von Diego Velasquez ist wahrlich ein bewundernswürdiges Bild, welches gewaltige Würkung thut. Ein Kopf in päbstliche Klei-

dung verhüllt, und dennoch solche Kraft, solche unwiderstehliche Kraft! Purpur ist des Mannes Gewand, Purpur der Sessel auf dem er sitzt, überall Purpur und nichts als Purpur, und dennoch wußte der Künstler aus dieser Eintönigkeit so ungeheuern Vortheil zu ziehen. Selbst das Gesicht hat eine rothe Tinte, aber Velasquez hat nicht mit Farben, sondern gleichsam mit Fleisch gemahlt. Man verzeihe mir den kühnen Ausdruck, das kühne Bild berechtigt dazu. — Welch' ein liebliches Weib hat dort Leonardo da Vinci dargestellt? Diese Augen sprechen Liebe, dieser Mund athmet Liebe — und dennoch — nur in weiblichen Physiognomien straft die Natur sich Lügen — es ist die Königin Johanna von Neapel, diese unzüchtige Mörderin ihres Gemahls, dieser Schandfleck ihres Geschlechts. O warum mußte der ehrliche Leonardo da Vinci, dieser Freund von dem biedern Franz dem Ersten, seinen Pinsel so entweihen! — Geschwind hinüber zu dem Bilde einer alten Frau von Vandyk, die zwar dem Namen nach unbekannt, aber mit Jedem der vor sie hintritt, schon seit vielen Jahren vertraut ist. Wahrer darzustellen ist unmöglich. Es ist eine gutmüthige geschwätzige Alte, sie möchte gar zu gern mit euch sprechen, sie thut den Mund schon auf; redet sie nur an, sie antwortet euch ganz gewiß — und Alles was sie spricht ist so verständig, so herzlich, man trennt sich recht ungern von ihr.

Das ungefähr sind die vorzüglichsten Portraits. Fast möchte ich dahin auch noch einen Christuskopf von Frangi-Pani rechnen, über welchem das Kreuz, welches der Heiland trägt, hervor ragt. So rührend sah ich die fromme Ergebung noch nie ausgedrückt. Und

vor ihm der Kopf der heiligen Veronica — ihr offener, stummer Mund haucht und redet Schmerz. — Von alten Meistern finden sich hier viele Bilder, doch sind es meistens nur gelungene Bemühungen, die Kunst aus der Kindheit heraus zu arbeiten. Am wenigsten unter ihnen schätze ich sonst Benvenuto Garofalo, aber man sieht doch hier einen Besuch der heil. Jungfrau bei der heil. Elisabeth, der ihm Ehre macht und leicht sein bestes Werk seyn möchte. Elisabeth eilt der Freundin mit offenen Armen entgegen. Der Kopf der Madonna wäre Raphaels würdig; daß sie aber in dieser beschwerlichen Kleidung einen so weiten Weg zu Fuß hat machen können, ist zu verwundern.

Eine Magdalene von Tizian ist schön, obwohl sie der von franca Villa zu Neapel nicht gleich kommt. Der Meister verliebte sich selbst so sehr in sein Werk, daß er es mehreremal copirte. Eine solche Copie von seiner eignen Hand wird hier gleichfalls gezeigt. — Ein heiliger Rochus, als kranker Pilger von einem Engel geheilt, ein treffliches Werk des braven Schidone, von dem man aber auch Madonnen in dieser Gallerie antrifft, an die er sich nicht hätte wagen sollen. Kräftige Geschichtsmahlerei war eigentlich sein Beruf. O wie manches heerliche Meisterwerk mehr würden wir besitzen, wenn die kleinlichen Bilder unserer Religion das Genie der größten Mahler nicht so oft in Fesseln geschlagen hätten. — Von artigen, unterhaltenden Nachtstücken des Gherardo delle Notte hat die Gallerie Doria mehrere aufzuweisen, unter andern auch das Mädchen, das sich bei Lampenschein Flöhe absucht. Unbegreiflich, wie ein Mahler einen solchen Gegenstand con amore bearbeiten kann. Noch obendrein sind die Flöhe entsetz-

lich groß. — Ein neapolitanischer Lazzaroni, welcher Melonen verkauft, von Michael Angelo Caravaggio, wird besonders die Reisenden interessiren, die eben aus Neapel kommen, denn es ist eine lebendig wahre Darstellung. — Der verlohrne Sohn, der zu seinem Vater zurückkehrt, von Guercino, ist voll Ausdruck. Man sollte aber den Vater davon wegschneiden, denn der scheint mir sehr unbedeutend. — Lieblich ist die heilige Agnese von demselben Meister, aber gemisbraucht hat er seine Kunst, als er so kräftig den Simson darstellte, wie er aus dem Eselskinnbacken Wasser in seinen Mund laufen läßt. Es macht einen widerlichen Effekt. — Ueber die Maßen gerühmt wird eine Madonna von Guido Reni, wie sie anbetend über das schlafende Kind sich neigt. Das Bild ist allerdings schön, aber ich würde ihm dennoch die heilige Familie von Sasso Ferrato vorziehen, die einen großen Eindruck auf mich gemacht hat. Wie herzlich und doch wie leise die Mutter das herrlich schlafende Kind an ihren Busen drückt! Und dann dieser schöne geduldige Kopf des heil. Joseph! — Sasso Ferrato mahlte nichts als Madonnen, und er that wohl daran, denn Alle sind ihm so trefflich gelungen, daß ich fast glauben möchte, dieser Mahler sey eigentlich ein Frauenzimmer, sey selbst Mutter gewesen. — Eine Bathseba im Bade, die eben ein Liebesbriefchen von David empfängt, wird einem Deutschen zugeschrieben, den die Italiäner Bronchuest nennen, und vermuthlich seinen Namen verstümmeln. Man findet an diesem Bilde vieles auszusetzen, mich dünkt aber doch, das Weib habe sehr schöne Arme und Füße. — Einer Judith von Guido Reni erwähne ich bloß, um mich abermals darüber zu

ärgern, daß auch die besten Mahler den schönsten Weibern abgehauene Köpfe in die Hände geben, und dabei ihre Züge so freundlich frohlockend darstellen, daß es jedes Menschen Herz empören muß. Auch ist diese Darstellung durchaus unwahr. Kein solches Mädchen, und wäre es eine Charlotte Corday, trägt nach einer solchen unweiblichen That diese schöne weibliche Ruhe auf dem Gesicht. — Eines der vortrefflichsten Werke Tizians ist Abraham, der Isaac opfern will. Wer diesen Greisenkopf und diesen schon halb entseelten Jüngling einmal gesehen hat, der vergißt beide nie wieder. — Will man die Gallerie in lustiger Stimmung verlassen, so betrachte man zum Schluß die Bauernhochzeit von Teniers, oder die vier Geizhälse von Mareschalco d'Anversa. Für Damen wird das letzte Bild vielleicht den meisten Werth haben, denn es ist aus Liebe gemahlt worden, und das schmeichelt doch immer dem ganzen Geschlecht. Der Mahler nemlich soll ein Hufschmidt gewesen seyn, und sich in eines Mahlers Tochter verliebt haben. Der stolze Künstler wieß den armen Handwerker zurück: nur ein Mahler, sprach er, erhält meiner Tochter Hand. Aus einem Hufschmidt plötzlich einen Mahler zu schaffen, ist der Liebe ein Leichtes, sie hat wohl ganz andere Wunder bewürkt. Mareschalco d'Anversa vertauschte den Hammer mit dem Pinsel, und mahlte in kurzem besser als sein Schwiegervater, von dem nichts übrig geblieben ist, als die Erinnerung an seinen Künstlerstolz. — Jetzt habe ich alles genannt, was mir in der Gallerie Doria besonderes Vergnügen gemacht hat. Es sind aber noch viele herrliche Sachen darin, an welchen wiederum andere sich ergötzen werden; dafür bürgen die Namen

Annibal Caracci, Paul Veronese, Lanfranco, Vasari, Spagnoletto, und viele andere gute Meister, deren ich nicht erwähnte.

17.

Die Villa Medicis.

Sie ist vom Pabst Leo XI. aus dem Hause Medicis erbaut worden, und prangte vormals mit den herrlichsten Kunstschätzen, die aber schon längst alle in Florenz sich befinden. Was man ihr nicht hat rauben können, ist ihre vortreffliche Aussicht über Stadt und Land, und neuen Glanz giebt ihr die von Ludwig XIV. 1666 gestiftete französische Akademie, welche seit kurzem hinein verlegt worden, da die französische Regierung durch Kauf oder Tausch die Villa an sich gebracht hat. Diese Akademie der schönen Künste besteht aus sechszehn Pensionnairs, Mahler, Bildhauer und Architekten, die sämmtlich schon in Paris Preise ihrer Kunst davon getragen, und, als Preiserkinger, bekanntlich den schönen, großen Vortheil genießen, fünf Jahre lang in Italien auf Kosten ihres Vaterlandes erhalten zu werden. Die Proben, die sie schon dort von ihrem Genie ablegten, sind Bürgen ihrer vollkommenen Bildungsfähigkeit, und selten werden sie die Erwartung täuschen, wenn nicht durch einen frühzeitigen Tod, der hier viele von ihnen wegrafft, vielleicht in Zukunft noch mehrere weggerafft werden, denn man behauptet, die Villa Medicis habe, eben um ihrer hohen Lage willen, eine ungesunde Luft, weil sie im Sommer die giftigen Dünste der Campagna di Roma aus der ersten Hand erhält. Der Vorsteher dieses Instituts, vor alten Zeiten selbst ein Zögling desselben, heißt Suvee, ein Mann von

Kenntniß, Geschmack und Lebensart. Er hat vor achtzehn Monaten den Pallast ohne Fenster und Thüren, auf die jämmerlichste Weise zerstört, übernommen, und schon jetzt eine neue, liebliche, obwohl noch nicht vollendete Schöpfung daraus hervorgezaubert. Von allen den berühmtesten Antiken hat er in einer langen Gallerie vortreffliche Abgüsse aufgestellt, und zwar die besten doppelt, weil ein, oft unersetzliches Exemplar (da die Originale zum Theil in fremden Ländern sind) durch Zufall beschädigt werden könnte. Durch ein chemisches, ihm aus Paris mitgetheiltes Geheimniß, hat er den Formen die häßliche gelbe Farbe sehr mühsam zu nehmen gesucht, alle seine Abgüsse sind blendend weiß, manche kaum vom Marmor zu unterscheiden. Auch die kürzlich entdeckte Pallas von Velletri findet sich hier, die man aber wohl weniger, als geschehen ist, hätte lobpreisen sollen. — Die Abdrücke von der trajanischen Säule, die der König von Frankreich einst mit großen Kosten formen ließ, lagen in mehrern hundert Stücken zerstreut, Niemand bekümmerte sich darum. Als die Neapolitaner nach Rom kamen, schaufelten sie dieselben, gleich als wären es Dachziegel, auf Frachtwagen, und schickten die Beute mit nach Neapel. Auf Suvees anhaltendes Begehren sind sie zurückgegeben worden; in welchem Zustande kann man sich denken. Jetzt hat er die Bruchstücke sorgfältig in die Wände der Gallerie mauern lassen, und auf diese Weise ein schönes Denkmal des Alterthums erhalten, dessen Original jeder Witterung ausgesetzt, täglich unscheinbarer wird, und dessen Copie nicht mehr existirt, auch schwerlich zum zweitenmal von einem königlichen Kunstbeschützer unternommen werden möchte. — Mehrere an die Gallerie sto=

ßende Säle sind geschmackvoll mit Statuen und Basreliefs verziert; einer derselben ist der neuern Kunst gewidmet, man findet da einen Christus von Michel Angelo, Werke von Bernini u. s. w., folglich sehr abstechend gegen die Meisterwerke der Griechen. — Im obern Stocke wohnen sämmtliche Pensionärs sehr bequem neben ihren Atteliers, und zwar so vertheilt, daß die Architekten die Stadt, die Mahler das Land vor sich haben. — Beiläufig erwähne ich hier eine sonderbare Eigenschaft des italiänischen Thons, welche den fremden Künstlern, die nicht damit bekannt sind, oft viel zu schaffen macht. Zwar läßt er sich leichter bearbeiten, als der deutsche oder französische, aber er hat so viele schlammige Theile, die, wenn sie nur ein wenig trocken werden, leicht bröckeln und auseinanderfallen. Daher muß das kleinste Modell einer Figur mit einer Menge Drat inwendig gestützt werden. Der Fremdling, der das in seinem Vaterlande nicht gewohnt war, vernachläßigt diese Vorsicht, und findet oft am Morgen den Fleiß vieler Wochen in Trümmern liegen. Bei großen Werken wird das zuweilen sogar gefährlich. Der Bildhauer Schweiklen z. B. hatte ein sehr großes Basrelief unternommen, welches fast eine ganze Wand bildete, und wäre eines Tages beinahe davon erschlagen worden, da es plötzlich zusammen stürzte.

18.

Die Villa Ludovisi.

Der Besitzer derselben ist ein wenig schwierig mit der Erlaubniß sie zu besehen; man muß ihm eine Visitenkarte schicken, auf deren Rückseite er sodann die schriftliche Erlaubniß mit sehr unleserlichen Zügen setzt.

So lange man den Garten durchwandelt, bereut man fast die Mühe, welche man sich darum gegeben, denn obwohl er von antiken Statuen und Vasen wimmelt, so sind es doch gerade die schlechtesten Alterthümer, die man nur hat auftreiben können, und noch obendrein so beschädigt, daß man oft kaum unterscheiden kann, was sie vorstellen sollen. Es ist ein wahres Lazareth von Antiken. Unter andern stehen um ein Gartenhaus eine Menge ungeheuer große, dickbauchige Vasen, die vielleicht einst in einem Keller à la Heidelberg als Amphoren gedient haben mögen, hier aber einen wahrhaft gräßlichen Anblick gewähren. — Doch für alle dieses Aergerniß wird man durch einige große Kunstwerke entschädigt, unter ihnen das vorzüglichste eine Gruppe von Menelaus (laut der griechischen Innschrift) über deren Deutung die Kenner sehr uneinig sind. Es ist eine schöne, doch nicht mehr ganz junge Frau, die einen vor ihr stehenden, noch nicht ganz erwachsenen Jüngling mit inniger Zärtlichkeit betrachtet, und, während er kindlich zu ihr hinauf sieht, ihren Arm um seinen Nacken geschlagen hat. Einige machen hieraus Electra und Orest, doch dieser Blick ist nicht der Blick einer Schwester, auch findet sich keine Spur von der Rache darinnen, welche Electra ihrem Bruder einzuhauchen suchte. Andere meinen, es sei Papirius, der seiner Mutter die Geheimnisse des Senats verräth. Doch das ist wiederum nicht der Blick, mit dem man ein Geheimniß erzählen hört. Noch andere halten es für Phädra und Hippolyt; doch in diesem seelenvollen Auge schwimmt nur Mutterliebe, kein unreiner Gedanke mischt sich hinein. Ich glaube also, jene

drei

drei Meinungen sind alle drei irrig, aber freilich weiß ich nichts Besseres an die Stelle zu setzen, wie das gewöhnlich zu gehen pflegt. Eine liebende Mutter ist die schöne edle Frau gewiß, welche? gleich viel! es ist ein göttliches, der Natur abgestohlnes Kunstwerk. Restaurirt ist wenig daran, aber dies wenige herzlich schlecht.

Eine zweite sehr schöne Gruppe ist ein Mann, der eben ein junges Weib durchbohrt hat, und nun sich selbst das Messer in die Brust stößt. Man nennt sie Pätus und Arria. Doch warum sollte Pätus das Gesicht abwenden? und zwar nicht so, als wollte er den Anblick der Sterbenden vermeiden, sondern als sähe er nach etwas in der Ferne? — Wahrscheinlicher ist daher eine zweite Hypothese. Das Mädchen nemlich ist eine Prinzessin, deren Namen ich vergessen habe. Die Burg, in der man sie sicher glaubt, wurde belagert, erobert. Ein treuer Sklave hatte auf diesen Fall Befehl, sie lieber zu tödten als dem Feinde in die Hände fallen zu lassen. Er führte diesen Befehl aus, und ermordete dann sich selbst, indem er nach dem Sieger blickt, der so eben die Mauer ersteigt. Die Art jedoch, wie er sich ersticht, ist äußerst gezwungen; er stößt sich mit ganz verdrehtem Arm das Messer in den Hals. An dem Mädchen findet man keine Wunde. Nur unter der Achsel laufen ihr einige Blutstropfen am Gewande herab. Man legt das als eine große Delikatesse des Bildners aus, der dadurch habe andeuten wollen, der Sklave habe nicht gewagt, die keusche Brust seiner Gebieterin zu durchbohren. Ich finde das sehr lächerlich. Er hatte ja deshalb nicht nöthig das Gewand

wegzuschieben. Ich vermuthe vielmehr, daß dieser seltsame Umstand sich auf ein historisches Factum bezieht. — Außer diesen beiden Kunstwerken erster Gattung, sieht man hier noch einige andere von hohem Werth, z. B. einen sitzenden Fechter oder Krieger von großer Wahrheit, dessen Stellung nur ein wenig zu froschartig ist; einen schönen aber schlecht beleuchteten Junokopf u. s. w. — Ein kleines Haus in der Mitte des Gartens besitzt die herrlichsten Frescogemählde von Guercino, besonders eine Blumen streuende Aurora auf ihrem Wagen. Zwei Freskolandschaften von Dominichino, verrathen den großen Meister eben nicht.

Die ganze Villa ist, wie fast alle Häuser der Großen in Italien, schlecht und altväterisch möblirt. Der angenehme Luxus mit geschmackvollen Ameublements scheint den Italiänern noch gänzlich unbekannt zu seyn. Dagegen lassen sie ihren lächerlichen Stolz überall in Wappen und Inschriften hervorleuchten. Auch hier findet man wahrlich über jeder Thür angeschrieben: Cardinal Ludovisi, Cammerrius u. s. w. — In einem der Zimmer wird in einem saubern Kasten ein versteinertes Menschengerippe gezeigt. Man sollte es eigentlich ein mit Stein überzogenes nennen, denn offenbar sind die Knochen blos von einer Steinmasse umgeben.

19.

Monte Cavallo.

Die Hauptzierde dieses Platzes (und vielleicht von ganz Rom, wenn gleich Winkelmann, ganz unbegreiflicher Weise, nur im Vorbeigehen davon zu reden

beliebt) sind die beiden kolossalen Gruppen, die ich die Pferdebändiger nennen möchte, ohne mich weiter darum zu bekümmern, ob sie Castor und Pollux vorstellen sollen, oder Alexander den Großen, der den Bucephalus bändigt. Das letztere ist ohnehin unmöglich, da, wenigstens die eine Gruppe linker Hand, unstreitig wirklich von Phidias zu seyn scheint, der schon lange vor Alexander unsterblich wurde. Die Manier, und sogar die Art, wie der Meißel geführt worden, sind ganz dieselben, wie bei den berühmten Basreliefs von Athen, die Choiseul, wenn ich nicht irre, dort abformte, und deren Originale Lord Elgin nach England brachte. An das Piedestal der zweiten hat man den Namen Praxiteles geschrieben, ohne irgend einen Grund dafür zu haben, als vermuthlich den, daß man keinen würdigern Namen neben den des Phidias zu setzen wußte. Beide Gruppen sollen von Nero oder Constantin aus Alexandrien nach Rom gebracht worden seyn. Es sind die kostbarsten Meisterwerke, in welchen man jedoch mehrere Sonderbarkeiten bemerkt, die sich blos dadurch erklären lassen, daß der Künstler ganz allein auf den Effekt arbeitete, den die kolossale hochgestellte Bildsäule hervorbringen sollte. So ist z. B. die rechte Hand an der Statue des Phidias weit größer als die linke, und das linke Auge ist weit tiefer eingesenkt als das rechte. Von unten hinaufgesehen wird man das nicht gewahr, man mag sich stellen wohin man will; ersteigt man aber das Piedestal, so fällt es sehr deutlich in die Augen. Am Kinn desselben Colosses ist ein kleines Stückchen hervorragender Marmor stehen geblieben, Gott weiß warum. Beide Bildsäulen

haben auf jeder Achsel und auf dem Kopfe ein Loch, welches wieder zugemacht worden: vermuthlich stacken einst Eisen darinnen, um einen Schirm daran zu befestigen, und so die Statuen vor dem Einfluß der Witterung zu schützen. Diese Gewohnheit soll bei den Alten nicht selten gewesen seyn; es muß aber kurios ausgesehen haben, Bildsäulen mit Regenschirmen. Eine heilsame Vorsicht war es allerdings, denn jetzt leiden diese herrlichen Kunstwerke sehr, und an Stellen, wohin das Regenwasser gewöhnlich seinen Lauf nimmt, kann man in der Nähe fühlen und sehen, daß die unberührten Theile weiter hervorstehen, gleichsam einen Wulst bilden. In einigen Jahrhunderten werden diese unersetzlichen Denkmähler nur noch unscheinbare Trümmer dem Auge darbieten. Und dennoch denkt Niemand daran sie abzuformen! — Nur ein Engländer hat es einst gethan, die Formen aber mit nach England genommen, folglich sind sie für Rom verlohren. — Warum der Künstler die herrlichen Rosse so klein gemacht hat? mag er selber wissen. Wenn ihre Führer darauf stiegen, würden ihnen die Füße auf den Boden hängen. Die Colosse selbst sehen von unten auch bei weiten nicht so groß aus, als sie wirklich sind; steht man aber oben, so reicht ein Mann von mittlerer Größe ihnen bis an das Knie. — Zwischen beide Gruppen hat man — wie mich deucht unverständiger weise — einen Obelisk von rothem Granit gesetzt, vermuthlich damit es fein aussehen soll, wie das Plateau auf einer Tafel.

20.

Der Todten Garten.

Ich ging in die Capucinerkirche, um ein Gemählde

von Guido Reni zu sehen; den Engel Michael, wie er mit vieler Grazie den Teufel an einer Kette hält. Wer in Wien jemals das schöne Ballet Alcine sah, der hat das leibhafte Original dieses Engels gesehen, denn gerade so stand die reizende Cassentini auf dem Zauberer. Mein Ergötzen an Guido's lieblichen Pinsel wurde nicht wenig durch das Geplärr gestört, welches die Kapuciner mitten in der Kirche erhuben. Es war nemlich ein alter Laienbruder gestorben, und zwar ein gewesener Kammerdiener vom Cardinal Bernis, der viel Geld hinterließ. Folglich hatten ihn die Capuciner in der Kutte ihres Ordens auf eine Bahre gelegt, in die Kirche gestellt, standen drum herum und machten allerlei komische Ceremonien. — Bei dieser Veranlassung rühmte man mir den Begräbnißort der Capuciner, ich wurde neugierig ihn zu sehen, ohne jedoch ein so außerordentlich frappirendes Schauspiel zu erwarten, als ich in der That fand. Nie wird das Bild davon aus meiner Seele schwinden. — Man denke sich weder Kirchhof noch Todtengruft, weder Keller noch Höhle. Im untern Stockwerke des Klosters, doch nicht unter der Erde, öffnete sich mir eine Reihe von gewölbten Zimmern, deren Fenster alle nach dem Hofe hinaus und geöffnet waren. Nie habe ich eine reinere Luft geathmet als hier, auch war das wohl nöthig, da das Schauspiel selbst die Brust ohnehin ein wenig beengte. Für die Lebenden, die hier wallen, läuft ein Gang längs den Fenstern, den rechter Hand eine niedrige Gallerie von den stillen Wohnungen der Todten scheidet. Jenseits dieser Gallerie erblickt man in jedem Zimmer, und zwar so groß als das Zimmer selbst, eine Grotte von Todtenknochen, die äußerst künstlich übereinander geschich-

tet sind. In kleinen Zwischenräumen bilden diese Grotten Nischen, und in jeder Nische steht oder liegt ein todter Capuciner, in der Stellung eines Lebenden, angethan mit seiner Kutte, der grinsende Kopf meistens noch mit dem langen Bart versehen; denn man muß wissen, daß in diesen Gewölben, wie in dem Bleikeller zu Bremen, die Todten nicht verwesen, sondern nur austrocknen; diejenigen, welche am besten erhalten sind, werden auf diese Weise hingestellt und gelegt. An jedem ist ein Zettel befestigt, auf welchem zu lesen, wie er geheißen, wann er gestorben. Das Häuschen, in welchem er gleichsam Schildwache steht, um die Zukunft des jüngsten Tages zu erwarten, ist klein, sehr klein, und doch besteht es aus hunderten seiner Brüder. Der enge Raum zu seinen Füßen umfaßt sieben Gräber, die aber nicht Hügel bilden, sondern gerade so bearbeitet sind als Gartenbeete. Hier trocknen die Capuciner aus, bis der Mangel an Raum sie nöthigt, Platz zu machen, und wohl ausgedörrt wieder an das Licht der Welt hervorzugehen. An jedem Grabe steht ein einfaches schwarzes Kreuz. Den Plafond schmücken Arabesken und allerlei Zierrathen von Todtenknochen, wozu man die kleinern ausgesucht hat. Ein ziemlich großes Kreuz war aus lauter Gurgelknochen zusammengesetzt. Ansehnliche Kronleuchter mit vielen Armen und Lampen von verschiedener Größe, hingen an der Decke herab, sämmtlich aus Todtenknochen, ohne irgend eine andere Zuthat, geformt. Wandleuchter von derselben Materie zierten den Gang, der vor der Grotte hinlief. Jedes Zimmer hatte seine eigene Architectur, in dem einen waren es lauter Köpfe, in dem andern lauter Hüftknochen u. s. w., in jedem aber standen und lagen die ledernen Capuciner in Ni-

schen, wie chinesische Puppen. Wir hoben eine Kutte von derselben auf und sahen eine Haut, die gelbem Pergamente glich. Jede dieser seltsamen Statuen trug in ihrer Hand ein Licht, jeder Kronleuchter und jede Lampe waren mit vielen Lichtern besteckt, auf jedem Kreuze hatte man ein Licht befestigt. Nun denke man sich diese Beleuchtung bei Nacht! Es muß einen schauerlichen großen Eindruck machen, wenn hier, wo so viele tausend Lebenslichter ausgelöscht sind, die Flämmchen zwischen Millionen Knochen hervorschimmern. Unterlasse doch ja kein Fremder, die fünf Grotten zu besuchen, in welchen mehrere Tausende seiner Mitbrüder so friedlich neben und übereinander hausen. Kaiser Joseph ist auch hier gewesen. Ich wünschte, jeder Fürst, der nach Rom reist, thäte ein Gleiches. Aus der vierten Grotte tritt man in eine kleine Kapelle, wo Seelenmessen gelesen werden und die, obwohl sparsamer, auf gleiche Weise wie die übrigen verziert ist. — Zwei Dinge nur stören die gewaltige Empfindung, welche den Wanderer hier ergreift. Das eine sind ein paar schlechte Sonnette an der Wand, welche die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens predigen. Das andere ist der Gedanke: daß alle diese Tausende Capuciner waren. —

Hat man diesen Todtengarten wiederum verlassen, und will sich zerstreuen, so betrachte man in der Kirche noch einige schöne Gemählde von Peter von Cortona, Dominichino, Lanfranco und andern. Im Vorbeigehen werfe man auch einen Blick auf den Altar, der die Reliquien des heil. Justinus bewahrt, ein seltener Heiliger, der die beiden heterogenen Eigenschaften eines christlichen Märtyrers und eines Philosophen in sich vereinigt haben soll. Mit sei-

ner Philosophie mag es freilich nicht weit her gewesen seyn.

21.

Der Pallast Barberini.

Daß ein Pabst, nemlich Urban VIII., aus diesem Hause abstammte, wird man bald, und leider nur allzu oft gewahr, denn in allen Winkeln findet man sein Portrait, sein Wappen, seine Chiffer. Jeder Vorsaal, jedes Zimmer rufen den Fremden entgegen: wir Barberinis haben auch einen Pabst gehabt. An Gemählden, Statuen, und — wie gewöhnlich — an schlechten, geschmacklosen Möbeln, ist dieser Pallast reich. In einem großen Saale hat Peter von Cortona sein Meisterstück an die Decke gepinselt, das Barberinische Wappen nemlich wird von den Tugenden gen Himmel getragen. Welch ein erbärmlicher Gedanke! — Ich würde den Leser zu ermüden fürchten, wenn ich von den vielen schönen Sachen, die ich hier sah, mehr als das vorzüglichste, mit strenger Auswahl, nennte. Auf der großen Treppe brüllt dem Fremden ein sehr schöner antiker Löwe entgegen. Schade daß einige Tatzen und der Schweif so schlecht restaurirt sind. Der letztere ist besonders so lang gerathen, daß drei Löwen sich darin theilen und damit zufrieden seyn könnten. — Der sehr zahlreichen Sammlung von Gemählden hat Leonardo da Vinci die Krone aufgesetzt, durch ein unvergleichliches Bild, welches ganz fehlerlos seyn würde, wenn es wirklich das vorstellte, was es vorstellen soll, nemlich die Eitelkeit und die Bescheidenheit. Es sind herrliche Figuren, aber es ist auch nicht eine Spur weder von Eitelkeit noch Bescheidenheit darinn. Eine

Magdalene von Guido; die junge Beckerin, Raphaels Geliebte, von ihm selbst gemahlt; einige Bilder von Andrea del Sarto, Tizian, und — dem Vorgeben nach — auch von Raphael; das mag genug seyn, um den Kunstliebhaber zu locken. Er wird außerdem noch mehr gute Gemählde, aber auch recht viel Schofel finden, der mit den berühmtesten Namen dekorirt ist; die italienischen Großen sehen blos darauf, so viel Zimmer als möglich mit Bildern zu behängen, und wenn denn ein paar wirkliche Meisterstücke darunter sind, so ist ihnen das übrige ziemlich gleichgültig. — Die Antiken-Sammlung prangt mit einem herrlichen schlafenden Faun, die einzige Statue, von der man weiß, daß sie eine von denen war, welche Hadrians Grabmal (die Engelsburg) schmückten. Trotz der wirklich sehr indecenten Stellung, welche man diesem Faun vorwirft, ist er doch ein griechisches Meisterwerk, welches den besten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Er steht erst seit kurzem wieder hier, denn während der Revolution wurde er verkauft, und der Bildhauer Pacetti erstand ihn um geringen Preis, restaurirte auch seine Hände so schlecht als möglich. Nach wiederhergestellter Ruhe fand man, daß es besser sey, den Kauf zu annulliren, und man fing deshalb einen sehr ungerechten Proceß an. Das bewog Pacetti mit dem Verkauf seines bestrittenen Eigenthums zu eilen, und er fand bald, an dem Bruder des französischen Kaisers, einen Kenner und Liebhaber, der das feilgebotene Meisterwerk nach Würden schätzte. Aber der Pabst ließ Pacetti drohen, er solle sich zum Ziele legen, er werde und solle seinen Proceß nie gewinnen. Diesem empörenden Gewaltstreich verdankt es Rom, daß eines der

schönsten Ueberbleibsel der griechischen Bildhauerkunst nicht aus seinen Mauern fortgeschaft worden. Ein sehr elendes Familienportrait, welches aber das Verdienst der Aehnlichkeit hat, macht es begreiflich, daß dieser Principe Barberini solche Wege einschlagen konnte und mochte. — Eine andere Statue, die zwar unstreitig auch antik, obwohl von geringerem Werth ist, wird durch eine Eigenheit merkwürdig, die ich noch an keiner Bildsäule aus dem Alterthum bemerkte. Sie stellt nemlich Brutus vor, der die beiden abgehauenen Köpfe seiner Söhne in beiden Armen trägt; folglich sind hier drei Büsten beisammen. Es nimmt sich aber schlecht aus, und darum haben auch wohl die Alten diese seltsame Idee nie wiederholt. — Die Bibliothek des Hauses Barberini soll aus fünfzigtausend Bänden bestehen, auch einige tausend Manuscripte besitzen. Sie steht Montags und Donnerstags dem Publikum offen; aber niemand geht hin.

22.

Die Wohnung des Pabstes.

So einfach meine eigene Wohnung auch immer seyn mag, so tausche ich doch nicht mit dem Pabste. Lauter ungeheure Zimmer und Säle, die alle gebaut scheinen, um Luftballons darinnen aufsteigen zu lassen; mit Backsteinen gepflastert, sehr dürftig möblirt, mit schlechten Gemählden behangen — so wohnt in wahrer Demuth das Oberhaupt der Christenheit. Man hat diesen Pallast von Monte Cavallo, um der gesunden Luft willen, den übrigen päbstlichen Pallästen vorgezogen, und daran hat man wohl gethan; aber daß man ihn nicht etwas anständiger verziert, das nimmt mich Wun-

der. Man findet z. B. gar keinen Stuhl, sondern nur, bei Hunderten, eine Art von hölzernem Sofas, ohne Kissen, deren Sitze zu gleicher Zeit als Kasten dienen, um allerlei darinnen zu verschließen, und die die größte Aehnlichkeit von der Welt mit Nachtstühlen haben, nur daß sie zwei und dreispitzig sind. Sie sind marmorartig angestrichen, und an jedem steht mit großen Buchstaben Pius VII. Pontifex Maximus; zum Beweis, daß sie nach dem neuesten Geschmacke sind. Eine lange Gallerie ist erbärmlich bunt mit gemahlten kolossalen Engeln behangen, die theils in ganzen Figuren, theils auch nur mit geflügelten Köpfen, den Vorbeigehenden anschielen und ihre verrenkten Glieder ihnen entgegenstrecken. — In einem Saale, in welchem ein einzelner Stuhl hinter einem Tische den traurigen Platz bezeichnet, auf welchem der Pabst einsam zu Mittag speist, hängt eine kolossale Madonne von Carl Maratti, und ein besseres Bild von Tizian. — Die kleine Hauskapelle ist von Guido Reni recht schön al fresco gemahlt. Der Künstler hat das häusliche Leben der Jungfrau Maria hier vorgestellt. Man sieht sie unter andern emsig Windeln nähen, und zu beiden Seiten kleine Engel, die ihr so aufmerksam zusehen, als ob sie es von ihr lernen wollten. — Durch eine Innschrift auf einer Marmortafel hat man kürzlich diese Kapelle besonders merkwürdig zu machen gesucht. Es wird darinn erzählt, daß der exilirte König von Sardinien, nebst seiner Familie, hier vor einigen Jahren aus der Hand des Pabstes das Abendmahl empfangen. — Das Schönste im ganzen Pallast findet man in einer sehr langen und breiten Gallerie, die zwar, wie alles übrige, geschmacklos dekorirt ist, in welche man aber in großer Unordnung alle die Antiken

niedergestellt hat, die vor kurzem in Ostia ausgegraben worden. Es befindet sich eine ganz vortrefliche jugendliche Büste darunter, gewiß die Arbeit eines großen Meisters. Die übrigen Sachen kommen dieser Büste bei weitem nicht gleich, sind aus spätern Zeiten, doch alle aus griechischem Marmor verfertigt, vielleicht, weil Ostia, ein Seehafen, den Marmor leichter aus Griechenland als aus Carrara herbeischaffen konnte. — Seine Heiligkeit selbst zu sehen, und ihr in Demuth den Pantoffel zu küssen, hat mir das Schicksal nicht vergönnt. Er war gezogen, mit dem Thau des christlichen Segens den Lorbeer des französischen Helden aufzufrischen, und die Erinnerung an dessen Thaten unter einer Krone zu begraben.

23.

Der Pallast der Cäsaren.

Majestätische Trümmer! — Schon Romulus spielte als Kind auf dem palatinischen Berge. Augustus erbaute hier einen Pallast, nachdem er über vierzig Jahr genügsam in dem nicht prächtigen Hortensischen Hause gewohnt hatte, welches endlich abbrannte. Vor dem Eingang seines neuen Pallastes stand ein Lorbeerbaum, der ihm mehr werth seyn mußte als alle Triumphbogen, denn man hatte einen Eichenkranz daran gehangen, zum Zeichen, daß er vielen römischen Bürgern das Leben gerettet habe. Er stiftete hier auch eine berühmte Bibliothek, von deren Lokal ich mir keinen rechten Begriff machen kann, wenn es wahr ist, daß eine kolossale Bildsäule von Bronze des Apollo darinnen stand, deren Höhe Plinius auf funfzig Fuß angiebt. Welch einen Saal soll ich mir denken, um dieser Statue gehö-

rigen Raum zu geben? — Tiberius erweiterte diesen Pallast, Caligula noch mehr; er bauete die Façade nach dem Forum hinaus, und hängte durch eine prächtige Brücke auf achtzig Marmorsäulen den capitolinischen Berg mit dem palatinischen zusammen. Endlich kam Nero, dem nichts groß genug war; er nahm den ganzen Raum zwischen dem cölischen und esquilinischen Berge noch dazu, und nun wandelte man daselbst zwischen Gärten, kleinen Seen, Bädern, Gehölz und Häusern; es glich einer kleinen Stadt. Noch einmal verzehrte das Feuer diese stolzen Menschenwerke, und jetzt erbaute Nero sein goldenes Haus, dessen Portikus allein, mit drei Säulenreihen, tausend Schritt lang war, und von dessen wollüstiger Pracht die Alten kaum genug erzählen können. Dennoch soll der Tyrann (wie Sueton versichert) nach dessen Vollendung nichts weiter gesagt haben, als: Nun werde ich doch auch einmal wohnen wie ein Mensch. — Als der Uebermüthige die kleine enge Wohnung der Unterirrdischen bezogen hatte, erneuerte Domitian den Pallast. Vespasian und Titus aber trennten alles davon, was ausser dem palatinischen Berge lag, um auf der Stelle des Coliseum, den Tempel des Friedens und die Bäder des Titus zu erbauen. Unter Totila endlich wurde der kaiserliche Pallast durch die Vandalen zerstört. Aber ehrwürdige Trümmer bezeichnen den Ort, wo er gestanden. Durch Krautgärten windet man sich aufwärts zwischen unterirrdischen Gewölben, Ueberresten großer Portiken, hohen Mauern und zertrümmerten Arcaden. Ueberall wächst üppiges Gesträuch zwischen den Rissen und Spalten hervor; es ist ein herrlicher, mahlerischer Anblick, der dennoch mit tiefer Wehmuth füllt. Himmel!

was geschah hier Alles! wie oft wurde das Schicksal der Welt auf dem Platze entschieden, auf dem jetzt der Dornenstrauch meine Hand verwundet! wie oft hat hier die Liebe gelispelt, wo jetzt ein Käuzlein krächzt! wie oft hat hier der Ehrgeiz den Römerbusen gefoltert, wo jetzt eine Gärtnerfamilie in Lumpen ihren Kohl pflanzt. — Ich erklimmte endlich eine Höhe, die noch durch antikes Mosaik bezeichnet ist. Welch ein Anblick! dicht unter mir der Circus Maximus, zwar jetzt auch nur ein Krautfeld, aber doch seiner Gestalt nach kenntlich; mir gegenüber die Bäder des Caracalla, linker Hand das majestätische Colosseum, nicht weit davon der Tempel des Friedens — und wenn meine Augen über alles dieses hinaus in das weite Feld schweiften, so erblickten sie das Grabmal der Metella und hundert andere Ueberreste von römischen Grabstätten. — Kein Fremder lasse sich das beschwerliche Klettern verdrießen, dieser Standpunkt wird ihm die Mühe reich vergelten.

24.
Das Theater des Marcellus.

Hätte Vitruv es nicht genau beschrieben, so würde man jetzt wohl schwerlich mehr seine Verhältnisse ergrübeln, denn es ist wenig davon übrig, und dies wenige ist so jämmerlich verbaut, daß es kaum der Mühe werth ist hinzugehen. Kaiser August baute es seinem Neffen Marcellus zu Ehren, und es soll noch jetzt zum Muster der dorischen und jonischen Säulenordnung dienen. Es faßt dreißigtausend Zuschauer. Als es eingeweiht wurde, bespritzten sechshundert wilde Thiere es mit ihrem Blute. In den mittleren kriegerischen Zeiten wurde

es in eine Citadelle, und endlich in einen Pallast umgeschaffen, der der Familie Orsini zugehört. Eben so unbefriedigt wird der Fremde von dem

25. Porticus der Octavia

scheiden, den Kaiser August seiner herrlichen Schwester, der Mutter des Marcellus, weihte, und der dazu diente, das Volk, welches zum Schauspiel wallte, vor übler Witterung zu schützen. Jetzt ist nur noch der Eingang dieses Porticus übrig, und auch vor diesem kann man unmöglich lange verweilen, denn der moderne Fischmarkt, der gerade auf dieser Stelle gehalten wird, füllt die Luft mit pestilenzialischen Gerüchen.

26. Das Mausoleum des Augustus

giebt auch keinen Begriff mehr von seiner alten Herrlichkeit. Bloß der innere cylinderförmige Raum ist übrig geblieben, weil man ihn zum Schauplatz für Stiergefechte und Feuerwerke umgeschaffen hat. Der Platz muß eine große Menge Menschen fassen, denn er mißt hundert und zwei und dreißig Fuß im Durchschnitt; ringsum erheben sich, nach Art der Alten, fünf Reihen steinerne Sitze, über diesen eine Reihe Logen, und endlich noch eine geräumige Gallerie; der Himmel ist sein Dach. Da im Sommer hier auf keinem Theater gespielt wird, so entschädigen sich die Römer durch fünf und vierzig Stiergefechte und sieben und zwanzig Feuerwerke und Illuminationen. Die Feuerwerke können freilich nur kleinlich ausfallen, da der Platz dazu nicht geräumig genug ist, aber die Illumination mit farbigen Lampen soll sich

vortrefflich ausnehmen, besonders das schöne, bunte, Volksgewimmel, das dadurch beleuchtet wird. Freilich darf man, während dieses Schauspiels, wohl nicht daran denken, daß Augustus, Marcellus, Agrippa und Germanicus hier begraben liegen. Die römischen Damen haben das längst vergessen, und weiden ihr Auge an den halb nackenden Fechtern, die ihr Leben gegen wilde Bestien wagen, oft verlieren, wenigstens oft gefährlich verwundet werden, und mit ihrem Blute die Arena bespritzen. — Vor alten Zeiten umgab ein Lustwald dieses Mausoleum, in dem Jedermann zu spazieren vergönnt war; jetzt ist keine Spur mehr davon übrig.

Von dem Tempel des Bacchus, in einer geringen Entfernung von Rom gelegen, ist wenigstens die äußere Form trefflich erhalten. Er ist ganz rund und nicht groß. Seine Erhaltung hat er, wie gewöhnlich, dem Christenthum zu danken, denn er ist in einen Tempel der heil. Constantia verwandelt worden. An der gewölbten Kuppel unterscheidet man noch Kinder mit Weintrauben in Mosaik. Auch die vier und zwanzig Granitsäulen korinthischer Ordnung, die den Tempel tragen, hält man für antik, obwohl sie zwei und zwei gekuppelt sind, wovon sich sonst im Alterthum kein Beispiel findet. Außerhalb des Tempels sind auch noch schöne große Ruinen, die man für einen Hippodromos (eine Art von Reitbahn) hält, welche Constantin erbaut haben soll. — Um aber dem Leser nicht mit leichtsinnigem Gewissen eine Unwahrheit aufzuheften, will ich geschwind noch hinzufügen, daß einmal ein gelehrter Mann, mit dem gelehrten und barbarischen Namen Borrichius, gründlich erwiesen hat, der Bacchustempel sei kein Bacchustempel

gewe-

gewesen, denn Weintrauben hätten die Christen auch geliebt; und bei ihnen sei das Auspressen der Weintrauben, wie der Wallfisch des Jonas, ein Sinnbild der Auferstehung. Ja, er macht sogar einen Sprung nach Aachen, zu Kaiser Karls Grabe, und zeigt, daß auf demselben der Raub der Proserpina gleichfalls die Unsterblichkeit der Seele andeutete; denn es ist ja ganz natürlich, daß, gleichwie Proserpina durch ihre Entführung unter die Götter versetzt worden, also wird auch die vom Körper geschiedene Seele in die Wohnungen der Seligen eingeführt, und gleichwie der Löwe ein grimmiges Thier ist, also sollen wir auch in einem neuen Leben wandeln. Kurz, der Bacchustempel ist ein ehrliches Baptisterium, von Constantin dem Kleinen errichtet, um seine Schwester und Tochter darinnen taufen zu lassen. Der Hippodromos daneben ist auch nie eine Reitbahn oder Rennbahn gewesen, sondern ein Kloster. — So geht es auch mit den schönen Ruinen des Tempels der sogenannten Minerva Medica, die unter die mahlerischesten Ueberreste des alten Roms gehören, daher man sie auch fast auf allen Mosaikdosen findet. Bald soll Augustus diesen Tempel dem Cajus und Lucius geweiht haben, bald Brutus dem Hercules. Wer in diesen Sandwüsten der Kritik herumwaden wollte, der thäte besser, Rüben zu zählen, wie einst der Kobolt des Riesengebürges. Genug der Tempel steht da, und ist wenigstens diesesmal keine christliche Kirche gewesen. Es scheint, daß, wer ihn noch sehen will, eilen müsse, weil er den nahen Einsturz droht. Die Kuppel, von welcher, nach der vortrefflichen soliden Art der Alten, zuerst die Bogen geschlagen, und dann der Raum zwi-

schen den Bogen ausgemauert worden, würde ohne diese Bauart längst niedergestürzt seyn, denn nur die Bögen sind noch vorhanden, durchbrochen, als wären sie von Zucker gemacht. Man wandelt nicht ohne Besorgniß unter diesen spitzenähnlichen Gewölben, denn wer stark hinausschreit, kann leicht einige Steine herunterschreien. Man hat hier eine schöne Statue der Minerva mit der Schlange gefunden, die noch vor kurzem den Pallast Giustiniani zierte; an ihrer Stelle ist eine Weinkelter. Lieber hätte ich freilich die Weinkelter im Pallast und die Bildsäule an ihrer alten Stelle finden mögen. Doch ich habe vergessen anzuzeigen, daß der ganze Tempel jetzt mitten in einem Weinberge liegt. Er muß prächtig gewesen seyn, denn man hat mehrere schöne Statuen da ausgegraben. — Der nehmliche Weinberg hat auch noch den Vorzug, die Gräber der Familie Aruncius zu besitzen, die man Columbarien (Taubenschläge) nannte, nicht etwa weil die Seelen aus- und einflogen, wie die Tauben, sondern weil die Gräber inwendig ungefähr so abgetheilt waren, und noch sind. Man steigt mit Fackeln wohl zwanzig Fuß tief unter die Erde, und findet mehrere Gräber, mit einer Art von Frontons im Dreieck geziert, auf welchen die Grabschriften stehen. An der Decke sieht man noch Spuren von Mahlerei. Aus dieser Gruft gelangt man in eine zweite, der erstern ähnliche, in welcher man noch vor wenig Tagen, auf Befehl der Kammer, gegraben, und funfzehn Fuß tief, Todtenknochen, Urnen, Lampen und Thränengefäße entdeckt hatte. Alles war bereits weggeschaft, nur die Todtenknochen lagen noch da, und ich konnte mich nicht entbrechen, einen Aruncinskopf zu stehlen, der, obwohl sein Schädel durch

das hohe Alterthum, mehr einem dünnen Gipse als Knochen ähnlich war, doch noch die schönsten Zähne von der Welt hatte. — Auf dem Rückwege werfe man einen Blick auf die sogenannten Trophäen des Marius, die nichts weiter sind als Ueberreste des großen Behältnisses, in welchem die Gewässer aus der Wasserleitung Julia sich sammelten, und von da auf dem esquilinischen Berge vertheilt wurden. —

Die Bäder der Livia liegen in dem farnesischen Garten, und verdienen kaum, daß man ihretwegen hingeht; denn es sind ein paar Kammern tief unter der Erde, wo man, beim Hinabsteigen auf schlüpfrigem Boden, den Hals zu brechen meint, wo keine Luft für eine menschliche Brust sich erzeugt, und wo der durchseigende Regen einem kalt wie Gespensterfinger auf die Stirne fällt. Ist man endlich unten, so beleuchtet der Führer mit seiner Fackel einige Zierrathen und Gemählde an der Decke, die durch ihre schön erhaltene Farben, besonders die blaue, allerdings in Erstaunen setzen. Auch Vergoldung ist noch sichtbar. Wenn aber auch die ganze Gruft von Gold schimmerte, so wird doch Jeder, dem es um reine Luft zu thun ist, schnell zurück eilen, und sich lieber auf die schöne Terrasse setzen, welche mit Trümmern der hier gestandenen Palläste übersäet ist. Ein großes Stück altes Marmorgebälke ist als Tisch hingestellt worden, eine Menge Säulenknäufe umgeben diesen Tisch als Stühle. Fremde frühstücken hier zuweilen, und thun sehr wohl daran. — Ob der Tempel des Claudius diesem von seiner Gemahlin Agrippina, oder dem Bacchus, oder dem Faunus gewidmet gewesen, ist ungewiß; leider ist aber gewiß,

daß man ihn nun schon längst dem heiligen Stephan gewidmet hat. Er ist ganz rund, und seine acht und fünfzig jonische Säulen geben ihm ein majestätisches Ansehn. Da die Säulen von verschiedener Art und Größe sind, so ist wenigstens so viel erwiesen, daß der Tempel aus gesammelten Ueberresten anderer erbaut worden. Ringsumher sind von Pomerancio die gräßlichen Martern auf die Wand gepinselt, durch welche die ersten Christen zu Märtyrern geworden, und in der Mitte auf dem Altare steht ein Modell, von Gott weiß welcher Kirche, das wie ein babylonischer Thurm aussieht, und das ganze Gebäude verunziert. — Der Tempel ist vormals weit größer gewesen, man zeigte uns noch draußen die alten Mauern. — Vor einer Kirche der heiligen Maria, die nahe dabei liegt, ist ein antikes Schifflein von Marmor aufgestellt worden, an dem man auf das deutlichste sieht, wie die Alten ihre Böte bauten. Man glaubt — und es ist wahrscheinlich — daß dieses Boot zum Andenken eines Schiffbruches und zu Erfüllung eines Gelübdes verfertigt wurde. Die Kirche heißt davon Maria in navicella. Andere glauben, Pabst Leo X., dessen Name am Piedestal befindlich, habe das Boot, nach einer überstandenen Wassersgefahr, hieher setzen lassen. In dieser Gegend ist auch die curia hostilia, einst ein Versammlungsort der Rathsherren, jetzt große aber unbedeutende Trümmer. Der ehrwürdige Sitz der römischen Senatoren hat einer Kirche des heiligen Johannes und Paulus weichen müssen. — Eben so unbedeutend ist der Bogen des Dolabella, den Nero, fremden Ruhm höhnend, zu seiner Wasserleitung benutzte. — Auch den Tempel der Venus und des Cupido hat die Allgewalt der Liebe nicht vor der alles verzeh-

renden christlichen Liebe schützen können. Seiner Trümmer sind nur wenige, ja, Constantin der Kleine soll ihn selbst haben abbrechen lassen, um sich durch eine Kirche des heiligen Kreuzes zu verewigen. Cupido's Pfeil und Bogen sind verschwunden, dagegen ist aber ein ganzes Drittheil des heiligen Kreuzes, ein Nagel von demselben, zwei Dornen aus der Krone und ein Stückchen Schwamm, womit Christus getränkt worden, hier zu finden. Auch sogar die Erde in einer Kapelle rings umher ist aus Jerusalem hieher geschleppt worden. Die Heiden brachten Kunstwerke aus Griechenland und Egypten, die Christen Erde aus dem gelobten Lande. Frauenzimmer durften nur am zwanzigsten Mai diese Kapelle besuchen. Warum? das mögen Gott und der Pabst wissen. Merkwürdig aber ist, daß am zwanzigsten Mai keine Mannsperson hinein darf, vermuthlich, weil man den boshaften Einfluß des Cupido und seiner Mutter noch immer ein wenig fürchtet. — Das Kloster ist schön, und wird sehr reinlich gehalten. Ein Layenbruder, der vier und siebenzig Jahre alt, doch rüstig und freundlich ist, führt herum, und klagt nebenher, daß kaum noch zehn Mönche hier leben können, weil die vormaligen Einkünfte aus Mailand seit der Revolution ausbleiben. Aus den Fenstern des Klosters übersieht man den Klostergarten, einst das Amphitheatrum Castrense, in welchem die Soldaten, in Gegenwart der Kaiser und Feldherren, sich in den Waffen übten, auch wohl gegen wilde Thiere kämpften, denn man hat, beim Nachgraben, viele Grüfte mit Knochen von großen Thieren angefüllt gefunden. Die äußern Mauern des Amphitheaters, und folglich seine Gestalt, sind noch übrig; die schöne dop-

pelte Reihe von korinthischen Säulen ist verschwunden, aber eine Menge Bruchstücke derselben liegen im Garten zerstreut. — Am Bogen des Gallienus kann man dreist vorbei fahren, ohne hinzusehen, man hat nichts dabei verloren.

27.

Der Tempel des weiblichen Glücks

hat seine Erhaltung wohl verdient. Als Coriolan sein Vaterland zittern machte, und mit einem Heere der Volsker sich schon vor Roms Thoren gelagert hatte, da gieng seine Mutter, von ihrer Schwiegertochter begleitet, hinaus in sein Lager; durch beider Flehn bewogen, hob er die Belagerung auf, und zum ewigen Denkmal ward dieser Tempel errichtet, in dem eine Statüe des weiblichen Glücks stand, die keine unverheirathete Römerin anrühren durfte. Sie war wunderthätig, und hatte zweimal mit lauter Stimme die Matronen geprießen, die den Coriolan besiegt, und die Göttin so geehrt hatten. Der Tempel ist von gebrannten Steinen aufgeführt, viereckigt, mit Pilastern verziert. Die Architektur daran verräth fast neuere, geschmackvollere Zeiten, und die Gelehrten glauben daher, Marc-Aurels Gemahlin habe den verfallenen Tempel vielleicht von neuem aufgeführt.

28.

Die Pyramide des Cestius.

Ein fast zu prächtiges Grabmal für einen Mann, der weiter nichts, als Aufseher über die Mahlzeiten war, welche den Göttern zu Ehren gegeben wurden. Aber vermuthlich war er reich, und in seinem Testamente ver-

ordnete er diesen Bau, wie die Innschrift lehrt. Es ist eine Pyramide, welche, die Größe ausgenommen, ganz den egyptischen ähnelt. Sie ist hundert und dreizehn Fuß hoch, ihre Mauern auswendig mit Marmortafeln bekleidet, sind fünf und zwanzig Fuß dick. So bleibt inwendig nur ein großes Zimmer übrig, wo die Asche des Cestius aufbewahrt wurde. Die Wände desselben waren mit Fresco-Gemählden geziert, die auf sein Amt Bezug hatten. Man sieht hie und da noch etwas davon, aber Zeit und Fackelrauch haben sie sehr beschädigt. Merkwürdig ist, daß dieses ganze ungeheure Werk in dreihundert und dreißig Tagen angefangen und vollendet worden. Die Pyramide liegt halb in, halb außer der Stadt, und der Platz, der sie jenseits der Stadtmauer umgiebt, ist für die reisenden Fremden noch interessanter als die Pyramide selbst, denn es ist der Begräbnißplatz der Protestanten aller Nationen. Da leider in dem ungesunden Rom viele Fremde ihr Leben einbüßen, so kann es nicht fehlen, daß die späteren Ankömmlinge, die hier lustwandeln, auf den hier zerstreuten Grabsteinen die Namen von Landsleuten, Bekannten, oft Freunden finden sollten, deren Andenken sie wehmüthig feiern. Es that mir leid, eine schlechte deutsche Grabschrift (auf einen Herrn von Reizenstein) darunter zu finden. Der Mann mag sehr brav gewesen seyn, aber die Grabschrift taugt nichts. Sie ist viel zu schwülstig, und oft sogar undeutsch. Indessen ist sein Denkmal doch unbeschädigt, und das kann man nur von den wenigsten sagen, die hieher gestellt wurden; denn die Römer sind noch immer so blinde Eiferer, daß sie sich oft den Spaß machen, die Grabsteine der Ketzer umzuwerfen. Ja, die Beerdigungen der Ketzer müssen stets

von päbstlicher Wache begleitet werden, und die Begleitenden dürfen, um kein Aufsehn zu erregen, erst in einer kleinen Entfernung von der Pyramide Fackeln anzünden. Ohne priesterliches Geleite wird der Todte hinausgeführt, ein Freund hält eine kurze Standrede an seinem Grabe, die natürlich rührender ist, als ein herzloses Geplapper. — Möchte ich einst auch so begraben werden! — Aus Beschreibungen hatte ich mir diesen Begräbnißplatz außerordentlich schön und anmuthig vorgestellt. Er ist es nicht, wenigstens bei weitem nicht so, als man gemeiniglich schreibt und glaubt. Er ist eine Wiese mit unansehnlichen Bäumen sparsam bepflanzt. — Doch freilich ruht es sich hier weit anmuthiger, als in den abscheulichen Gräbern der Römer, die in den Kirchen große Löcher machen, in welche sie die Leichen ohne Sarg so lange hinabschleudern, bis ein solches Loch voll ist. Dann wird es zugemauert, um nach funfzig Jahren wieder eröffnet zu werden. Natürlich sind, nach einem so kurzen Zeitraum, die Leichen noch nicht in geruchlosen Staub verwandelt. Pestilenzialischer Gestank verbreitet sich, sobald eine solche Eröffnung geschieht, und wehe dann denen, die das Unglück haben, in der Nachbarschaft zu wohnen. Der Kaiserliche Gesandte, Graf Khevenhüller, erfuhr das noch vor kurzem, sein ganzer Pallast roch viele Tage lang wie eine Todtengruft.

29.

Der Tempel der Vesta

soll einst prächtig und schön gewesen seyn, jetzt ist er beides nicht mehr. Zwanzig kanelirte korinthische Säulen, von parischem Marmor, stehn freilich noch in die Runde, aber zwischen ihnen hat man verdammte

Mauern von Backsteinen aufgeführt, und inwendig thront eine Jungfrau Maria, die keine Vestalin war. Eben so hat man es mit dem

30.
Tempel des männlichen Glücks

gemacht, einem der ältesten in Rom (folglich nicht von Marmor erbaut), von dem man nur noch eine Anzahl ehrwürdiger Säulen mit ihrem Gebälke, halb in die modernen Ziegelsteine versteckt, gewahr wird. Der sechste römische König, Servius Tullius, soll des Tempels Erbauer gewesen seyn. Jetzt treiben die armenischen Christen ihr Wesen darin. Unweit davon liegt das so genannte

31.
Haus des Pilatus,

das dem Pilatus eben so wenig zugehört hat, als mir. Eine Innschrift sagt sogar, daß es im vierzehnten Jahrhundert erbaut worden, doch allerdings von schönen Bruchstücken anderer alter Gebäude, die man hier und dort, so gut es gehen wollen, anzubringen gesucht hat, daher das Ganze ein auffallendes, fremdes Ansehen erhalten. Adler meint zwar, das Haus rühre gewiß aus den Zeiten der römischen Republik her. Es ist unbegreiflich, wie ein so gelehrter und vorsichtiger Mann auf einen solchen Irrthum verfallen konnte.

32.
Die Engelsburg

habe ich inwendig nicht gesehen. Es ist dazu eine ausdrückliche Erlaubniß des Kardinal-Ministers erforder-

lich, und da gar nichts merkwürdiges darin anzutreffen seyn soll, so dispensirte ich mich von dieser Weitläuftigkeit. Zwar hätte ich das Zimmer wohl besuchen mögen, in welchem Cagliostro gefangen saß, und sein Leben endete, denn er soll alle Wände desselben vollgeschrieben haben, und es mögen interessante Bemerkungen genug darunter seyn; aber es ist gewöhnlich — und war auch damals — mit Gefangenen besetzt, dieser Zweck wäre also auch unerreicht geblieben. Eine Dame, die wohl auf Cagliostro's Schicksal einigen Einfluß gehabt haben mag, — Frau v. der Recke, — ist in der Engelsburg gewesen, und ich wünschte, diese liebenswürdige Dichterin beschriebe uns ihre Empfindungen, beim Anblick der Thür von Cagliostro's Kerker; denn hinein ist sie auch nicht gekommen. — Daß übrigens die Engelsburg aus dem ungeheuren Grabmal des Kaisers Hadrian entstanden ist, weiß Jedermann, wie auch, daß es damals mit den herrlichsten Statüen ringsum verziert war, deren größter Theil, den belagernden Feinden auf die Köpfe geworfen, noch jetzt in der Tiber liegt. Den Gipfel zierte ein ungeheurer Tannenapfel von vergoldeter Bronze, der noch jetzt im Garten des Vatikans zu schauen ist; bei den Alten ein Sinnbild der Traurigkeit, weil Atys unter einem Tannenbaum ermordet, und dort von der Mutter der Götter betrauert wurde. Heutzutage steht nur der Erzengel Michael oben darauf, der einer riesenmäßigen Nachteule ähnlicher sieht, als einem Engel. Wo einst Säulen prangten, da gähnen jetzt Schießlöcher.

33.

Die Bäder des Caracalla.

Da unter den Alterthümern besonders oft Bäder vorkommen, so glaube ich den meisten Lesern einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich zuvor zwei kurze Worte von den Bädern der Alten sage. Man muß sich eben nicht vorstellen, daß die Römer schon in den ältesten Zeiten die Ueppigkeit und Pracht der Bäder gekannt hätten; die lernten sie erst von den Griechen, übertrafen aber bald ihre Meister. Der Eintritt in öffentliche Bäder war frei, oder kostete eine Kleinigkeit. Für einen Quadrans durfte man eine ganze Stunde baden. So lange Sittsamkeit in Rom herrschte, badeten beide Geschlechter abgesondert, unter den ausschweifenden Kaisern, Männer und Weiber unter einander. Manche Kaiser verboten es, z. B. Hadrian. Andere erlaubten es ausdrücklich. Hadrian pflegte sich mit allerlei Leuten, auch geringen Standes, in Gesellschaft zu baden. (Wie anders war damals das Verhältniß zwischen Herrschern und Beherrschten! Wie frohlockend muß der Satan gelacht haben, als es ihm gelungen war, die absurde Karikatur der Ehrerbietung, Etikette genannt, einzuführen!) — Rom war sehr bevölkert, das Baden sehr beliebt, folglich bedurfte es vieler Bäder. Es gab deren (nach Publius Victor) sechszehn warme, achthundert sechs und funfzig kalte, ohne noch die Teiche und Wasserbehälter zu rechnen, in welchen man zugleich schwamm, und deren Zahl auf sechszehnhundert stieg. Die Einrichtung der warmen Bäder hat uns Vitruv kennen gelehrt. Sie hießen Thermen. Man sah bei ihrer Erbauung auf eine warme Lage, ihre Fenster gien-

gen nur nach Süden und Westen; nicht bloß um Nord- und Ostwind zu vermeiden, sondern auch, weil man gewöhnlich Nachmittags und gegen Abend badete, und es gern bei warmem Sonnenschein that. In der Mitte aller Badezimmer waren drei kupferne Kessel über einander eingemauert, der unterste ruhete auf einem Ofen, alle drei hatten Gemeinschaft durch Röhren; das Wasser des obersten war natürlich am kältesten, das des untersten am heißesten. Der Badende konnte in jedem Zimmer zapfen, aus welchem er wollte, und sich das Wasser beliebig temperiren. Die Wasserleitungen sorgten dafür, daß die Kessel nie leer warden. Die einzelnen Bäder waren ungefähr wie die herrlichen Marmorbäder zu Pyrmont eingerichtet, man hatte Bänke zum Sitzen, kleinere, um die Füße darauf zu stellen, und ein Geländer umgab das Ganze. Ein Vorzug der alten Bäder war aber, daß auch der Boden geheizt wurde, folglich das Wasser länger warm blieb. Zu gleichem Behuf waren mitten hindurch aus den Oefen Röhren geleitet; eine Erfindung aus den Zeiten des Nero, denn Seneca erwähnt ihrer als bei seinem Gedenken aufgekommen. — Im warmen Bade ließ man sich mit warmem wohlriechenden Oele reiben, welches Caligula einführte. Es geschah theils um die Glieder geschmeidig zu erhalten, theils aus Wollust. Wer noch reichlicher ausdünsten wollte, gieng in Schwitzbäder, deren hohle Wände geheizt waren. Da setzte man sich in Nischen, und schwitzte nach Gefallen. Wurde es zu viel, so zog man nur an einer Kette, und öffnete dadurch ein rundes Loch in der Decke. — Vor dem Bade machte man sich Bewegung mit Ballspielen, Discuswerfen, Laufen und Ringen, in Hallen und großen Sälen, die über den Bä-

dern angelegt waren. — Damit das viele Oel die Schweißlöcher nicht verstopfe, krazte man sich mit Bürsten, zuweilen sogar mit einer Art von Striegel und Eisendrath. — Wie groß die Pracht der Bäder in spätern Zeiten war, erzählt Seneca seufzend. Er selbst, obwohl ein sehr reicher Mann, hatte nur ein einfaches Bad. „Wer möchte sich jetzt darinnen baden?“ ruft der Philosoph. „Wie arm würde sich derjenige glauben, dessen Badezimmer nicht mit kostbaren Marmorplatten belegt wären. Aus alexandrinischem und numidischem Marmor müssen köstliche Gemählde zusammen gefügt werden. Glas und der Stein Thesinus, sonst nur ein Schmuck der Tempel, fassen jetzt die Wasserbehälter ein. Sogar bei den Plebejern sind die Hähnchen an den Röhren schon von Silber. Die Freigelassenen müssen Säulen und Statüen haben, sie bringen künstliche Wasserfälle an und legen den Boden mit edlen Steinen aus.“ — Ein anderer Alter (Statius) erzählt sogar, man habe die Röhren von Silber gemacht, und den silbernen Fußboden vergoldet. — Heut zu Tage badet sich kein Römer. Alle Bäder liegen in Trümmern. Von denen des Caracalla sind majestätische Ueberreste vorhanden. Das Vergnügen, sie auch inwendig zu besehen, ist seit kurzem durch eine unangenehme Bedingung erschwert worden. Man muß nemlich Abends zuvor den Schlüsselbewahrer davon benachrichtigen, und ihn am andern Morgen im Wagen abhohlen. Da man nun wohl eine Stunde weit zu fahren hat, so ist diese Gesellschaft ein wenig lästig, obschon der gute Mann an Höflichkeit es nicht ermangeln läßt, und man ihm nicht einmal eine Vergeltung seiner Mühe aufdringen kann. Diese beschwerliche Einrich-

tung ist freilich aus einem guten Grunde getroffen. Vormals nemlich vertraute man die Schlüssel den Lohnlakaien an, die aber behielten sie oft lange, liehen sie wieder an andere, ließen dort wegnehmen und ausbrechen, was man wollte. — Nach dem Coliseum wüßte ich in Rom keine herrlichern und imposantern Ruinen. Die Bäder des Diocletian waren zwar noch größer, aber sie sind jetzt verbaut. Diese hingegen stehen einzeln im Felde, ihr ganzer Umfang ist noch zu schauen, sie gleichen einer nicht kleinen zerstörten Stadt. Der Säle, Hallen und Zimmer waren unzählige. Dreitausend Menschen konnten zu gleicher Zeit darinnen baden. Sechszehnhundert Stühle von Marmor waren vertheilt. Mosaische Fußböden, Marmorwände und vergoldete Bronze, schmückten jeden Winkel dieser kleinen Welt. Alle Mauern stehen noch, nur die Gewölbe sind eingestürzt. Man kann sich nichts Mahlerischeres denken, als diese Ruinen, wo man durch tiefes Gras aus einem Thore in das andere wandelt und überall von der Erhabenheit und Mannichfaltigkeit dieser Trümmer aufs neue überrascht wird. Die Mauern bestehen, zu größerer Festigkeit, aus lauter nachher ausgefüllten Bögen, drei und vier über einander. Allenthalben sieht man noch die Röhren, welche das Wasser herbei führten. Statt des Marmor und Bronze kriecht der Epheu an den Wänden hinauf; große Bäume und mancherlei Gesträuch wachsen lustig in den Sälen. Die Bäder selbst liegen jetzt unter der Erde; man wandelt in den Sälen, welche zu gymnastischen Spielen bestimmt waren. Einer derselben, der sein Licht von oben empfing, ist so groß, daß sein gewölbter und doch platter Fußboden einst das Erstaunen der Alten war, und jetzt die

Verzweiflung der neuern Architekten ist. Seine Länge mißt hundert acht und achtzig Fuß, seine Breite hundert acht und dreißig. — Man kann noch jetzt auf einer sehr zerfallenen Wendeltreppe die Spitze dieser prächtigen Ruinen ersteigen. Ich habe es gethan, will aber niemanden rathen, es mir nachzuthun, wenigstens muß man vor dem Schwindel sehr sicher seyn. Wenn man bereits so hoch geklettert ist, als zwei gewöhnliche Stockwerke zu seyn pflegen, (wobei man immer den Abgrund neben sich sieht, da die vordere Mauer eingestürzt ist) so kommt man plötzlich an eine Stelle, wo die Treppe ganz aufhört, und muß nun, in verschiedenen Richtungen, auf Leitern höher klimmen. Wer da ausgleitet, ist verlohren. Endlich findet man die Treppe wieder, und gelangt vermittelst desselben auf die Spitze, wo wiederum Gras und Gebüsch einen weiten Platz zu füllen scheinen. Aber gerade hier ist es am gefährlichsten. Das Gebüsch nemlich verhüllt einen nahen Abgrund, um welchen herum nur ein schmaler Weg führt, zu beiden Seiten ist schwindelnde Tiefe. Wer das nicht weiß, und durch das einladende Gebüsch vorwärts dringen will, der ist ohne Rettung verlohren. Auch ich blieb hier stehen, und und war nicht neugierig genug, mein Leben noch ferner zu wagen, um ein kleines Stück Mosaik zu betrachten, welches noch jenseits sich erhalten hat, und die ganze Ausbeute für den Wagehals ist. Beim Zurückklettern erfährt man noch deutlicher, welcher Gefahr man sich hier ausgesetzt; denn da, wie gesagt, die Treppe eine Wendeltreppe ist, folglich die Nachfolgenden dem Vorangehenden über dem Kopfe bleiben, so klimmt er unter einem Regen von zerbröckelten Steinen hernieder, die sich durch den Fuß-

tritt der Andern lösen. Eben so gut kann aber auch einmal, besonders nach anhaltendem Regenwetter, ein großer Stein sich ablösen, und den neugierigen Fremdling zerschmettern. Es ist in der That zu verwundern, daß bei den vielen Wagestücken dieser Art, welche die Fremden hier täglich unternehmen, dennoch so wenig Unglück geschieht. — Der ganze innere Raum der Bäder des Caracalla ist mit Marmortrümmern aller Art bedeckt. Wir haben verschiedene recht schöne Stücke von Giallo antico aufgehoben, und mitgenommen. — Unter mehrern trefflichen Kunstwerken fand man hier einst den berühmten Farnesischen Herkules (von dem Athenienser Glycon) und den Farnesischen Stier. — Wir umkreisten nachher auch die Ruinen von aussen: da fanden wir an einer Stelle eiserne Sprossen in die Wand gemauert, um auf denselben einen Theil der Ruinen zu erklimmen, von welchen herab die Aussicht besonders schön seyn soll. Da das Klettern in völlig senkrechter Richtung geschehen muß, so hatte ich keine Lust, es zu versuchen. — Kleine Strohdächer, die man hier und dort für die Wächter der Weinberge, an die Trümmer geklebt hatte, machten einen seltsamen Abstich mit diesen ungeheuren Ueberresten. — An einer Seite befand sich ein Fels, auf welchem, zwischen lauter Marmorbrocken, die Bohnen (am zweiten Weihnachtsfeiertage) einige Zoll hoch aufgeschossen waren. Wir sammelten einen Strauß von Wiesenblumen, und brachten ihn meiner Frau.

34.
Einige andere Ruinen in dieser Gegend.

Ganz nahe bei den Bädern des Caracalla steht ein alter Tempel, den man für einen Dianentempel hält. Seine runde Form und seine Nischen inwendig haben sich erhalten; es ist aber weiter nichts daran zu sehen. — Wir eilten daher zu dem Grabmal der Metella, einem runden Thurm von ungeheuren Quadersteinen. Seine Mauern sind so dick, daß sie vermuthlich noch am jüngsten Tage der Posaune des Engels trotzen werden. Betrachtet man ihn von außen, so vermuthet man inwendig einen weiten Raum zu finden, aber man irrt, denn seine Dicke hat nur Platz zu einem Begräbniß übrig gelassen, obwohl sein Durchmesser neun und achtzig Fuß mißt. Der Sarkophag ist leider weggenommen, und steht jetzt in dem Hofe des Pallastes Farnese, wo er gar keine Würkung thut. Um das Gesimse des Thurms läuft eine schöne Guirlande, mit entfleischten Ochsenköpfen verziert, welche bekanntlich bei den Alten viele Grabmäler schmückten; bei den Neuern aber diesem Denkmal des Alterthums den Namen capo di bove erwarben. — Bei dieser Guirlande hört die Schönheit des Thurmes auf, denn der obere Theil desselben ist in den Bürgerkriegen der mittlern Zeiten als Festung zugestutzt worden, so daß er jetzt mit seinen Schießscharten dem Eckthurm einer alten Festung gleich sieht. Nahe dabei ist ein schönes Echo, welches zu großem Vergnügen der Fremden, die Namen ferner geliebter Personen, aus weiter Ferne sechsmal wiederholt. — Man durchschneidet eine große Wiese, und befindet sich in dem Circus des Caracalla, der,

obwohl einer der kleinsten, noch den deutlichsten Begriff von dieser Gattung von Gebäuden giebt, denn er ist sehr wohl erhalten. Er ist über fünfhundert Schritte lang, und etwa hundert vierzig Schritte breit. Die einschließenden Mauern, die sich oben wölbten, das Ziel (meta), die kleine Mauer (spina), welche den Circus beinahe theilte, und das Thor, durch welches der Sieger auszog, stehen noch. Die Spina ist aber nicht in der Mitte, sondern mehr nach einer Seite gerückt, weil die Wagen anfangs, wenn sie alle zu gleicher Zeit ausrannten, mehr Platz brauchten, nachher aber, wenn einer den andern hinter sich ließ, auch im engern Raume sich nicht hinderten. In der Mitte der Spina stand ein egyptischer Obelisk. Zehn Stufen liefen rings umher, auf welchem etwa zwanzigtausend Zuschauer sitzen konnten, folglich war diese Rennbahn nur klein, denn der große Circus faßte dreihundert und achtzigtausend Menschen. — In die dicken Wände sieht man noch eine Menge großer hohler Töpfe eingemauert, theils um den Raum schneller zu füllen, theils um die Last zu verringern. — Das Ganze ist jetzt eine im Winter sehr nasse Wiese. Die Römer benutzen den Circus gar nicht; ich weiß aber, daß fremde Künstler zuweilen hier Wettläufe angestellt haben. — Man erblickt ringsumher noch mehrere unbedeutende Ruinen, die man für Ställe des Circus, für Gräber der Familie Servilia u. s. w. ausgiebt. — Von hier hat man eben nicht weit zu fahren, um den König Numa mit der Nymphe Egeria zu belauschen. Man muß aber bald vor der Pforte eines Weinberges halten, und sich entschließen, einen ziemlich langen und beschwerlichen Weg zu Fuße zu machen, weil der unhöfliche Fürst, dem der Weinberg zugehört, und dessen Na-

men ich glücklicherweise vergessen habe, ausdrücklich verboten hat, Wagen herein zu lassen, obgleich ein breiter Fahrweg vorhanden ist. Die Mühe wird kaum belohnt, denn die Grotte ist bloß durch ihr hohes Alterthum merkwürdig. Sie war, als ich sie sah, voll Wasser; im Hintergrunde sieht man noch eine zerbrochene Statüe, und in den Seiten-Nischen sollen die der Musen gestanden haben. Die Gegend umher war schon zu Numa's Zeiten sehr einsam und ist es noch. In dem Augenblicke, als ich vor die Grotte trat, trennten sich eine Wachtel und ein Wasserhühnchen von einander; die Wachtel flog nach Rom zu, das Wasserhühnchen schlüpfte unter einen Stein. Mit dem schönen Glauben an Seelenwanderung konnte man hier noch die Gegenwart Numa's und seiner Geliebten ahnen. — In demselben Weinberge zur Linken steht eine kleine Kirche des heil. Urban, vormals ein Tempel des Bacchus oder wahrscheinlicher der Musen, da man weiß, daß Numa über seiner Grotte den Musen einen Tempel erbaute. Jetzt wird man weder an den Rebengott, noch an die lieblichen Camönen erinnert. Nur noch vier korinthische Säulen beurkunden, daß einst höhere Wesen, hier wohnten.

35.

Der Pallast Giustiniani.

Er ist auf die Bäder des Nero gebaut, und seine meisten Antiken sollen in diesen Bädern gefunden worden seyn. Das ist eben kein Compliment für Nero's Geschmack; denn obgleich dieser Pallast mit Antiken von oben bis unten angefüllt ist, obgleich man in der Vorhalle, im Hofe, auf der Treppe und fast in allen Zimmern, über Statuen und Büsten stolpert; so möchte ich

es doch nicht eine Sammlung, sondern eine Rumpelkammer von Antiken nennen, zumal jetzt, da der Fürst das Beste daraus, (nemlich die Minerva mit der Schlange aus dem Tempel der Minerva Medica, und das berühmte Basrelief, auf welchem eine Nymphe dem Jupiter aus dem Horn der Ziege Amalthea zu trinken reicht) an Lucian Bonaparte verkauft hat. Alles übrige würde freilich in andern Städten von Europa noch sehr sehenswerth seyn; aber hier, wo die Menge der Meisterwerke den Geschmack eckel macht, hier kann man nicht lange dabei verweilen. Ein sehr schöner Kopf des Apollo ist noch darunter, und auch dieser war — Dank sey es der Unwissenheit des Herrn Fürsten, — in großer Gefahr verloren zu gehen. Der Bildhauer Pagetti nemlich hatte mehrere Antiken für diesen hohen Kunstfreund restauriren müssen. Als der Fürst ihn bezahlen wollte, verlangte Pacetti kein Geld, sondern versicherte sehr höflich, er wolle sich mit einem alten unbedeutenden Kopfe begnügen, der da in einem Winkel stehe. Der Fürst, der von Kunst so wenig versteht, als der Negerfürst auf der Insel Bantam, freute sich über den wohlfeilen Handel, und lieferte die Büste Apolls willig aus. Der schlaue Bildhauer verkaufte sie augenblicklich an Lord Bristol um hundert funfzig Dukaten. Einige Tage nachher kam der Lord mit dem Fürsten Giustiniani in Gesellschaft zusammen, und, noch ganz entzückt von seiner neuen Acquisition, erzählt er dem Fürsten, er habe eins der besten Stücke aus dessen Sammlung gekauft. Der Fürst will es nicht glauben, erkundigt sich bei Künstlern, alle bestätigen den Werth des Verlornen, und nun geräth er außer sich! seine Kunstliebhaberei hat nichts eingebüßt, aber

seine Eitelkeit; er kauft die Büste zurück, Lord Bristol ist so gefällig, sie ihm wieder abzutreten, und sie ist nun, seit dem Verkauf der beiden besten Kunstwerke, die Krone der ganzen Sammlung, die übrigens auch viele (antike) Copieen von den berühmtesten Statuen, oft sogar doppelt, enthält, auch einen schönen Bock. Merkwürdig ist eine weibliche Bildsäule (man nennt sie Vestale) aus grauer Zeit, der Sage nach von etruscischer Arbeit. Sie ist gewaltig steif, aber eine gewisse ernste Größe ist würklich darinnen. Eine andere kleinere Statue hat durch die liebliche Idee mich gefesselt; es ist nemlich ein Amor, der einen kleinen neugebohrnen Amor, in seinem Wege findet. Ich wundere mich, daß dieser anlachende Gedanke nie, auch nicht einmal auf einem Basrelief kopirt worden. Abgüsse davon würden gewiß Glück machen. — Auch von den Gemählden hat der Fürst, der geldbedürftig zu seyn scheint, vier der besten Stücke verkauft, (unter andern auch den berühmten Kindermord von Poussin;) und die zahlreiche Gallerie besteht größtentheils aus zusammengerafftem Alltagsgut; wenigstens gilt dies Urtheil hier in Rom, aus der schon angeführten Ursache. Ein Paar heilige Familien von Raphael und Andrea del Sarto sind schön; ich glaube fast, beide sind von dem letztern Meister; denn auch in dieser Gallerie, wie überall in Rom, tauft man die Bilder nach Gefallen. Ich nenne noch einige der besten Gemählde, ohne durch ihre Beschreibung den Leser zu ermüden. Eine heilige Familie von Sassoferrato, dem lieblichen Madonnenmahler; ein Christus vor Pilatus, und ein Petrus im Gefängniß, von Gerhard delle Notte (Honthorst) der, wie die Eulen, nur bei Nacht aus-

flog; ein Johannes von Dominichino; eine verschleierte Venus von Tizian u. s. w. Ein Bild von Caravaggio wird durch die jämmerlich fromme Idee auffallend: Amor, die profane Liebe, zu Boden liegend, neben ihm die zerbrochenen Pfeile; vor ihm steht sein Ueberwinder, die geistliche Liebe, ganz geharnischt, ein Flammenschwerdt auf den armen kleinen Amor zuckend. Ich fürchte nur, die zerbrochenen Pfeile werden immer noch kräftiger verwunden, als das geistliche Flammenschwerdt. — Uebrigens ist auch dieser Pallast, wie alle übrigen, sehr schlecht und geschmacklos möblirt. Aber an einigen Thronhimmeln fehlt es auch hier nicht; denn so wie die Schauspieler auf dem Theater sich gar zu gern Ordenssterne auf das Kleid nähen lassen, so spielen die italienischen Fürsten mit Thronhimmeln, unter welchen sie sich einbilden Audienzen zu geben.

36.

Eine Wallfahrt.

Die Kirche und das Kloster des heil. Onofrio haben einige gute Gemählde aufzuweisen; doch diesmal waren es nicht Bilder, die mich dahin lockten. — Zu Tasso's Grabe wollt' ich wallfahrten. Der große Dichter starb in diesem Kloster im Jahre 1595, nicht älter als ein und funfzig Jahr. Grade so alt wurde auch mein unvergeßlicher Lehrer Musäus, und die Erinnerung an diesen mischte noch mehr Wehmuth in die Ehrfurcht, mit der ich vor Tasso's Grabstein trat. Man erblickt ihn, wenn man in die Kirche tritt, gleich linker Hand, nebst Tasso's Bildniß, von dem leider die Farben sehr gedunkelt haben. Die lateinische Grab-

schrift ist schön und rührend. Torquato Tasso! hebt sie an: wie vielen Ruhm drückt dieser einzige Name aus! Mit wenigen, aber kräftigen Worten werden seine Verdienste erhoben, und am Ende hinzugefügt, „daß der Kardinal Bevilaqua ihm dieses Grabmal errichtet, damit der, dessen Ruhm lebend die Welt erfüllte, auch im Tode an einem ehrwürdigen Orte möge gesucht und verehrt werden.“ — Von seinem Grabe stieg ich hinauf in die Klosterbibliothek. Hier zeigt man noch unter Glas einen eigenhändigen Brief von Tasso, den ich auch augenblicklich für dieselbe Hand erkannte, die ich in Neapel so fleißig studirt hatte; hier zwar etwas leserlicher, doch nur wenig. Der Brief hub an: „Die Freundschaft hat nichts besseres zu geben, als sich selbst.“ Gern hätte ich ihn ganz kopirt, wenn ich ihn nur geläufig hätte lesen können, aber einige Stunden darauf zu verwenden, dazu gebrach es mir an Zeit. Auch Tasso's Büste fand ich hier, über der Leiche abgeformt, und keinem von den Bildern ähnlich, die ich bisher von ihm gesehen hatte. Damen dürfen dieses Kloster nicht betreten, doch die Mönche waren so höflich zu erlauben, daß ich die Büste hinab in die Kirche schickte, um sie meiner dort harrenden Frau zu zeigen. Noch ein paar andere Reliquien von Tasso sind hier, nemlich ein Handtuch aus Baumrinde recht fein gewebt; ein großes, länglich-rundes, doch unten abgeplattetes Stück eines schweren Holzes, von welchem die Mönche nicht wußten, was es vorstellen sollte, und dessen sich Tasso vermuthlich bediente, um beim Schreiben das Papier damit fest zu halten; endlich auch noch eine kleine irrdene Schaale zum Streusand. Vormals war das Dintenfaß auch dabei gewesen, aber in

der Revolution hat irgend ein Verehrer des großen Dichters es mitgehen heißen. Ich bekenne, daß auch mich die Versuchung zu stehlen ankam, und daß, wenn die Gelegenheit mir günstig gewesen wäre, die Mönche die Streusandschaale auch nicht mehr besitzen würden. Sie fühlen ja ohnehin den Werth ihres Schatzes so wenig, daß sie in dem Kästchen, in welchem sie ihn verwahren, noch ein Bildchen und einige Kleinigkeiten, von Gott weiß, welchem Kardinal dazu gelegt haben. — Eine schöne Marmorbüste des berühmten Verfassers der Argenis, Barclay, wird in dieser Bibliothek gleichfalls verwahrt, und hinter einem Gitter sind die sehr unschuldigen verbotenen Bücher zu schauen, unter welchen Bossuets Universalhistorie oben an steht. — In der Kirche, nahe Tasso's Gebeinen, ruhen auch die eines andern, nicht unberühmten italienischen Dichters, Alexander Guidi. — Warum hat Göthe, als er hier war, nicht wenigstens einen Lorbeerkranz an Tasso's Grabe aufgehängt? Ihm, den Tasso einst zu einem Meisterwerke begeisterte, hätte diese Huldigung wohl angestanden.

37.
Einige Ruinen, die bloß durch mitgebrachte Erinnerungen interessant werden.

Dahin zähle ich besonders die Brücken. Eine Spazierfahrt an der Tiber, mit der römischen Geschichte in der Hand, bleibt immer sehr unterhaltend, wenn auch nur einzelne Steine die Begebenheiten, die hier vorfielen, beurkunden. Von der Tiber selbst bringt man freilich einen weit erhabenern Begriff mit. Man hat, seit früher Jugend, so viel davon gehört und ge=

lesen, daß man einen majestätischen Fluß, etwa wie die Newa, zu sehen erwartet. Aber es ist nur ein sehr mittelmäßiger Strom, höchstens wie die Saale in Thüringen. Das Beiwort gelb, welches die Alten öfter von ihr gebrauchen, hat sie reichlich verdient, nur ist es kein schönes, sondern ein schmutziges Gelb. — Die älteste Brücke in Rom (natürlich von Holz) ist, oder war, der pons sublicius, also genannt von den Pfählen, welche in volskischer Sprache sublices heißen. König Ancus Martius erbaute sie, etwa hundert und fünfzehn Jahr nach Gründung der Stadt. Weit später wurde sie durch Kaiser Antonin den Frommen von Stein angelegt, doch auf derselben Stelle. Bei niedrigem Wasser sieht man noch einige Steinhaufen hervorragen, und bei hohem Wasser bezeichnen die stärkern sich brechenden Wellen den Ort, wo ihre Trümmer liegen. Hier war es, wo Horatius Cocles gegen Porsenna's Heer ganz allein die Brücke vertheidigte, bis sie hinter ihm abgeworfen war. Hier schwamm die heldenmüthige Jungfrau Clölia durch die Tiber; hier wurden die Körper der verabscheuten Tyrannen, Heliogabalus und Commodus hinab in den Strom geworfen. Von dieser Brücke erhielten alle römische Priester, selbst der heutige Pabst, ihren Titel pontifex; denn ihnen — die für ununterbrochenen Götterdienst diesseits und jenseits der Tiber sorgen mußten, war aufgetragen, die Brücke in brauchbarem Stande zu erhalten, und von ponte faciendo wurden sie pontifices genannt. Ein Beweis, daß die heidnischen Priester auch dem Staate nützten. — Jährlich am fünfzehnten Mai, war der pons sublicius der Schauplatz eines sonderbaren Volksfestes. Die erste Kolonie der Griechen in die

sen Gegenden, hatte, einem mißverstandenen Orakelspruch zufolge, jährlich dreißig Menschen in der Tiber ersäuft. **Herkules** schaffte diese unmenschliche Gewohnheit ab, und überredete die Griechen, das Orakel habe eben nicht lebendige Menschen nicht verlangt, sondern begnügte sich auch mit Puppen. Darum warfen noch die Römer, alle Jahre dreißig von Binsen verfertigte und angekleidete Puppen, mit großer Feierlichkeit, von dieser Brücke in die Tiber. Die Consuls, alle Obrigkeiten, die Priester, und selbst die vestalischen Jungfrauen, mußten dabei gegenwärtig seyn. — Die zweite, und erste steinerne Brücke in Rom, war der pons senatorius (jetzt ponte rotto,) also genannt, weil die Rathsherren darüber gehen mußten, so oft sie jenseits die sibyllinischen Bücher um Rath fragen wollten. Die Menschen haben oft mit der Tiber gekämpft, um sie zu erhalten, aber immer hat der Strom obgesiegt. Pabst Paul III. trug Michel Angelo auf, sie neu zu gründen, starb aber, als nur erst der Grund vollendet war. Alsobald entriß der Neid dem wackern Michel Angelo dies Geschäft; ein elender Mensch, Namens Biscio, riß den dauerhaften, nicht zu verbessernden Grund wieder ein, und führte sein eignes Machwerk auf, das aber kaum zehn Jahre lang dem Strome widerstand. Seitdem ist die Brücke nicht wieder gebaut worden, aber man sieht noch Spuren davon. — Der pons fabricius (jetzt ponte di quattro capi) steht noch, mit der alten Inschrift, und führt auf eine Tiber-Insel, der man einen seltsamen Ursprung beilegt. Nach dem Tode des verhaßten Tarquinius nehmlich, schenkte der Senat alle seine Güter dem Volke; aber dieses erbitterte Volk wollte sich nicht mit dem Eigenthum des

Tyrannen besudeln; wüthend fiel es unter andern über die Korngarben her, welche eben längs der Tiber geschnitten worden waren, und warf sie sämmtlich in den Fluß. Der Garben waren so viele, daß der Strom sie nicht alle fortwälzen konnte, sie stemmten sich und bildeten eine Insel, die man nachmals durch eine Mauer befestigte und wohnbar machte. Sie wurde dem Aeskulap geweiht, und man gab ihr die Form eines Schiffes, weil das Symbol jenes Gottes, die Schlange, von Epidaurus zu Schiffe dahin gebracht wurde. Wo der Mastbaum zu stehen pflegt, errichtete man einen Obelisk. Jetzt steht auf dem Platze, wo Aeskulaps Tempel prangte, eine Kirche des heil. Bartholomäus, und wenn man aus dem kleinen Klostergarten eine Treppe an den Fluß hinabsteigt, so sieht man, bei niedrigem Wasser, noch eine Schlange in Stein gehauen. Vor dem Eingang des Tempels las man das Recept zu dem Gegengifte, dessen sich Antiochus der Große bedient hatte. Die Kranken, welche im Heiligthum Genesung suchten, mußten, wie im Tempel des Jupiter Serapis zu Puzzoli, die Offenbarung eines Heilmittels im Traume erwarten, und dies Mittel aufschreiben, wenn sie gesund wurden. Daher waren alle Wände mit solchen Zetteln behangen. Ich glaube, es werde dem Leser interessant seyn, wenn ich Einen dergleichen abschreibe, den Borrichius uns aufbewahrt hat. Er beweißt, daß Alfanzereien unter den Römern eben so gebräuchlich waren, als unter uns. — „In diesen Tagen hat das Orakel einem gewissen blinden Cajus befohlen, er soll zum Altar treten, das Knie beugen, von der Rechten zur Linken gehen, fünf Finger auf den Altar legen, die Hand emporrecken, und dann auf seine Augen

drücken. Sogleich hat er gesehen.“ — Natürlich war die ganze Insel immer voll von Kranken. Einst brachte man, zu Kaiser Claudius Zeiten, sehr viele kranke Leibeigene hierher, und der Kaiser befahl, daß alle, die genesen würden, ihre Freiheit erhalten sollten, weil ihre Herren so schlecht für sie gesorgt hätten. Ich kenne Länder, wo die Wiederholung eines solchen Befehls sehr gerecht seyn würde. — Zum Tode verurtheilte Staatsgefangene, verweilten, auf Kaiser Tibers Befehl, einen ganzen Monat auf dieser Insel, ehe sie hingerichtet wurden. — Mehrere berühmte Tempel standen auch noch hier, folglich war die kleine Insel äußerst merkwürdig, und bleibt es noch jetzt durch Erinnerung. — Von ihr auf das jenseitige Ufer führt der pons Cestius, der von Cestius Gallus erbaut, und von verschiedenen Kaisern ausgebessert worden. — Von dem pons triumphalis, über welchen die aus den abendländischen Provinzen heimkehrenden, siegenden Feldherren zogen, ragen nur noch Trümmer aus dem Wasser hervor. — Der pons Aelius (jetzt Engelsbrücke) ist vom Kaiser Aelius Hadrianus erbaut, nachmals oft ausgebessert worden, und Clemens IX. hat zehn schlechte Engel von Bernini darauf setzen lassen. Triumphirende Feldherren findet man nicht mehr in Rom, aber Engel genug. Diese hier halten die Marterwerkzeuge Christi, und an ihren Fußgestellen liest man alberne Inschriften, z. B. in flagella paratus sum (zum Geißeln bin ich bereit,) und mehr dergleichen, die ich abzuschreiben mich schäme. — Ich erwähne noch des pons milvius (jetzt ponte molle,) weil der Censor M. Aemilius Scaurus den großen Aufwand ihrer Erbauung ganz aus eignen Mitteln bestritt, obwohl sein Vater ihm nichts, als ei-

nen ehrenwerthen Namen und ein glückliches Genie hinterlassen hatte, durch welches er sich zu den einträglichsten Bedienungen emporschwang. — — Vom Tempel der Pallas, den Domitian erbaute, sind noch ein paar corinthische Säulen und ein Gebälke vorhanden, dessen sehr beschädigte Figuren in Basrelief noch immer einen hohen Kunstwerth haben. Alles übrige ist verbaut, oder tief in die Erde versunken. — Weit mehr ist noch von dem Forum des Nerva übrig. Jedes Forum war bei den alten Römern ein geräumiger Platz, auf welchem nicht nur Markt gehalten, sondern auch Streitsachen vorgetragen, über öffentliche Angelegenheiten berathschlagt wurde. Ansehnliche Hallen in der Mitte solcher Plätze hießen Curiä oder Basilicä, und dienten, das Volk vor Wind und Wetter zu schützen. Von dem Forum Nervä steht unter andern noch eine sehr hohe Mauer, die durch ihre ohne Kalch verbundenen ungeheuern Quaderstücke, und durch die gebogene Linie, welche sie dennoch formirt, aller Kenner Bewunderung erregt. Damit jeder Höfling, der mit seinem gnädigsten Herrn nach Italien reist, und etwa dieses Buch liest, die erwähnten Ruinen mit Schaudern betrachte, führe ich ein Beispiel von der strengen Gerechtigkeit des Kaisers Alexander Severus an, welches auf diesem Platze vorfiel. Ein Höfling, Vetronius Turinus, handelte, wie noch oft zu geschehen pflegt, mit den Gnadenbezeugungen des Kaisers, verkaufte täuschende Versprechungen. Der Kaiser ließ ihn durch Rauch von angezündetem Stroh ersticken, und ein Herold rief während der Execution: fumo punitur, qui vendidit fumum (der Rauchverkäufer wird durch Rauch bestraft). Wenn man heutzutage alle täuschende Höflinge so ersticken wollte,

so würde man genöthigt seyn, aus Mangel an Stroh, die Bauernhäuser abzudecken. — Vom Tempel des Nerva stehen noch einige prächtige corinthische Säulen von griechischem Marmor. Sie sind ein und funfzig Fuß hoch und messen sechszehn ein halb Fuß im Umfang. — Der Platz Navona, vormals Circus Agonalis, hat noch ganz die Gestalt eines Circus, denn die Häuser ringsumher sind auf die Stufen desselben erbaut. Man feierte hier Spiele, dem Janus zu Ehren. Jetzt ist er mit vielen modernen Brunnen und schlechten Statüen von Bernini geziert, und im Monat August wird er Sonntags unter Wasser gesetzt. Dann fahren die vornehmen Leute in ihren Kutschen im Wasser herum, und der Pöbel ergötzt sich zu Fuß an der Kühlung. — Nicht weit davon, auf einem andern Platze, steht ein Stück von einem Menelaus der den getödteten Patroklus hält. Das habe ich freilich nur vom Hörensagen, denn erkennen läßt sich der Gegenstand schwerlich mehr. Leute, die es verstehen wollen, versichern, es müsse eine herrliche Gruppe gewesen seyn. In neuern Zeiten hat sie von einem Schneider in der Nachbarschaft den Namen Pasquin erhalten, und diente dazu, alle Spott- und Schmähschriften daran zu heften, mit welchen Päbste und Kardinäle jederzeit reichlich übergossen wurden. Aber schon seit langer Zeit haben die Römer aufgehört witzig zu seyn, und ihr Witzträger Pasquin ist verstummt. — Gleich dabei steht der Pallast des Nepoten Braschi, dessen ich hier nur im Vorübergehen erwähne, weil er die schönste, größte und marmorreichste Treppe in Rom, aber kein einziges bewohnbares Zimmer enthält. — Ein Spazier-

gang auf den tarpejischen Felsen ist auch nicht belohnend, denn es ist da nicht eine Spur mehr, weder von der Vestalin Tarpeja, die einst das Schloß den Sabinern verrieth, zum Dank ermordet und dort begraben wurde, noch von den Missethätern, die man von der steilen Höhe hinab zu stürzen pflegte. Der Felsen ist zwar jetzt nicht mehr so hoch als er anfangs gewesen seyn soll, weil oben viel abgetragen, unten viel aufgeschüttet worden, aber doch noch immer hoch genug, um einem Menschen den Hals zu brechen. — Wenn man bei Fackelschein, zwischen Heuwagen sich durchdrängend, in die Ruinen der Bäder des Titus hinab steigt, so erblickt man an den Wänden noch einige wohlerhaltene Mahlereien, besonders recht artige Vögel. Das ist aber auch Alles, denn übrigens sind diese Trümmer nicht eben von Bedeutung, und um sie lieb zu gewinnen, muß man die Erinnerung mitbringen, daß der wackere Titus hier in einem schlechten Hause gebohren und erzogen wurde, darum es liebte und verschönerte. Noch unbedeutender sollen die sogenannten sieben Kammern (Sette salle) seyn, die ich verschlossen fand, und die wahrscheinlich bloß zu einem Wasserbehälter dienten. Manche vermuthen, aus diesen Behältern sey vielleicht das Wasser in das Kolosseum geleitet worden, weil man sonst nicht begreift, wie daselbst Seegefechte haben gehalten werden können. — Eine unverbürgte Sage behauptet, die Bäder des Titus wären zum erstenmal zu Raphaels Zeiten entdeckt, und die darinnen gefundenen Arabesken von ihm copirt worden, daher er auch das meiste wieder zuwerfen lassen, um seine Freibeuterei nicht zu verrathen. Als ob diese

Gattung von Zierrathen nicht schon längst aus den Schriften der Alten (z. B. Vitruv der sie tadelt,) bekannt gewesen wäre. An der Anekdote ist nichts gewisses, als daß die Bäder wieder zugeworfen, und erst 1776 aufs neue ausgegraben worden. Hier fand man den berühmten Laocoon. Hier blühten auch einst die Gärten des Mäcenas, und mehr noch die Geisteswerke der Dichter, welche er um sich versammelte, und denen er seinen Ruhm verdankt. Horaz, Virgil, Properz, bewohnten Landhäuser in der Nähe. Auch der Thurm stand nicht fern, von welchem Nero Rom brennen sah, und dabei zu seiner Leier den Brand von Troja sang.

38.

Das Kapitolium.

Es ist nicht mehr das alte, wo der prächtige Tempel des Jupiter Kapitolinus stand, auf dem ein vierspänniger goldener Wagen prangte; dessen Stufen die siegenden Feldherren, und selbst der stolze Cäsar, nur knieend erstiegen; in dessen Hallen sie Triumphmahlzeiten gaben. Hier saß einst der kolossale Donnerer, aus lauterm Golde geformt, auf einem Stuhl von Elfenbein und Gold; man wandelte auf verguldetem Metall; Sieger häuften hier Beute, fremde Botschafter Geschenke, fromme Bürger köstliche Gaben. Doch höhern Werth als Gold, gaben diesem Tempel die sybillinischen Bücher, welche in einem Gewölbe unter der Erde aufbewahrt wurden; mehr als kostbare Steine schmückten ihn zahl- und kunstreiche Statuen. In den Vorhöfen fesselten silberne und metallene Säulen und Tafeln den Blick, in welchen man eingegraben las, was Volk,

Staat und Nachwelt interessiren konnte. Der Schätze häuften sich hier so viele, daß kaum Platz für die Kommenden und Gehenden blieb, bis endlich, im sechshundert und ein und siebzigsten Jahre der Stadt, unter dem Diktator Sulla der ganze Tempel ein Raub der Flammen wurde. Sulla erbaute ihn aufs neue, und schmückte ihn mit herrlichen Säulen aus einem Tempel zu Athen. Abermals zerstörte ihn das Feuer in den unruhigen Zeiten des Vitellius. Vespasian stellte ihn noch einmal her, Titus erlebte den dritten Brand, Domitian erbaute ihn dennoch wieder, aber seine nachmaligen Schicksale sind unbekannt. — Der Tempel der Treue grenzte an den des Donnerers. Gegen über lag die Burg und eine Spitze, auf welcher der Oberpriester den Neumond beobachtete. Daneben lag ein Rathhaus und eine schlechte Hütte mit Stroh gedeckt, des Romulus erste bescheidene Herberge. Eine ähnliche Wohnung des Königs Tatius stieß an den Tempel der Juno, den ein Hain als Freistätte umgab. — Doch wer zählt alle Tempel und merkwürdige Gebäude, mit welchen das uralte Kapitolium prangte! Auch Ovid wohnte dort zwischen den Göttern, die ihm nicht immer hold blieben.

Zu dem modernen Kapitolium steigt man von Norden zwischen zwei wasserspeienden Löwen, auf einer Treppe, die Michel Angelo entwarf. Oben am Geländer stehen die kolossalen Bildsäulen des Castor und Pollux, deren jede ein Roß am Zügel hält. Ihnen zur Seite die Trophäen des Marius, dann zwei Statuen der Söhne Constantins, in dessen Bädern gefunden, und endlich zwei Meilenzeiger, deren nur Einer antik ist,

und den Anfang der appischen Straße bezeichnete. Den andern hat man mit einer Kugel von Bronze geziert, in welcher, der Sage nach, einst Trajans Asche verschlossen war. Das Ganze gewährt einen imposanten Anblick. — Hat man die letzte Stufe erstiegen, so zieht die schöne Bildsäule von Bronze, Marc-Aurel zu Pferde, sogleich das Auge auf sich. Sie ist ein Meisterstück, vorzüglich der Gaul, der so lebendig ist, daß Michel Angelo, ihn betrachtend, ihm unwillkührlich zugerufen haben soll: geh! — Warum nicht lieber: steh! denn das Roß schreitet ja wirklich.

Um den Enthusiasmus, den diese Statue und das Andenken an den göttlichen Mann, den sie darstellt, erweckt, wiederum schnell abzukühlen, betrachte man einen Augenblick das hölzerne Kreuz dort an der Mauer des Pallastes. Es ist in der That merkwürdig, denn, trunken von seinem kurzen Siege, hat der König von Neapel es aufgepflanzt, und damals mit einer Inschrift versehen, welche seine Thaten pries, und die Franzosen jämmerlich schmähte. Die voreilige Inschrift ist natürlich weggenommen, nur das Kreuz hat die Frömmigkeit nicht anzutasten gewagt.

Eilen wir vorbei in das kapitolinische Museum. Aus dem Portikus desselben blickt man in einen Hof, an dessen Brunnen der Flußgott Rhein ruht, weit bekannter und berühmter unter dem Namen Marforius, weil er als solcher so manches witzige Pamphlet trug, und dem Pasquin so manche geistreiche Antwort gab. Schon unter dem Portikus findet man eine Menge Statuen, Sarkophagen, Altäre u. s. w. von sehr ungleichem Werth, denn es sind aus Constantins Zeiten ganz erbärmliche darunter. Auf ein köstliches Basrelief

aus den ältesten griechischen Zeiten machte mich ein Kenner aufmerksam; es war sehr beschädigt, und ich verstand nichts davon. Es ist, glaube ich, Rhea vor dem Jupiter. Das kostbarste Stück dieser Sammlung, den Sarkophag des Alexander Severus, haben die Franzosen mitgenommen, er ist nur noch in Gips hier zu schauen. Man wendet sich rechter Hand, wo der kolossale Mars, unter dem Namen König Pyrrhus, steht, und wo man eine vierzehn Fuß hohe Säule von orientalischem Alabaster bewundert. Hier öffnet sich ein Zimmer, Canope genannt, weil es ganz mit sehr komischen egyptischen Statuen von schwarzem Basalt angefüllt ist. Nach kurzem Verweilen steige man die Treppe hinauf, aber langsam, recht langsam, denn die Wände zu beiden Seiten bewahren eines der interessantesten Denkmähler des Alterthums, nemlich den Plan des alten Roms auf viele Marmortafeln gegraben, im Tempel des Remus gefunden. Die meisten sind freilich sehr zerstückt, doch manche noch wohl erhalten, besonders ein Theater, welches ganz unbeschädigt ist. Kaum verstatten diese ehrwüdigen Reste ein paar schöne Statuen der Juno und der Schaam, auf der Treppenruh zu betrachten. Oben findet man im Vorsaal eine Menge Grabschriften in die Wand gemauert, auch drei kolossale Füchse und ein antikes Mosaik, welches freilich weniger schön ist, als die heutigen, dagegen aber auch weit mühsamer von wirklichen Steinen angelegt worden, da man es sich heutzutage bequemer macht, und die Mosaiken nur noch aus gefärbten Steinmassen verfertigt. — Die Wände des ersten Saales tragen weit über hundert seltener Inschriften, von Tiber bis auf

Theodosius chronologisch geordnet. In der Mitte steht eine große schöne Vase, mit Basreliefs im ältesten Styl; von dieser Vase führt der Saal den Namen. Er faßt aber noch mehrere schöne Statuen und Sarkophagen. Der zweite Saal des Herkules (also genannt, weil dessen Bildsäule, die Hydra bekämpfend, der vorzüglichste Schmuck desselben ist) bewahrt ebenfalls interessante Inschriften wie der vorige; dann die berühmte, in der Villa Hadrians gefundene Statue des Antinous; das Kind, welches eine bärtige Larve vor das Gesicht hält; Amor und Psyche — Venus und Mars (welche letztern man für Portraits hält) eine herrliche Agrippine in der Mitte des Saals, u. a. m. Auch drei schöne antike Altäre, den Winden, Wellen und der Ruhe gewidmet, laden hier zum Opfer ein. Der dritte, prächtige, auf Pilastern ruhende Saal, wird besonders durch den hochgerühmten sterbenden Fechter merkwürdig, dem zur Seite ein Antinous als egyptischer Priester, ein paar Centauren u. s. w. ihren Platz würdig behaupten. Ringsumher stehen noch viele treffliche Statuen, die, alle zu nennen, doch nur trockenes Geschwätz wäre. — Der vierte Saal ist den Philosophen, Dichtern, Rednern gewidmet, deren Büsten hier, über hundert an der Zahl, den Blick fesseln. Als die vorzüglichsten, in Rücksicht auf Kunst, werden Homer, Cicero, Socrates, Aristides, Aristophanes, Demosthenes und Pindar, geschätzt. Für den Bewunderer ihrer Schriften haben sie alle ein hohes Interesse. Eine Bildsäule Zeno's ist von imponirender Schönheit. Kenner bewundern noch einige Basreliefs an den Wänden, besonders drei Frauen, vor denen ein nackter kleiner Faun hergeht. Der Name Callimachus

ist darunter gegraben. Man hält ihn für denselben, den Plinius mit Lobsprüchen überhäuft. — Der Saal der Kaiser enthält fünf und achtzig Büsten von Kaisern und ihren Gemahlinnen. Die Sammlung ist, wie schon gesagt, minder vollständig als die zu Florenz. Eine Venus, in der Mitte des Saals, gleicht der mediceischen, und soll von manchen jener noch vorgezogen werden. Außer mehreren Statuen und Basreliefs, sind hier auch zwei der letztern, welche von Kennern für erste Meisterstücke der griechischen Kunst geachtet werden. An dem Einen (Perseus und Andromeda) ist auffallend, daß Perseus die befreite und herabsteigende Andromeda, nicht bei der Hand, sondern beim Arme faßt, und ich habe ein wenig lächeln müssen, als ein wackerer Enthusiast und selbst braver Künstler, gerade in diesem kleinen Umstande einen tiefen Sinn des Meisters fand, nemlich, er sagte: das ist die wahre Heldenbewegung; ein Held faßt ein Frauenzimmer nicht bei der Hand, sondern beim Arme. — Nach dieser sinnreichen Erklärung betrachtete ich mir das Basrelief etwas genauer, und glaubte deutlich gewahr zu werden, daß der Künstler nur deshalb jene Bewegung gewählt, weil an dieser Stelle nicht Marmor genug war, um des Perseus Hand weiter vorzurücken. Aber so geht es großen Männern gewöhnlich: In dem kleinsten, was sie thun, wird tiefer verborgener Sinn geahndet, wenn sie gleich nur durch die Umstände dazu genöthiget wurden, oder auch gar nichts dabei dachten.

Im sechsten Saale findet man, außer ein paar hundert Inschriften aus den Grabmählern der Freigelassenen der Livia Augusta, eine Menge Büsten, Statuen, Sar-

kophagen u. s. w. Der siebente, ähnlich geschmückte Saal, zeichnet sich durch eine Statue von rosso antico aus, einen Faun mit Weintrauben; ferner durch eine zwei Fuß hohe Vase von Bronze, deren Inschrift beweist, daß Mithridat sie einem Gymnasium schenkte, und endlich besonders durch das schöne, schon von Plinius gepriesene, und durch zahllose Copieen vervielfältigte Mosaik, auf welchem vier Tauben auf dem Rande einer Schaale sitzen.

Ich steige wieder hinab in den Hof, vor den sogenannten Pallast der Konservatoren. Es halten da nemlich Herren ihre Sitzungen, die Konservatoren von Rom heißen; ob sie's wirklich sind, weiß ich nicht. Im Hofe findet man Ueberbleibsel von ungeheuern Kolossen, unter andern einen Fuß, dessen großer Zeh dicker ist, als der Körper eines wohlbeleibten Mannes. Man hält ihn für einen Ueberrest des Sonnen-Kolosses, der ein und vierzig Fuß hoch war. Hinter einem Staket von Eisen wird man eine schöne triumphirende Roma und ein paar überwundene Könige gewahr.

Gleich bei der Treppe ist eine Copie der berühmten Säule mit Schiffsschnäbeln in die Wand gemauert, welche auf dem Forum Romanum dem Cajus Duillius, wegen seiner Siege über Karthago, errichtet wurde. Auf der Treppe sieht man, außer einer Urania und Thalia, die nicht viel bedeuten, vier schöne Basreliefs aus der Geschichte des Marc-Aurels, auch einen Curtius, der sich mit seinem Rosse in den Flammenschlund stürzt. Im ersten Sale hat Arpino Römerthaten gemahlt, die seltsam gegen die vermummten Bildsäulen einiger segnenden Päbste abstechen. Im zweiten Saale sind diese Gemählde durch einen andern fortgesetzt worden, und man

hat die Umgebungen mehr damit in Einklang zu bringen gesucht, indem man Büsten berühmter päbstlicher Feldherren (also doch auch römischer) dahin gestellt hat, z. B. Colonna u. a. m. Das Auge weilt aber doch am liebsten auf der Büste von Bronze, welches Michel Angelos sehr ähnliches Portrait darstellt. — Im dritten Saale ist eine schöne Statue von Bronze, einer der Sklaven, welche einst Rom retteten. — Der vierte Saal ist sehr interessant durch die konsularischen Fasten in Marmor gegraben, welche auf Kaiser Augusts Zeiten reichen, und in der Gegend gefunden wurden, wo einst die Curia Hostilia stand. — Der fünfte wird durch eine heilige Familie von Giulio Romano geziert, und auch ein paar Gänse von Bronze stehen da, von welchen man glaubt, sie seyen den Gänsen zu Ehren verfertigt worden, deren Geschrei das Kapitolium einst seine Rettung dankte. — Vom sechsten Zimmer ist mir nichts im Gedächtniß geblieben, denn die gerühmten Tapeten sind schlecht; aber das letzte enthält eine schöne Statue des Herkules von vergoldeter Bronze, in einem ihm geweihten Tempel gefunden. Auch ein paar andere Bildsäulen gewinnen dadurch Interesse, daß man sie für Cicero und Virgil ausgiebt. Man geht endlich noch durch ein paar Säle, wo die Namen altrömischer Magistratspersonen auf Marmortafeln stehen, die man irgendwo ausgegraben hat.

Bei der Gemähldegallerie des Kapitoliums will ich mich gar nicht aufhalten, denn sie ist weder zahlreich noch aus lauter Meisterwerken zusammen gesetzt. Eine Seele, von Guido Reni, ist freilich gut gemahlt, aber ich mußte doch dabei an den orbis pictus denken. Wer eine Seele mahlt, diesem fehlt sie in dem Augen-

blick. Vielleicht thut man auch Guido Unrecht, denn eigentlich ist es doch nur eine nackte menschliche Figur, und wer weiß, was er sich dabei gedacht hat. — Ariadne und Bacchus wird auch Guido zugeschrieben, ich möchte aber daran zweifeln. Das sind wohl schwerlich seine Farben, und die Erfindung ist auch gar zu mager. — Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt, ist ein großes schönes Bild, dessen Schöpfer Rubens seyn soll. Ein Weib von Tizian soll die Eitelkeit vorstellen. Man muß es darunter schreiben. — Ein Portrait von Diego Velasquez, von seiner eigenen Hand gemahlt, vereint mit dem Kunstinteresse das des Gegenstandes, denn dieser Diego Velasquez ist, nach meinem Gefühl, ein so großer Mahler, als irgend einer genannt werden kann. — In dem zweiten Saal zeichnet sich noch weniger aus; er hängt auch nicht einmal mit dem ersten zusammen. Es wird hier von jungen Mahlern fleißig copirt, und diese Copieen, die zum Theil nicht schlecht sind, werden um geringe Preise verkauft. — Der nahe tarpejische Felsen, von dem einst die Verbrecher herabgestürzt wurden, mag, der Erinnerung halber, wohl besucht werden, man wird aber da nichts finden, als einen Krautgarten, mit einer niedrigen Mauer, von der man auf ein Dach herab sieht. — Am Abhang des kapitolinischen Berges stehen noch drei schöne Säulen mit ihrem Gebälke, einst ein Tempel des donnernden Jupiters, ihm vom Kaiser August aus Dankbarkeit geweiht, da ein Sklave vor seiner Sänfte vom Blitz erschlagen wurde, ohne daß der Kaiser selbst beschädiget wurde. — Ganz nahe dabei sind die schönen Ueberreste des Tempels der Eintracht, vom Konsul Camillus, zum

Gedächtniß der Versöhnung zwischen Adel und Bürgern erbaut. Acht prächtige, doch ungleiche jonische Säulen von orientalischen Granit, tragen ein Gebälke mit herrlichen Verzierungen.

39.

Die Triumphsäulen.

Wenn diese nicht durch Heiligenbilder und Kreuze so kunstmörderisch entweiht worden wären, so würden sie allerdings der Stadt zur großen Zierde gereichen. Noch jetzt stehen sie da wie entthronte Könige, denen man spottweise papierne Kronen aufgesetzt hat. Die höchste ist die des Marc-Aurel, ihm von der Dankbarkeit des Volks bestimmt, von dem bescheidenen Monarchen aber dem Antoninus Pius gewidmet. Sie ist, bis zu ihrem Gipfel mit Basreliefs geschmückt, welche Marc-Aurels Siege über die Marcomannen darstellen. Man kann durch eine Schneckentreppe von fast zweihundert Stufen bis auf die Spitze steigen; das wäre vormals schon der Mühe werth gewesen, weil man oben die Statue des guten Marc-Aurel fand; jetzt aber steht der heilige Paul oben. — Die Trajanssäule ist noch weit berühmter, wegen ihrer meisterhaften Basreliefs, welche mehr als dritthalbtausend Figuren enthalten, und die Siege Trajans über die Dacier verewigen. Sie ist, wie jene, von Marmor, doch etwas niedriger, nemlich hundert und drei und dreißig Fuß hoch. Man kann auch inwendig hinaufsteigen, doch nur der schönen Aussicht wegen, denn, statt der Bildsäule Trajans erblickt man die des heiligen Peter. — Ich weiß nicht, ob noch jetzt Trajans Asche im Piedestal ruht? Schwerlich, denn die Urne war von Gold.

Mehr als durch alle Obelisken und Säulen wird Rom durch seine

40.

Springbrunnen

geziert. Dieser Reichthum von Wasser — freilich oft durch einen bizarren Geschmack zu Tage gefördert — diese lebendige Bewegung, dieses Rauschen und Schäumen, diese zahllose Menge von Tritonen und Najaden, die fast auf jedem freien Platze ihr Wasser bald hoch in die Luft spritzen, bald aus Urnen herabplätschern lassen — das giebt der Stadt eine außerordentliche Lebendigkeit, und ersetzt gewissermaßen für das Auge den Mangel an Einwohnern. Von den beiden herrlichen Springbrunnen auf dem Petersplatze habe ich bereits geredet. Der Brunnen Trevi imponirt auf eine ganz verschiedene Weise. Der Ocean scheint auf einem Muschelwagen seinen Pallast zu verlassen, Meerpferde ziehen, Tritonen umgeben ihn, Gesundheit und Ueberfluß stehen in Nischen ihm zur Seite. Das Ganze ist von Marmor.

Eine ungeheure Wassermasse ergießt sich von allen Seiten in ein Becken, das ich eher einen Teich nennen möchte. Es ist ein herrliches klares Wasser, schon zu der Römer Zeiten berühmt; ein junges Mädchen fand einst die Quelle und zeigte sie durstigen Soldaten, daher das Wasser aqua virgo (Jungfrauen-Wasser) genannt und von Augusts Schwiegersohn, Agrippa, nach Rom geleitet wurde. Es gefällt mir, daß ein Pabst sowohl das Andenken an diesen Agrippa als an das junge Mädchen durch zwei Basreliefs verewigt hat. — Viele halten die Komposition der ganzen Gruppe für unschicklich,

weil sie sich an einen Pallast lehne, und man also nicht begreife, woher das Wasser komme? Ich finde diesen Vorwurf ungerecht. Wo Ocean steht, da kann er auch Wasser schaffen. Man könnte ja den nemlichen Zweifel auf jeder Stelle erregen, wäre sie auch mitten auf einem Markte. Man muß sich nur nicht vorstellen, das Wasser ströme aus einem Pallaste, nein, es entspringt, auf Oceans Winke, aus seinem Muschelwagen. — Der Brunnen Termini, auch aqua felix genannt, wird durch christliche Mythologie verschönert, denn hier läßt ein kolossaler Moses das Wasser aus dem Felsen strömen. Die Idee wäre in der That nicht übel, wenn man nur die Umgebungen damit in Einklang gebracht hätte. Aber wie kommt Moses Felsen in der Wüste zu den Arcaden und jonischen Säulen? und warum giebt sich der Prophet so viele Mühe, da ja schon ein paar schöne Löwen von schwarzem Basalt (egyptische Arbeit) aus ihren Rachen dicke Ströme schleudern? — Auf dem spanischen Platze ist ein Brunnen in Gestalt einer Barke. Dieser Bernini hat doch wunderliche Einfälle gehabt. — Der Brunnen auf dem campo Vaccino ergießt sich in ein ungeheures Becken von orientalischem Granit, welches schon in den ältesten Zeiten zu dem nemlichen Behuf diente. — Der Brunnen Paulina ist der wasserreichste in Rom, und wurde zuerst von Trajan dahin geleitet. Jetzt ist er mit Bögen, Säulen und einer Attica geschmückt, Drachen speien Wasser, Inschriften prahlen, die Materialien dazu hat man vom Forum des Nerva geraubt. — Der Brunnen auf dem Platze Navona ist von dem geschmacklosen Bernini sehr bunt mit Felsen, Obelisken, Meerpferden, Löwen u. dgl. ausgeziert worden. Ferner findet man da, in

kolossaler Gestalt, den Ganges, den Nil, den Platafluß und die Donau. Es ist wohl die lächerlichste Idee von der Welt, vier der größten Flüsse des Erdbodens auf einen kleinen Brunnen zu stellen. — Der Brunnen auf der Sixtusbrücke ist zwar weit kleiner, aber unendlich schöner in seiner Einfachheit. Nur eine Nische zwischen zwei jonischen Säulen, aber ein unvereinzelter, breiter Wasserstrom stürzt sich hoch herab, zuerst in ein kleineres, dann in ein größeres Becken, welches einen herrlichen Anblick gewährt. — Der Schildkrötenbrunnen auf dem Platze Mattei ist eine artige Spielerei. Vier Figuren von Bronze setzen vier Schildkröten auf den Rand des Beckens, aus dem sich ein Springbrunnen erhebt. — Auf dem Platze Barbarini stehen zwei Brunnen von dem sinnreichen Bernini. Hier spritzen Delphine und Tritonen das Wasser, dort gar drei Bienen, die auf einer Muschel sitzen. — Es giebt auch einige Gesundbrunnen zu Rom, deren Kraft gerühmt wird. Einer derselben heißt aqua acetosa (Sauerbrunnenwasser).

41.

Die Bäder des Diocletian,

waren die größten in Rom. Man kann sich einen Begriff von ihrem ungeheuern Umfange machen, wenn ich kurz nenne, was, außer den ansehnlichen Ruinen, noch jetzt auf dem Platze steht, den sie einst einnahmen. Kirche, Kloster und Garten der Bernhardiner; Kirche, Kloster und Weinberg der Cartheuser; zwei große Plätze; ein Theil der Villa Negroni; weitläufige Kornböden und viele Privathäuser. Sie enthielten aber auch bei dreitausend Bäder aller Art, schöne Hallen, prächtige Säle,

Spaziergänge, Schulen, Plätze zu gymnastischen Spielen u. s. w. Die berühmte Ulpianische Bibliothek war daselbst aufgestellt, und in einem großen Saale, Pinacotheca genannt, bewundert man die Meisterwerke der Mahlerei und Bildhauerkunst. Sieben Jahre ließ Dioletian durch vierzigtausend Christensklaven daran arbeiten. Die runde Bernhardinerkirche ist aus dem Gebäude entstanden, wo man das Wasser zu den Bädern wärmte. Die herrliche Pinacotheca ist in eine Marienkirche umgestaltet worden, die Michel Angelo erbaut hat. Es stehen noch jetzt acht ungeheure antike Säulen von orientalischem Granit darinnen. Carl Maratti und Salvator Rosa liegen hier begraben. Einige Mosaikgemählde sind sehenswerth.

Ein paar große Mathematiker haben, auf päbstlichen Befehl, vor hundert Jahren eine Mittaglinie verfertigt, weil man, mit Recht, dies Gebäude für eins der stärksten in Rom hielt. Zugleich hat sich die päbstliche Eitelkeit ein lächerliches Denkmahl gesetzt, denn der Sonnenstrahl dieser Linie fällt durch ein päbstliches Wappen. Es ist unglaublich, wie unzählig oft und wie abgeschmackt diese päbstliche Wappen überall in Rom angebracht sind.

42.

Die Villa Borghese.

Abgesehen von ihren Kunstschätzen, die zum Theil einzig sind, ist sie auch ein sehr anmuthiger Spaziergang, wohin die vornehmsten wie die gemeinsten Römer haufenweise wallen, um sich im Schatten der immer grünenden Eichen zu erquicken. Doch seit Kurzem nicht mehr so häufig als vormals, denn die neue Prinzessin

Borghese, die ein wenig zu oft und zu stark fühlt, wessen Schwester sie ist, hat den größten und schönsten Theil des Parks verschlossen, um dort — zu botanisiren oder was weiß ich! Man kann leicht denken, daß sie die Liebe des römischen Volks nicht gewonnen hat, so wie sie durch das Bestreben, neue Sitten und Gewohnheiten einzuführen, auch die Herzen des römischen Adels schnell entfremdete, und keinen andern Vortheil daraus zog, als daß sie — allein blieb. Da nun ein solches Alleinbleiben bei Damen ihrer Art mit langer Weile verknüpft zu seyn pflegt, so entschloß sie sich endlich einen Schritt zurück zu thun, und fügte sich etwas mehr in die römischen Gewohnheiten.

Die Villa hat drei Meilen im Umfang, in den Alleen wimmeln Antiken; die Façade des Pallastes ist damit übersäet. Eine Würkung der gerechten Erbitterung des Volkes scheint es aber zu seyn, daß alle diese Antiken, so weit man mit Händen oder Stöcken hat reichen können, seit kurzem verstümmelt worden sind. — Eine breite Treppe führt zu einer Vorhalle, wo vier Säulen von dem äußerst seltenen Marmor befindlich sind, der lumachello heißt, und sich aus lauter kleinen Schnecken gebildet hat. Tritt man in den ersten großen Saal, so zieht sogleich ein herrliches Basrelief die Blicke auf sich, Curtius, wie er sich in die Flammen stürzt. Der ganze Saal ist mit Statuen und Büsten von griechischer Meisterhand gefüllt, unter welchen eine Gruppe des Herkules mit seinem Sohne Thelephus und ein Achilles sich besonders auszeichnen. In der Mitte des ersten Zimmers prangt eine prächtige Vase, auf welcher ein Bacchanal ist. Schade, daß unter den schönen Statuen ringsumher auch ein David von Bernini steht. — Im

zweiten Zimmer steht ein Sarkophag, dessen Basrelief den Tod Meleagers vorstellt; auf demselben ein schöner Bacchus, der mit einem Kinde spielt. Unter den übrigen ist ein sterbender Seneca von Probierstein merkwürdig. Doch lieber ruht das Auge auf den drei Grazien, die lieblich gruppirt, eine Vase stützen. — Im dritten Zimmer hat man Bernini die Ehre angethan, seinen Apollo und Daphne in die Mitte zu stellen. Auch einen Aeneas und Anchises hat man hier von ihm aufbewahrt. Man kann denken, wie diese geschnörkelten Kunststücke gegen den Jupiter und den Belisar abstechen, die sich in ihrer Nachbarschaft befinden. — Das vierte Zimmer ist eine Art von Gallerie, mit Marmor reich und schön verziert; die colossalen Büsten des Marc Aurel und Lucius Verus sind vorzüglich schön. — Im fünften Zimmer hat sich Bernini an einem Hermaphroditen versündigt. Es stehen da aber auch ein paar schöne Gruppen, Coriolan mit seiner Mutter und Castor und Pollux. Das Pflaster ist antike Mosaik. — In dem sechsten Zimmer steht der weltberühmte Fechter von dem griechischen Bildhauer Agasias. Als die neue Prinzessin Borghese ihn zum erstenmale sah, soll sie befohlen haben, ihn ein wenig abzuraspeln, weil er so schmutzig aussahe. Das mag wohl nur eine boshafte Erfindung der Römer seyn. — Das siebente Zimmer enthält viele egyptische Götzen und allerlei bunte Statuen, die mir nicht gefallen. — Endlich im achten Zimmer ist ein trefflicher Silen, der den Bacchus als Kind in seinen Armen hält. Man pflegt diese Gruppe auch Saturn zu nennen, und sie wird besonders dadurch merkwürdig, daß sie gar nicht restaurirt ist; ein höchst seltener Fall. Außerdem sind

noch mehrere der trefflichsten Kunstwerke für dieses letzte Zimmer aufbehalten worden, unter andern der von Winkelmann hochgepriesene geflügelte Genius, ein Centaur, den die Liebe zähmt, Amor und Psyche u. s. w. Die Plafonds sind sämmtlich schön, manche vortrefflich gemahlt, doch außer Conca, ist eben kein berühmter Name unter den Meistern. Das Ameublement ist prächtig und geschmackvoll; man eräth daraus sogleich, daß keine Italiänerin hier herrscht. In den obern Zimmern sind viele gute Gemählde, von neuern Meistern, auch Landschaften von Häckert. — Der Park ist recht artig, ob ich ihn gleich mit dem zu Dessau oder Weimar nicht vergleichen möchte. An einem See steht ein Tempel des Aeskulap mit einer griechischen Statue dieses Gottes. Auch ein Dianentempel, ein Cirkus zu Wettrennen und allerlei andere Ideen sind reichlich angebracht, doch fast alle in dem verschlossenen Theile des Gartens.

43.

Der Pallast Farnese

wird für ein Meisterwerk der Architektur gehalten. Es war wohl eine geringe Kunst, mit dem Raube des Kolosseums etwas gutes und prächtiges zu bauen. Die besten Statuen, der Herkules u. s. w. sind aus dem Hofe des Pallastes nach Neapel gebracht worden. Jetzt steht da nur noch der Sarkophag der Cecilia Metella, welcher gar nicht dahin gehört. Eine Gallerie, von Hanibal Caracci al Fresco gemahlt, soll sein größtes Werk seyn. Es stellt Bacchus und Ariadne, und mehrere andere Göttergeschichten vor.

44.

Der Pallast Colonna.

Die meisten Palläste zu Rom sind einander vollkommen ähnlich, das heißt: wenn man die Gemählde heraus nimmt, so geben sie treffliche Wohnungen für Nachteulen ab. Der Pallast Colonna aber unterscheidet sich doch durch einen wahrhaft königlichen Saal, der über zweihundert Fuß lang ist, und sich in eine Art von Tribune endigt, zu welcher man einige Stufen hinaufsteigt. Auch ohne Gemählde würde diese Gallerie eine Zierde des Pallastes seyn, um wie viel mehr anjetzo, da Landschaften von Claude Lorrain und Salvator Rosa, mehrere Bilder von Rubens, Guido Reni, Tizian, Vaudyk u. s. w. darin befindlich sind. Auch die übrigen zahlreichen Zimmer wird man nicht ohne Interesse durchwandeln, eins ist al Fresko von Poussin gemahlt, von dem auch viele Landschaften im Pallaste zerstreut sind. Freilich muß man auch hier zwanzig schlechte Bilder angaffen, ehe man auf eine heilige Familie von Andrea del Sarto, oder eine Magdalene von Guido stößt; aber das ist nun einmal der Geschmack der römischen Großen, sie machen es alle wie Gärtner, die ein paar Hyacinthen mit einer Reihe von bunten Tulpen einfassen. — Die Statuen und Büsten des Pallastes Colonna bedeuten in Rom wenig.

45.

Der Pallast Borghese

ist des Herrn der Villa Borghese würdig. Schon der Eintritt in den Hof imponirt, denn er ist mit Arcaden umgeben,

die auf sechs und neunzig Granitsäulen dorischer und korinthischer Ordnung ruhen. Ich nenne unter den zahlreichen Gemählden die Jagd der Diana von Domichino als eins der berühmtesten, ob es gleich auf mich keinen außerordentlichen Eindruck gemacht hat. Dasselbe muß ich von Raphaels Abnahme vom Kreuz bekennen; lieber verweilt' ich bei Machiavells und Borgia's Portrait von seinem Pinsel, bei der Venus des Leonardo da Vinci und einigen andern. Es ist ein anmuthiger Gedanke, ein ganzes Zimmer mit lauter Darstellungen der Venus anzufüllen; man sieht und vergleicht gern, wie so mancher berühmte Meister sich das Ideal der Schönheit gedacht hat. Es sind ein Paar darunter, z. B. die von Rubens, die kaum zu Köchinnen bei Prälaten taugen möchten. Ein Zimmer mit Spiegelgläsern tapezirt, die wiederum mit Blumen und Genien tapezirt sind, ist eine Spielerei, der ich keinen Geschmack abgewinnen kann. Wenn übrigens in diesem Pallaste die Namen Raphael, Leonardo da Vinci u. s. w. dem Cicerone alle Augenblicke über die Lippen laufen, so ist das bloß eine römische Façon de parler. — Die obern Zimmer sollen prächtig möblirt seyn; ich habe sie nicht gesehen.

46.
Das Pantheon.

Nach dem Colosseum giebt es nichts herrlicheres und majestätischeres in Rom. Es ist der Triumph der alten Baukunst und die Verzweiflung der neuern. Mancher Zierde hat man es beraubt, durch manchen Zusatz es zu verhunzen gestrebt, aber dennoch steht das Ganze noch wohl erhalten, und beim ersten Blicke möchte

man ausrufen: das ist ein Tempel aller Götter! — ach guter Gott! ein Pabst hat ihn allen Märtyrern gewidmet! er ließ auch acht und zwanzig volle Wagen mit Reliquien von allen Kirchhöfen sammeln und unter den Hauptaltar legen. — Einst hat Agrippa diesen herrlichen Tempel dem rächenden Jupiter gewidmet, zum Andenken der Schlacht, welche Augustus gegen Antonius und Cleopatra gewann. Die Bildsäulen aller Götter in Bronze, Silber, Gold und edlen Steinen schmückten ihn würdig. Die prächtige Vorhalle ruht auf sechszehn ungeheuren Säulen von orientalischem Granit, jede aus einem Block gehauen; die Decke desselben bestand aus Bronze, die Nägel allein wogen bei zehntausend Pfund, das Ganze über vierhundert fünfzigtausend. Urban VIII. plünderte diese kostbare Decke, um seinen geschmacklosen Baldachin in der Peterskirche daraus zu machen, und aus dem, was übrig blieb, ließ er Kanonen für die Engelsburg gießen; ja, er hatte sogar die Unverschämtheit, diese Heldenthat durch eine Inschrift zu verewigen, die, zu seiner Schande, noch jetzt unter dem Porticus zu lesen ist. Die Halle war auch mit schönen Statuen geschmückt, unter andern stand da eine Venus, welche die eine große Perle als Ohrgehänge trug, deren Gepaarte Cleopatra einst in Essig auflößte und trank. Die Statuen raubte schon Kaiser Constans und ließ sie nach Constantinopel bringen. Man stieg vormals auf sieben Stufen zu diesem Portikus, jetzt liegen fünf derselben unter dem erhöhten Boden. Als ich in Rom war, ließen die Zöglinge der französischen Akademie daselbst graben, und fanden un-

ter andern, daß das Pantheon mit einer Mauer umgeben gewesen sey. — Der Tempel selbst ist völlig rund von gleicher Höhe und Durchmesser, nemlich hundert drei und dreißig Fuß, von einem ungestützten, Staunen erregenden Gewölbe überschattet. In der Mitte dieses Gewölbes ist eine Oeffnung, durch welche allein er sein Licht empfängt. Freilich dringt der Regen da häufig herein, denn die Oeffnung ist unverschlossen, aber doch möcht' ich um keinen Preis andere Fenster darin sehen. Trotz der Altäre und christlichen Verzierungen, mit denen jetzt das Inwendige bekleckset ist, schimmert doch noch überall der heidnische Tempel hervor, der Charakter imponirender Majestät war ihm ursprünglich und unauslöschlich aufgedrückt. Was muß er nicht gewesen seyn, als die von Plinius so hoch gerühmten Caryatiden von Bronze noch das Gewölbe zu tragen schienen, und Silberplatten seine Caissons bedeckten. Das Kostbarste darin sind jetzt die Grabmäler von Metastasio, Mengs, Winkelmann, Poussin, Sachini und Raphael, dessen lateinische Grabschrift so lautet: „Dieser ist Raphael! als er lebte, fürchtete die Natur von ihm überwunden zu werden, als er starb, mit ihm zu sterben." — Man hat viel Wesens aus dieser Grabschrift gemacht, deren Verfasser der Kardinal Bembo ist. Ich finde sie höchst lächerlich. Hätte Raphael die Natur überwunden, so wäre er schlechter Mahler gewesen. Wenn man recht viel sagen will, sagt man gewöhnlich etwas dummes. — Noch ein paar päbstliche Versündigungen an diesem Tempel aller Tempel darf ich nicht unberührt lassen. Urban VIII. hat zwei Glockenthürme darauf setzen lassen, die grade so dahin passen, als ein paar Hörner auf den Vollmond; und

Alexander VII. hat an die Kapitäler einiger Säulen der Halle sein Wappen geflickt.

47.
Janus Quadrifrons.

So nannten die Römer eine Art von Bögen mit Durchgängen nach vier Seiten, den sie an Orte stellten, wo das Volk sich häufig aufzuhalten pflegte, damit es Schutz vor böser Witterung finden möchte. Jetzt ist dieser eine noch übrig, außerordentlich massiv aus griechischem Marmor erbaut, aber ziemlich tief in die Erde versunken. Daß er in den mittlern Zeiten auch einmal befestigt gewesen, davon trägt er noch Spuren. Manche Gelehrte meinen auch, die Janusbögen hätten als eine Art von Börse gedient. Daran zweifle ich. Einen dichtern Haufen Volkes konnten sie wohl fassen, der sich vor einem Platzregen zusammen drängte; aber für Geschäftsleute, die hin und her gehen, hatten sie zu wenig Raum. Gleich neben dem Janusbogen steht

48.
Der kleine Triumphbogen des Septimus Severus,

ihm von Kaufleuten errichtet, mit nicht kunstreichen Basreliefs versehen, die, so wie der ganze Bogen, sehr beschädigt sind. Ihm gegenüber wandert man zu den

49.
Großen Cloaken,

einem der erstaunungswürdigsten und nützlichsten Werke, die jemals von den alten Römern unternommen und ausgeführt worden. „Drei Dinge sind es

vorzüglich," ruft Dionysius von Halicarnaß, „die von Roms Größe zeugen, die Wasserleitungen, Landstraßen, Cloaken." Um allen Unrath aus der Stadt auf eine leichte und bequeme Art nach der Tiber abfließen zu lassen, legte schon Tarquinius Superbus die große Cloake an, zu deren Erbauung er sämmtliche Einwohner mit Härte anstrengte. Wer nicht zu den Kosten beitragen konnte oder wollte, der mußte persönlich helfen, so entstanden diese gewaltigen unterirdischen Gewölbe, so hoch und breit, daß man mit einem beladenen Heuwagen durchfahren konnte. Wie hoch sich die Kosten ihrer Erbauung belaufen, ist nicht bekannt, aber ihre bloße Ausbesserung kostete einst tausend Talente (etwa siebenhundert fünfzigtausend Thaler). Nach der Einäscherung Roms durch die Gallier vergaß man die Lage dieser Kanäle ganz; Palläste und Kirchen wurden auf ihnen erbaut, denen sie, zum Theil noch immer ungekannt, zum sichern Grunde dienen. Wasserfluten und Erdbeben haben sie stets getrotzt. Ein Aedil Agrippa ließ sie einst reinigen, und fuhr dann auf einem Boote hindurch bis in die Tiber. Dasselbe konnte, nach Cassiodors Behauptung, noch mehrere hundert Jahre nachher geschehen. Engländer, die immer die kühnsten Wagehälse unter den Reisenden sind, arbeiten sich auch jetzt noch bisweilen hindurch. Das Wagestück ist überflüßig, denn man kann die herrlichen Ueberreste ohne alle Gefahr bewundern. Man sieht Steinblöcke von fünf Fuß Länge und drei Fuß Dicke, die, ohne Kalk oder Mörtel, in ungeheure Gewölbe zusammengefügt sind, und gern stimmt man Plinius und Strabo bei, wenn sie das unterirdische Rom für eben so bewundernswerth erklärten, als das oberirdische. Als dreihundert

Jahre nach Erbauung der Stadt die Pest wüthete, warf man die Leichen hinein, und etwa vierhundert Jahre nachher geschah dasselbe mit vielen Körpern, die bei einer Schlägerei auf dem Markte getödtet worden waren, als die Parthei des Clodius die Zurückberufung des Cicero zu verhindern suchte. Daher machte man es den Prätoren zu einer ihrer ersten Pflichten, für die Reinigung der Cloaken zu wachen. Von Päbsten ist so selten etwas rühmliches zu sagen, daß ich mit Vergnügen Gregor IX. und XV. als solche nenne, die ansehnliche Kosten darauf gewandt haben, die Cloaken wieder herzustellen.

50.

Der Pallast Lucian Bonaparte's.

Endlich doch einmal ein elegant möblirtes Haus, eine behagliche Wohnung. Wenn man auch nicht wüßte, in wessen Pallast man sich befindet, so würde man doch augenblicklich errathen, daß er keinem Italiäner gehört. Zwar hat Lucian ihn noch nicht gekauft, er steht noch darüber im Handel; aber er hat die Zimmer doch einstweilen für sich eingerichtet, und bei jedem Schritte fühlt man die Nähe des Mannes vom Geschmack, des Kunstkenners und Liebhabers. In dem großen Saale steht die herrliche Statue der Minerva, die er von dem Fürsten Giustiniani gekauft hat, und die der berühmten Pallas von Velletri wohl den Preis streitig machen möchte. Hohe Majestät ist ihr Charakter. Auch das oft gepriesene Basrelief, auf welchem Bacchus oder Jupiter mit der Milch der Amalthea getränkt wird, und ein sehr schöner antiker Altar schmücken diesen Saal. Von Bildhauerei hat er weiter noch nichts gekauft,

allein dies Wenige ist schon sehr viel. Auch die Gemähldesammlung ist eben noch nicht zahlreich, aber es ist kein einziges schlechtes darunter, und man genießt endlich einmal das Vergnügen, lauter Meisterstücke zu bewundern, ohne sich vorher durch einen Wust von Schofel durcharbeiten zu müssen. Der Kindermord von Poussin ist die vortrefflichste Darstellung, die ich von diesem abscheulichen Gegenstande gesehen habe. Die erste Wunde hat das Kind schon empfangen, und liegt am Boden blutend und schreiet. Der Henker holt aus, ihm den zweiten Streich zu versetzen. Die Mutter fängt ihn mit der einen Hand auf, indem sie mit der andern ihre Nägel in des Henkers Rücken schlägt. Ihr Gesicht — ach! das konnte freilich nur der Pinsel eines Meisters mahlen. Worte können das nicht. Es ist nicht blaß und hat doch gar keine Farbe; die Verzweiflung hat es angehaucht, es ist ein Colorit der Unterwelt, die Farbe der Höllenquaalen, die wir nicht sehen, die gleichsam schnell durch unser Auge hindurch und wie ein kalter Schauder den Rücken hinab strömt. Ich mag nicht länger davon sprechen, es thut mir weh. Hätte ich das Bild gemahlt, es würde mich getödtet haben. Ich meine, Poussin hat keine Kinder gehabt, oder hat die Kinder nicht geliebt; wie hätte er sonst das arme Geschöpf so unbarmherzig tödten können? der Henker bedurfte doch dazu nur eines Streichs, der Mahler mußte es Wochen und Monate lang zu seinen Füßen bluten lassen. — Es fehlte mir an einem Führer, der mir die Namen der verschiedenen Meister hätte nennen können, doch habe ich manche derselben zuverläßig errathen. Eine Madonna ist sicher von Raphael und zwar eins seiner

lieblichsten Werke. In einem herrlichen Brustbilde ist der Pinsel Leonardo's da Vinci auch nicht zu verkennen. Wenn eine meisterhafte Gruppe von mehrern Köpfen, beim Schein einer Laterne, von Honthorst ist, (wie ich fast vermuthe,) so ist es gewiß das gelungenste Werk dieses Meisters. Eine Venus im Schlafgemach ehrt Tizians Pinsel. Doch wozu das trockene Verzeichniß? Auch ist das Errathen der Meister eine Kunst, die schon Dubos höchst trügerisch nennt. Genug, hier ist, drei oder vier Bilder ausgenommen, gar nichts mittelmäßiges anzutreffen, und es ist die einzige Gallerie in Rom, die ich mit voller Befriedigung verlassen habe. Es ist nicht zu leugnen, daß die geschmackvolle Möblirung die Schönheit der Bilder noch erhebt, und daß es einem sehr wohl thut, nicht immer auf schmutzigen Backsteinen zwischen ledernen Sesseln herum irren zu müssen. Lucian will seine Gemählde Sammlung bis auf die Zahl von dreihundert bringen; es sollen aber lauter Meisterwerke seyn. Dann wird sie nicht allein die einzige in Rom, sondern vielleicht die einzige in Europa werden. Mit dem Pallaste, wenn er ihn kauft, hat er weit aussehende Pläne. Man sagt, er wolle eine ganze Straße dazu kaufen, und ihn ungeheuer vergrößern. Diese Prachtliebe weiß ich nicht mit seinem Hange zur Häuslichkeit zu reimen, der in seiner Wohnung zu Rom, wie in der zu Paris, überall sichtbar ist. Sein Studierzimmer ist dicht neben dem Kinderzimmer, und dieses letztere ist mit so liebevoller Sorgfalt eingerichtet, daß man sogleich den zärtlichen Vater erkannte. Auch versicherte der Custode, Lucian würde es nicht überleben, wenn eins seiner Kinder sterben sollte. —

Er hat nicht weit von Rom eine Villa, auch zu Mailand einen Pallast gekauft; es scheint also wohl, daß er Italien zu seinem zweiten Vaterlande machen werde.

51.

Die Theater in Rom.

Für eine so mäßige Bevölkerung, als Rom jetzt in sich faßt, giebt es der Theater bei weitem zu viele. Da ist Argentina (große Oper und Ballet), Aliberti (große Oper und Ballet), della Valle (Opera Buffa und Schauspiel), Tordinoni oder Apollo (Opera Buffa und Schauspiel), Della pace (Farcen mit dem Pulcinell und Spektakelstücke), Polla Corde (ein artiges Marionettentheater mit dem Harlekin), und noch einige kleinere. Freilich sind alle nur während des Karnavals geöffnet, und dann überfüllen sich die Römer mit Schauspielen, wie an Festtagen mit Fleischspeisen, nur mit dem Unterschied, daß sie die letztern mit mehr Geschmack genießen als die erstern, und daß ihr Fleisch auch weit besser ist, als ihr Schauspiel. Ich war bei Eröffnung des Theaters Argentina gegenwärtig. Man gab Ines de Castro (das Süjet ist auch unter uns bekannt genug), mit langweiliger Musik von Guglielmi. Die prima donna sollte eine Engländerin seyn, Namens Plomer, von der es hieß, sie stehe in Diensten des Herzogs von Baiern, sie hatte sich aber kurz zuvor mit dem Direkteur gezankt, und er kündigte durch gedruckte Zettel an, sie sey krank geworden, daher eine andere flugs ihre Rolle übernommen habe. Die andere sang aber so leise, daß dem Publikum ihre Stimme ein tiefes Geheimniß blieb. Signora Plomer hingegen widersprach, gleichfalls ge-

druckt, der ihr aufgebürdeten Krankheit, und lud zu einem Konzert ein, in welchem sie den Gegenbeweis anhörlich führen werde. Sie hat dies Konzert wirklich gegeben, und alle Anwesende überzeugt, daß sie in der That eine gesunde schlechte Sängerin sey. — Der Castrat Sgatelli, ein sehr junger Mensch von sechszehn bis achtzehn Jahren, wurde auf einem Throne herein getragen, von dem er herab zu fallen zitterte. Vom Throne fiel er nicht, als er aber zu singen begann, da fiel er. — Der erste Tenor Guglielmi, ein Bruder des Komponisten, hat erst seit kaum einem Jahre zu singen angefangen, war aber dennoch der beste unter dem Haufen, und erhielt allgemeinen Beifall. An allen übrigen gaben die Römer ihr Misfallen laut und mit Recht zu erkennen. Man traut wirklich seinen Augen und Ohren kaum, wenn man mit dem gewöhnlichen Vorurtheil nach Italien kommt: man werde da das Höchste in der Musik finden. Die guten Sängerinnen sind äußerst selten, die guten Tenore noch seltener, die Komponisten liefern (außer När und Fioravanti) lauter Reminiscenzen und alte abgedroschene Notenverkettungen, die Orchester sind zu schwach besetzt, mechanische Körper ohne Seele; die Dekorationen fast überall schlecht, und oft recht sehr schlecht (wie z. B. auf diesem ersten Theater Argentina); die Kleidungen der Hauptpersonen reich, bei tausend Verstößen gegen das Kostum, die Kleidung aller übrigen armselig und lächerlich; die Ballette, als poetische Darstellungen betrachtet, unter aller Kritik (wie z. B. das Ballet Eloise di Trouedal, welches hier gegeben wurde), die Tänze aus lauter gewöhnlichen jetzt so beliebten Sprüngen und Beinausstreckungen zusammen=

gesetzt; die Tänzer erheben sich selten über das Mittelmäßige. Hier war nun gar eine Madam Rossi prima ballerina, deren man sich in Wien noch wohl erinnern wird, wo sie den Platz einer Grotesche schlecht ausfüllte. Sie hat einige Knochen von der Natur empfangen, das Fleisch ist dahin. Diese Knochen schlenkert sie höchst widerlich bald da bald dorthin, und giebt das für Grazie aus. In den Knochenhöhlen ihres Busens können sich die Spinnen bei übler Witterung verbergen, und ihre langen unbewadeten Füße huldigen wider Willen der Tugend, denn sie schleudern alle Begierden der Zuschauer weit von sich. Das Ballet selbst war schwerer zu verstehen, als die Hieroglyphen auf einem Obelisk. Eine Menge bewaffneter Menschen retirirte sich auf einen Felsen, zwanzig Mann in rother Uniform zogen auf, um den Felsen zu belagern. Die Artillerie war ansehnlicher als die ganze Armee, denn es wurden zwei Feldstücke, jedes mit zwei lebendigen Pferden bespannt, auf die Bühne geschleppt, aufgepflanzt und losgeschossen; zu gleicher Zeit fielen einige Flintenschüsse vom Berge, und das war die ganze Schlacht, denn im nemlichen Augenblicke steckten auch die Belagerten eine weiße Fahne aus. Der General der Truppen, der gleichfalls auf einem lebendigen Pferde erschien, stieg ab, die Ueberwundenen kamen herab, und es wurde getanzt. Nachher sollte jedoch, wie billig, die Artillerie abgefahren werden, das Zugvieh der einen Kanone war aber nicht aus der Stelle zu bringen, und man mußte sich endlich entschließen, sie gerade in den Berg hinein fahren zu lassen. Damit war es leider noch nicht zu Ende. Der überwundene Räuber, oder was er vorstellen sollte, bemächtigte sich der schönen Eloise und

ihres Kindes; er warf die Mutter in ein Loch hinab, und verschloß dasselbe zu meiner großen Freude. Doch der General erschien (vermuthlich ihr Geliebter), es folgten einige Scenen, aus der bekannten Camilla entlehnt, starke Seufzer nemlich (welche die Musik ausdrücken mußte) verriethen den Kerker, und — am Ende gieng alles gut, nur für den Zuschauer nicht, denn der mußte noch einige schlechte Tänze hinabwürgen. — Zum Beschluß des Ganzen ist auch noch ein lustiges Ballet gegeben worden, La Pianella; ich hatte aber an diesem genug, und habe es also nicht gesehen. — Das Theater selbst ist groß und schön, hat sechs Reihen zum Theil tapezirte Logen. Bei der ersten Vorstellung erscheinen alle Damen im größten Staat, von Diamanten flimmernd. Eine sonderbare Gewohnheit ist es, daß, bei Eröffnung der Bühne, der Gouverneur von Rom gleichsam verpflichtet ist, den vornehmern Theil der Zuschauer mit Erfrischungen zu bewirthen. Nach Endigung des ersten Akts fliegen plötzlich alle Logenthüren des ersten und zweiten Ranges auf, zu jeder tritt ein Bedienter herein, der zwei brennende Wachskerzen auf silbernen Leuchtern trägt; ihnen folgen ein paar andere Lakaien (alle in reichen Livreen), die auf silbernen Präsentirtellern Eis, Konfekt, Früchte u. s. w. anbieten. Auch in das Parterre verfügt sich eine solche Ambassade, doch nur an die daselbst befindlichen wachhabenden Offiziere gerichtet, um die sich aber ein dichter Kreis ihrer Bekannten gedrängt hat, welche sämmtlich die Präsentirteller schneller und siegreicher zu reinigen verstehen, als ein Schlachtfeld. — Die Eröffnung des Theaters Aliberti (welches mit Argentina gleichen Rang behauptet) soll des gelben Fiebers wegen verscho-

ben werden müssen, weil mehrere aus Florenz Verschriebene ausgeblieben waren. Unter diesen befand sich auch die hübsche und angenehme Rosa Pinotti, die nun auch in Rom als prima donna auftreten sollte. — Das Theater della Valle giebt abwechselnd Opera Buffa und Schauspiel. Schon bei meinem ersten Aufenthalt in Rom kam mir die Oper nur mittelmäßig vor, und auch jetzt war sie es, obgleich mancher Wechsel bei der Gesellschaft indessen vorgegangen war. Aber einer vorzüglichen Oper von Pär erfreute sich diese Bühne; una in bene ed una in male ist der Titel. Die Musik vermehrte den Ruhm ihres genievollen Meisters, und obgleich die prima donna, Signora Falzi, die Herren Albertanelli, Ghedini u. s. w. nur nach ihren sehr geringen Kräften zu dem guten Erfolge beitrugen, so erweckte die treffliche Musik doch einen solchen Enthusiasmus bei den Zuhörern, daß Pär am Ende jubelnd in einen Wagen gesetzt, und von hundert Wagen und Fackeln begleitet, im Triumph durch die Stadt geführt wurde. Dieser Ausbruch eines gerechten Enthusiasmus hat mir um so besser gefallen, da er mir so ganz neu war, denn in dem blos vernünftigen Deutschland ist er unerhört.

Auch einige Schauspiele habe ich auf dieser Bühne vorstellen sehen. Die Männer spielen gewöhnlich nicht schlecht, besonders im Komischen haben die Italiäner eine angeborne Kraft; aber die Weiber sind alle äußerst gemein, und — wenn sie Damen vom Stande vorstellen — unerträglich. Ich sah ein Originalstück, in welchem Joseph II. inkognito die Hauptrolle spielte, und der Stern auf der Brust zuletzt den Knoten löste. Hilf Himmel! welch ein genügsames Publikum!

Alles wurde beklatscht, alle wurden herausgerufen. Der Schauspieler, der den Kaiser vorstellte, kündigte nach dem dritten Akt das Stück an, welches morgen gegeben werden sollte, womit er das Kompliment verband, daß er sich freue, wieder vor einem so erleuchteten Publikum zu erscheinen. Um dieser Ankündigung willen wurde er heraus gerufen. — In einem andern Stücke, dessen Vorstellung ich beiwohnte, kam ein Wahnsinniger vor, der auch vor Endigung des Stücks, beim Schluß eines Ballets, herausgerufen wurde. Der Wahnsinnige war wenigstens so vernünftig, seine Kette vorher abzulegen, dann erschien er. Das war dem klatschlustigen Publikum noch nicht genug, es rief auch den Lustigmacher dazu, der kam, schien sich aber vor dem Wahnsinnigen zu fürchten, und spielte auf diese Weise ein Intermezzo, über welches die Römer sich todt lachen wollten. Alle Predigten, alle Sentenzen, und besonders alle Invectiven gegen die Philosophie, wurden mit einer Art von Wuth beklatscht. Ganz zuletzt rief man die ganze Gesellschaft heraus. Es ist in Deutschland schon mannichmal über das Herausrufen gespöttelt worden; aber wie weit stehen wir noch in dieser vortrefflichen Sitte hinter den Italiänern zurück!

Das Theater della Valle ist nicht sehr groß, hat aber doch fünf Reihen Logen über einander. Zu beiden Seiten der Bühne hat man die Brüstungen der Logen mit den Brustbildern der berühmtesten Dichter und Tonkünstler geschmückt, und ihre Namen mit großen goldenen Buchstaben darunter geschrieben; eine Auszeichnung, die mir sehr wohl gefällt, die aber doch keinem noch lebenden wiederfahren sollte, z. B. Paisiello; nicht, als ob ich das Verdienst dieses großen Ton-

künstlers im geringsten bezweifelte, sondern weil überhaupt, um Schmeicheleien zu verhüten, Dichter und Künstler nur durch den Tod in die Ehrenlegion aufgenommen werden dürfen, sonst geht es ihnen wie Königen und Fürsten, bei welchen dergleichen keinen Werth mehr hat, weil Jedem dasselbe gesagt wird.

Der Mißbrauch, Löcher in den Vorhang zu reißen, um zu sehen, was im Parterre passirt, wird nirgends weiter getrieben, als in Italien, und besonders auf der Bühne della Valle, da giebt es Löcher im Vorhang, durch welche nicht blos der Kopf, sondern sehr bequem auch der halbe Leib, herausgesteckt werden kann, und wirklich herausgesteckt wird. Oft habe ich auch die Vorhänge selbst so schmal gefunden (besonders in Neapel) daß sie die erste Coulisse zu beiden Seiten nicht zur Hälfte bedeckten, folglich einem Lappen glichen, und den größten Theil ihres Zweckes gar nicht erfüllten. Ueberhaupt geben sich die Italiäner nicht die geringste Mühe, Illusion zu befördern, oder deren Unterbrechung zu verhüten. So sah ich unter andern auf dem Theater Tordinone, oder Apoll, ein gräßliches Drama aufführen. Das Stück spielte bei Nacht im Walde, folglich waren die Lampen vorne herunter gelassen. Als aber die erste Schauspielerin auftrat, die man vermuthlich für hübsch hielt, rief das Publikum plötzlich: lumi! lumi; und sogleich mußte der Tag anbrechen, die Lampen kamen herauf. Aber sie dampften sehr stark. Das Publikum wurde unruhig darüber, da kam der Lamperputzer, und brachte sie während der Vorstellung wieder in Ordnung. Doch nun brannten sie zu dunkel, das Publikum

stimm=

stimmte abermals sein lumi! lumi! an, und siehe da, ein Paar schmutzige Kerls erschienen, kleine Kasten mit Lichtern tragend, die sie, abermals während der Vorstellung, zu Verstärkung der Beleuchtung auf die Bühne setzten, und deren Anblick allein schon jede Illusion vernichtete. Mit dem Herausrufen trieb man es auf diesem Theater eben so arg, wie auf dem della Valle, obgleich Schauspieler und Stücke noch schlechter waren als dort. Herr Federici ließ, während meiner Anwesenheit, ein neues Stück daselbst aufführen (ich glaube, es hieß Mathilde von Istrien), ein saftloses Ritterwesen, mit dessen Uebersetzung man uns ja wohl bald beschenken wird. Das Theater Tordinone ist sehr groß, als ein Hufeisen gebaut, mit sechs Reihen Logen, grau in grau recht artig gemahlt. Die Dekorationen waren hier, und überall in Rom, schlecht. Das gefällt mir aber, daß man den mittleren Kronleuchter gewöhnlich mit Wachsfackeln besteckt; das Haus wird dadurch trefflich erleuchtet.

Das Theater Della Corde ist nur ein Marionettentheater; aber gute Marionetten sehe ich lieber als Schauspieler, die schlechte Marionetten sind. Da war unter andern ein allerliebster Harlekin, der mich sehr angenehm unterhalten hat, wenn ich gleich seine Volksspäschen nicht alle verstanden habe. Nie werde ich ohne Lachen an die Scene denken, wo der alte Harlekin krank zu Bette lag, sein Söhnlein, auch ein kleiner Harlekin, herein hüpfte, vom Vater auf das Bett gehoben, gehätschelt, examinirt und mit guten Lehren, die zum Theil höchst drollig waren, ausgesteuert wurde. Auch Ballet tanzten diese Ma-

rionetten, und stellten unter andern ein großes Spektakelstück vor: Die Befreiung Wiens. — Das Theater ist ziemlich groß, mit zwei Reihen Logen, aber zu lang und schmal.

Alljährlich erscheint zu Rom ein Theater-Edikt, welches sehr streng ist, aber nicht befolgt wird. Den Theaterunternehmern wird darin angekündigt, daß, wenn sie nicht ein Spektakel liefern, wie das Publikum zu fordern ein Recht habe, man, ohne irgend eine Entschuldigung anzunehmen, dem Publikum Ersatz schaffen werde. Nun sind aber sämmtliche Spektakel zu Rom schlecht, sehr schlecht; ich habe jedoch nicht gehört, daß von Seiten des Gouvernements irgend etwas dagegen verfügt worden wäre. — Der zweite Punkt befiehlt, daß die Vorstellungen nie nach zwei Uhr (italiänischen Zeigers) anfangen sollen, bei funfzig Scudi Strafe. Die nemliche Strafe sollen die Unternehmer erlegen, wenn sie Billette um einen höhern Preis, als den festgesetzten, verkaufen, ausgenommen an den beiden ersten Abenden. Man kann aber vor allen Theatern Billette um höhere Preise kaufen; sie werden schon auf der Straße angeboten, obgleich abermals bei fünf und zwanzig Scudi Strafe geboten ist, daß der Cassirer sie blos in seiner Botteghina veräußern soll. — Die Billetvertheiler sollen, bei Vermeidung schwerer Strafe, sich mit gebührendem Respekt gegen die Käufer betragen; ein einziger Zeuge ist hinreichend, ihnen die angedrohte Strafe zuzuziehen. Lassen sie sich gar Betrug zu Schulden kommen, so werden sie dreimal gewippt (tre tratti di Corda), welches eine ganz vermaledeite Quaal seyn soll, die gar oft dem so Gezüchtigten den Gebrauch seiner

Arme auf Lebenszeit raubt. — Der neunte Punkt untersagt mit großem Ernst alles, was gegen die guten Sitten läuft. Geschieht dergleichen durch Schuld des Unternehmers, so wird ihm das Theater verschlossen; ist es aber die Schuld der Sänger oder Tänzer, so werden sie körperlich bestraft. Letztere beide sollen auch nie, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Gouvernements, eine Arie oder einen Tanz auf Verlangen des Publikums wiederholen, gleichfalls sotto le pene corporali a nostro arbitrio. Auch ihre Zänkereien unter einander werden auf gleiche Weise bestraft. (Es ist merkwürdig, daß die italiänischen Artisten noch so gewaltig unter dem Stocke stehen.) Wer sich mit Worten vergeht, wird sogleich von der Gesellschaft ausgestoßen. Wer sich Thätlichkeiten erlaubt (wenn gleich ohne Waffen, also Ohrfeigen u. d. dgl.) der kommt auf zehn Jahre auf die Galeeren. Wer gar Waffen gebraucht, gesetzt auch, daß kein Blut vergossen würde, der rudert lebenslang; und fließt Blut, so wird er hingerichtet. — Wäre man bei uns so streng, wie mancher deutsche Schauspieler müßte rudern oder gar hängen!

Aber auch die Zuschauer werden, gerechtermaßen, in diesem Edikt mit gleicher Strenge behandelt. Niemand soll durch andere einen Platz aufbewahren lassen, oder mit seinem Hute belegen, bei Gefängnißstrafe. Wer der Wache nicht gehorcht, wird gewippt. Wer Lärm macht, soll sogleich herausgeführt werden. Würde dieses heilsame Gesetz wirklich befolgt, so müßte man wenigstens ein Regiment Soldaten dahin schicken,

um das ganze Publikum (den Herrn Gubernatore, der das Gesetz gab, an der Spitze) herauszuführen. — Keiner soll im Applaudiren die Grenzen des Anstandes überschreiten, und seinen Beifall nie in einen vergognoso fanatismo ausarten lassen, auch nie Wiederholungen verlangen. Das Misfallen soll Jedermann blos durch Schweigen ausdrücken, alles bei Gefängnißstrafe und anderer körperlicher Züchtigung. Es wird dabei versichert, daß man die kräftigsten Maßregeln genommen habe, die Widerspenstigen sogleich zu arretiren. Das ist aber nur eine Drohung, vor der sich Niemand fürchtet. — Die Kutscher draußen, die sich ungebührlich verhalten, sollen auf der Stelle gewippt werden, wenn auch nur ein einziger Soldat Zeugniß gegen sie ablegt. — Trotz allen diesen strengen Gesetze geht es in den italiänischen Theatern doch nicht um ein Haar besser zu, als bei uns, ja oft weit schlechter.

52.

Beitrag zu einer Schilderung der Sitten in Rom.

Ein noch lebender italiänischer Lustspieldichter, Namens Rossi, aus Rom gebürtig, hat in einem Lustspiel, der englische Schuster genannt, die Sitten seiner Vaterstadt so treffend geschildert, daß ich es für keine undankbare Arbeit halte, einige Züge daraus zu übersetzen, die zugleich äußerst belehrend für Fremde sind. Ein reicher englischer Schuster, mit dem unaussprechbaren Namen Pactth, dem es eine Operntänzerin in London zu bunt machte, reiset nach Italien, um zu ökonomisiren. Sein Freund Flutt, ein Schneider, der sich zu Rom für einen Herzog ausgab,

hat ihn daselbst an den Signor Rosbiff empfohlen, einen vorgeblichen Engländer, der den Antiquar spielt. Dieser nimmt den Schuster sogleich in Beschlag, stempelt ihn zum Mylord, und schröpft ihn unbarmherzig. Einen Lohnbedienten, Trialla, hat er ihm zugewiesen, der anfangs seinen Degen mitbringt, weil er noch nicht weiß, ob er Herr, den er bedienen soll, ganz oder halb vornehm ist; im letztern Fall gedenkt er ihn selbst als Antiquar zu begleiten, und im Wagen neben ihm zu sitzen. Im ersten Fall läßt er seinen Degen in des Wirths Küche, und steigt hinten auf die Kutsche. Mit Rosbiff unter einer Decke spielen ein Graf Ernesto und dessen Gemahlin Eugenia, die schon den Herzog Flutt in die vornehmen Spielgesellschaften einführte, und nun dem Mylord Psctth den nehmlichen Dienst erweist. Zwar anfangs ist die vornehme Dame ein wenig verlegen; sie argwöhnt, daß der Herzog Flutt wohl eigentlich kein Herzog gewesen seyn möge, und fürchtet jetzt eine ähnliche Täuschung. „Aber — ruft der Herr Gemahl — wozu die Skrupel? Rosbiff sagt, er sey ein Lord, und so müssen wir es glauben.

Gräfin. Freilich; und Herzog Flutt war doch auf jeden Fall eine artige Person, und ein großer starker Mann.

Graf. Und wie hülfreich wird dieß Jahr für uns werden. Denn, um die Wahrheit mit aller möglichen Decenz zu sagen — diese Engländer sind kluge Leute, sehr kluge Leute. — Sollte Mylord schon einen Miethswagen haben? Wenn er zwei oder drei Monat in Rom bleibt, so wird unsere Equipage uns vor der Hand ganz unnütz, wir könnten die Pferde verkaufen. —

Gräfin. Nicht doch, Herr Gemahl, das wün-

sche ich nicht. Es sieht so herrlich aus, wenn der leere Wagen des Fremden, mit angezündeten Fackeln, dem unsrigen folgt.

Graf. Ei, ich habe den Henker vom Aussehn. Wir haben keinen Haber geerndtet, und das Heu ist sehr theuer. Mir fällt etwas bei. Könnten wir nicht durch Rosbiff dem Lord unsern Wagen vermiethen, als sey es ein Fiacre? Wenn man in der Stadt unsere Livree sieht, wird man glauben, wir leihen ihm unsern Wagen. So hätten wir Ehre davon und strichen auch Geld ein.

Gräfin. Die Idee ist freilich ökonomisch, aber sie mißfällt mir nicht. Doch die Hauptsache — ein verstecktes Geschenk, wie wir mit dem Herzog Flutt es machten, haben sie schon daran gedacht?

Graf. O dafür ist mir nicht bange. Solche Leute kaufen immer irgend etwas, ein Kunstwerk und dergleichen, das sie hundertmal theurer bezahlen müssen, als es werth ist. Oben auf dem Boden stehen ja noch eine Menge alte Gemählde. —

Gräfin. Könnte man ihm nicht die große zerbrochene Vase verkaufen, die schon längst unten im Hofe alle Wagen am Umwenden hindert?

Graf. Lieber noch die beiden kleinen Säulen an unserer Weinbergspforte, die jetzt blos dazu dienen, um es den Spitzbuben, die unsere Weintrauben mausen, bequem zu machen. Ich glaube, sie sind von gutem Marmor, sie sind weiß. — Die Dame ist alles zufrieden, und empfängt Mylord Schusters ersten Besuch, der sich freilich sehr ungeschickt dabei nimmt. — Rosbiff läßt sich auch willig finden, dem Lord des Grafen Equipage zu vermiethen, wofür der Graf fünf und zwanzig

Zechinen monatlich empfangen soll. Freilich findet er den Preis zu gering, denn sein Wagen ist ganz vergoldet. Dann wird ausgemacht, daß der Graf ein altes zerrissenes Gemählde in seinem Zimmer aufhängen soll, um dem Engländer vierhundert Zechinen dafür abzuschwatzen. Gern will er dem ehrlichen Unterhändler fünf und zwagzig Prozent ablegen, aber dieser begnügt sich nicht unter funfzig. Der Graf ist das endlich zufrieden, unter der Bedingung, daß Mylord auch noch eine Dose von Mosaik kaufen müsse, welche seine Frau neulich im Spiel für zehn Zechinen annehmen müssen. Wenn Mylord ihr fünf und dreißig dafür giebt, so ist die arme Frau zufrieden. — Unterdessen hat der Schuster bereits einen prächtigen geschnittenen Stein gekauft, den ihm sein Lohnbedienter angeschmiert hat. Rosbiff ärgert sich darüber, sagt, der Stein tauge nichts, erzählt hingegen, daß neulich ganz von ungefähr ein Bauer ihm einen auserlesenen Camee gebracht hat; ein außerordentliches Glück, weil man sie nur selten mehr findet. Er will, daß Mylord dieses Glücks theilhaftig werden soll, und fordert nicht mehr als seine Auslage, hundert Guineen, weil man unter Freunden nicht eigennützig seyn muß. Pscttch mag ihn nicht. Als man ihm aber begreiflich macht, daß es zum guten Ton gehöre, einen ganzen und einen zerbrochenen Camee zu besitzen, und daß sein Freund Flutt es eben so gehalten, so nimmt er ihn doch. — Der Graf läßt sich von Rosbiff vierzehn Zechinen auf den Wagen pränumeriren, welche dieser für funfzehn zu notiren verspricht, weil auf den Vorschuß etwas gewonnen werden müsse. — Um den Lohnbedienten für sein unberufenes Einmischen zu bestrafen, überredet Rosbiff den Engländer, der Camee sey

zwar allerdings antik, doch keine alt-römische Arbeit, sondern rühre offenbar von den Franken her, worauf der Schuster den Stein zwar bezahlt, aber zurückgiebt. — Eine treffende Satyre sind die Regeln, die Rosbiff nunmehr dem Schuster einprägt, wie er sich bei Beurtheilung eines Kunstwerks verhalten solle. „Die Gemählde betreffend, sagt er, loben Sie nur immer diejenigen, die am dunkelsten sind. Von Statuen müssen Ihnen diejenigen am meisten gefallen, die am bestaubtesten und verdorbensten sind. Aus eben der Ursache müssen Sie auch jedes Gebäude bewundern, das in Trümmern liegt oder eben einstürzen will. Ueberhaupt, so bald ich sage: das ist antik; so machen Sie ein ernsthaftes Gesicht, betrachten Sie es sehr aufmerksam, brechen Sie von Zeit zu Zeit in Exclamationen aus, stellen Sie sich ganz entzückt. Wer das Gesicht in Falten zu legen, einen geheimnißvollen Ton anzunehmen, und in einzelnen Silben zu sprechen weiß, der gilt für einen Kenner." (Ich meine, sie machen es in Deutschland auch so.)

Als nun Rosbiff mit seinem Mündel zu dem Grafen kommt, hängt, verabredeter Maßen, das zerrissene Gemählde da. „O sehn Sie! sehn Sie! ruft Rosbiff aus, welch ein bewundernswürdiges Gemählde." — Ja, sagt der Schuster, es ist schwarz genug. Wo war es denn aber diesen Morgen?

Rosbiff. Der Graf zeigt es nicht Jedermann. Aber vor Fremden prahlen die Römer gern mit ihren Schätzen. Das Bild müssen Sie kaufen.

Psettch. Immerhin, aber lassen Sie das Loch vorher zunähen.

Rosbiff. Nicht doch, das giebt eben dem Bilde

den Hauptwerth. Sie sollen wissen, daß dieses Loch von Einem mit der Faust hineingeschlagen worden, weil er sich in die schöne weibliche Figur verliebt hatte, und sie nicht besitzen konnte. — Der Engländer erklärt, der Kerl sey eine Bestie gewesen, man müsse nicht gemahlte, sondern lebendige Weiber lieben und bezahlen. Indessen ist er willens, das Gemählde für vierhundert Zechinen zu kaufen, und es wird ihm noch als eine besondere Gnade angerechnet, daß man es ihm überläßt. Die Gräfin muß sich endlich bei ihrem Gemahl dafür verwenden, der sich höchst ungern davon trennt. — In dieser Scene schießt übrigens der gute Schuster einen groben Bock. Die Gräfin fragt ihn nemlich, ob er schon einige Merkwürdigkeiten von Rom gesehen? Er nennt das Colisеum. — Wie gefällt es Ihnen? — O herrlich! wenn das erst fertig seyn wird, das wird ein prächtiges Gebäude werden! Besonders wenn man erst die Löcher alle zugemacht und das Ganze überweißt haben wird. — Im dritten Akt ist der Zuschauer wiederum Zeuge einer vertrauten Unterredung zwischen dem liebenswürdigen hochadelichen Ehepaare. Die Frau Gräfin will sich diesmal nicht mit der Hälfte der Summe begnügen, welche für das Gemählde escroquirt worden. Der Herr Gemahl klagt ihr hingegen, daß Rosbiff bereits eine Hälfte hinnehme, folglich für ihn gar nichts übrig bleiben würde. Sie habe ja noch andere Ressourcen mit Mylord; sie könne ihn Faro spielen lassen, mit ihm moitié pointiren, und zugleich moitié in der Bank seyn; verliere der Engländer, so werde er so höflich seyn, allein zu bezahlen, und sie werde mit dem Banquier theilen; gewinne er hingegen, so nehme sie den ganzen Gewinnst. — „Wozu, ruft die Gräfin, mir einen Plan

so weitläuftig auseinander setzen, denn ich besser kenne als Sie? aber leider spielt Mylord nicht, er kennt keine Karte. — Uebrigens werden auch zweihundert Zechinen für mich nur ein Tropfen Wasser in einem Fluß seyn." — „Und für mich — erwiedert der Graf, ein Tropfen in einem Ocean." — Sie machen sich Vorwürfe. Wer schafft das Geld herbei? — Ich, sagt der Eine, ich, die Andere.

Graf. Das Gemählde ist meine Waare.

Gräfin. Das Gemählde ist ein alter Teppich.

Graf. Was Teppich! es ist von guter Hand.

Gräfin. Ja, von Scopa (ein Wortspiel mit Besen) — So geht der Zank sehr erbaulich fort, bis der Friseur die Dame abruft.

Unterdessen hat der geadelte Schuster sich eine Rechnung seiner Ausgaben von diesem einzigen Tage durch Rosbiff anfertigen lassen, die ihm denn doch ein wenig allzustark vorkommt. Er zeigt sie dem Lohndedienten, der noch erbittert wegen des alt-fränkischen Cameen, um sich an Rosbiff zu rächen, ihm die Augen öffnet. Mylord liest: „Fünfzig Zechinen monatlich für den Wagen."

Trialla. Kostet nicht mehr als dreißig.

Mylord. Fünfzehn Zechinen für deinen Lohn.

Trialla. Davon bekomme ich nur die Hälfte, weil der Herr Antiquar die andere Hälfte für sich behält.

Mylord. Zwanzig Zechinen für die Wohnung.

Trialla. Die können Sie für zwölf haben, so viel hat noch kürzlich ein Holländer dafür bezahlt. Aber freilich muß der arme Wirth acht Zechinen dem Herrn Antiquar abgeben.

Mylord. Drei Zechinen täglich für die Mahlzeit und zwei für den Wein.

Trialla. Dafür kann man ein halbes Faß kaufen.

Mylord. Vier hundert Zechinen für ein Gemählde von Correggio.

Trialla. Aber sehn Ew. Excellenz denn nicht, daß das Bild von irgend einem Boden aus der Gallerie der Mäuse genommen worden. Mit vierhundert Zechinen können Sie viertausend solche Lappen kaufen.

Mylord. Acht Zechinen Trinkgeld an die Bediente des Grafen.

Hier bringt man ihm einen Brief aus London, er ist von seiner noch immer geliebten Tänzerin, die sich eines bessern besonnen, und ihm sehr zärtlich schreibt, daß sie künftig mit hundert Guineen sich begnügen werde. Er berechnet sogleich, daß er mit dem, was ihn der Aufenthalt in Rom monatlich kosten werde, seine Tänzerin fünf Monate unterhalten könne. Ueberdieß hat er Langeweile in Rom, die magere Gräfin gefällt ihm nicht; die Antiquitäten alle zerbrochen, die besten Gemählde sind kohlenschwarz; Rosbiff ist zwar ein ehrlicher Mann, aber, seit Freund Flutt's Abreise, hat er sich aufs Stehlen gelegt. — Alle diese Betrachtungen bestimmen ihn, auf der Stelle Postpferde zu bestellen, und zu großem Schrecken des vornehmen Raubgesindels, über Hals und Kopf nach London zurück zu kehren. — Reisende, die gern mit Rang und Geld prahlen, mögen sich eine Lehre daraus ziehen, denn ich bin versichert worden, daß die Geschichte dieses englischen Schusters, bis auf einige Uebertreibungen, eine sehr alltägliche Geschichte sey. — Ein anderes Lustspiel von Rossi, der erste Opern-Abend, schildert die unsinnige Wuth

der Römerinnen, an einem solchen Abend ja nicht ohne Loge zu bleiben, sollten sie auch ihre letzten silbernen Löffel deshalb versetzen, oder junge reiche Gimpel an sich ziehen, die für sie bezahlen müssen.

53.
Miscellen. Einzelne Bemerkungen.

Wenn der Fremde von Neapel nach Rom zurückkehrt, so ist ihm nichts auffallender als die Oede und Stille in allen Straßen. Wenn er in der Straße Toledo zu Neapel beständig mit beiden Armen sich Platz machen mußte, so kann er hier über Torso ganz gemächlich wandeln. Auch das abscheuliche Geschrei der Neapolitaner fällt ihm hier nicht mehr beschwerlich. Das große Rom scheint durch eine Pest entvölkert zu seyn. Ach! es ist die geistliche Regierung. Rom zählt hundert und zwanzig Mönchs= und ein und fünfzig Nonnenklöster! — Anfangs thut die Stille doch recht wohl. Man wird in Neapel allzubetäubt von dem unaufhörlichen Lärm. — Mit noch größerm Vergnügen bemerkt man nunmehr die Reinlichkeit der Stadt. Ja, man lache mich nicht aus; im Vergleich mit Neapel ist Rom wirklich eine reine Stadt, und wer nicht bis dorthin vordrang, der weiß noch gar nicht, wie hoch die Liebe zum Schmutz getrieben werden kann. — Freilich findet man auch hier an gar vielen Mauern angeschrieben: Immondezzaio, das heißt, ein Platz, auf den es Jedermann erlaubt ist, seinen Unrath zu werfen, eine Erlaubniß, die auch häufig genug benutzt wird. Aber es sind doch immer nur Plätze, und sie mögen so nahe aneinander liegen, als sie immer wollen, so sind die kurzen Zwischenräume wenigstens rein. In Neapel hin-

gegen sollte man an das Thor schreiben: Immondezzaio, denn die ganze Stadt ist ein Kloak.

Die gemeinen Weiber tragen hier im Winter immer ein Henkeltöpfchen mit sich herum, in welchem glühende Kohlen liegen. Sie wärmen die Hände darüber, ja sie sehen oft nicht aus dem Fenster, ohne dieses Töpfchen vor sich heraus zu halten. Das Sonderbarste ist, daß sie es marito (Ehemann) nennen. Ob das ein Kompliment oder eine Satyre auf die Ehemänner seyn soll, habe ich nicht erfahren. Vielleicht finden die Römerinnen nur in ihren Kohlentöpfen, was sie von ihren Männern begehren, — Wärme.

Die Augen- und Zeichensprache ist überall in Italien, am meisten in Rom gebräuchlich und zu großer Fertigkeit gebracht worden. Man kann darüber in Kirchen und Gesellschaften sehr lustige Bemerkungen anstellen. Ein Liebhaber wird sich selten der Geliebten nähern, aber er unterhält sich aus der Ferne mit ihr, sie führen die lebhaftesten Gespräche miteinander, ohne daß ein Uneingeweihter eine Sylbe davon versteht, oder auch nur einmal merkt, daß sie sich unterhalten. Mit der offenen Hand bis über das Kinn fahren und dann mit ein paar Fingern über den Mund streichen, heißt; du bist hübsch, ich möchte gern mit dir reden. Wenn die Dame das letzte Zeichen einfach nachmacht, so willigt sie in die Unterredung; hängt sie aber, nachdem sie über den Mund gestrichen, noch eine kleine fächelnde Bewegung der Hand daran, so heißt es: geh deiner Wege, ich mag nicht. Oft redet sie auch

auf solche Weise, indem sie fast ganz unmerklich mit der Spitze des Fächers über den Mund fährt, und dann den Fächer sanft sinken läßt. Das heißt: ja, ich habe nichts dagegen. Die vornehmsten Damen benehmen sich noch feiner; sie beugen sich bloß langsam mit dem halben Leibe vorwärts, werfen dann einen Blick auf den Jüngling, der ihnen gefällt, und ziehen sich wieder zurück. Ueberhaupt machen sie alle Zeichen, ohne den Mann ihrer Wahl dabei anzusehen. Erst wenn das Zeichen gemacht ist, lassen sie einen flüchtigen Blick auf ihn fallen, und das ist genug. — Mit der Hand winken heißt in Deutschland: komm her, in Italien bloß: ich grüße dich. Ein Fremder, der das nicht weiß, geht natürlich oft auf den Winkenden zu, und meint, er wolle ihm etwas sagen. Diese Art zu grüßen kleidet Damen ganz allerliebst. Mit der umgekehrten Hand winken, heißt bei uns: geh fort, in Italien: ich werde gleich zu dir kommen. Oft sieht man auf beide Arten hintereinander winken, das heißt: ich grüße dich jetzt und werde nachher gleich zu dir kommen. Den Fächer sanft ausbreiten, ein wenig nachdenkend darauf blicken, und mit dem Finger eine Bewegung darüber hin machen, heißt: schreibe mir. Mit der umgekehrten Hand über die Achsel hinüber winken, heißt: geh, ich glaube dir nicht. Den Augenwinkel an der Nasenwurzel mit dem Zeigefinger abwärts ziehen, und dabei ein wenig mit dem Kopfe nicken, heißt: das ist ein ganzer Kerl, der Haare auf den Zähnen hat. — Er wird hier zuweilen auf dem Theater ein Intermezzo, eine Art von Farce, gegeben, in welches die ganze Zeichensprache der Römerinnen verwebt ist, und welches daher, besonders

für Fremde, sehr interessant seyn muß. — Ich kann über diesen Gegenstand nichts weiter sagen, und überlasse es jüngern Reisenden, als ich bin, diese vortreffliche Sprache gründlich zu studieren. Nur glaube ich die wichtige Bemerkung dabei gemacht zu haben, daß die weit vorzüglichere Augensprache dabei verloren geht, oder wenigstens in der Kindheit bleibt. Die Römerinnen verlassen sich bloß auf ihre Zeichen, die deutschen Schönen auf ihre Augen, und mich dünkt, sie haben es so weit darinnen gebracht, daß ihnen der Mangel einer Zeichensprache gar nicht fühlbar wird.

Die Volksbettelei ist in Rom auch weit erträglicher als in Neapel. Man findet zwar Bettler genug, besonders um die Kirchen, aber so nackend, so heulend, so unverschämt sind sie doch bei weitem nicht. Von verhüllten Damen in seidenen Kleidern, bin ich nie, wie dort so häufig geschah, um Allmosen angesprochen worden. In der Straße Condotti sitzt gewöhnlich ein dicker Mann, mit einer lustigen, glücklichen Physiognomie, der die Vorübergehenden jovialischlächelnd um eine Gabe anredet, und dieser neuen Art zu betteln wirklich reichliche Gaben verdankt. Giebt man ihm nichts, so zuckt er ganz freundlich die Achseln, und sagt: pazienza! Speist man ihn mit der Ausrede ab, daß man keine kleine Münze bei sich habe, so erwiedert er, abermals sehr freundlich, la mia disgrazia (mein Unstern). Man behauptet, er gebe den Bettlern Roms alle Jahr einen Schmaus, und das traue ich diesem lustigen Gesichte wohl zu. — Die vornehmere Bettelei hingegen ist wo möglich hier noch unverschämter als in Neapel. Nicht

genug, daß die Bedienten der Großen, in deren Häuser man etwa eingeführt worden, gleich am andern Morgen ihr Trinkgeld begehren; auch sogar, wenn ein vornehmer Herr seine Schuldigkeit gethan, und dem Fremden eine Gegenvisite gemacht hat, läßt sich gleich darauf seine Familie anmelden, das heißt, seine Bedienten, und verlangen Geld für die Ehre, die dem Fremden durch einen solchen Besuch widerfahren seyn soll. Alles Dienstvolk wird hier äußerst karg besoldet, und von der Herrschaft bloß auf diese Nebeneinkünfte angewiesen, die es sogar, in manchen Häusern, der Herrschaft berechnen und mit ihr theilen muß!!! — Elende Bettelei! der Fremde muß die Bedienten der hiesigen Großen besolden! elendeste Bettelei! — In Deutschland geschieht hie und da etwas ähnliches, besonders mit dem Kartengelde. In Hambung muß man auch das Mittagessen, zu welchem man eingeladen worden, dreidoppelt bezahlen! — Wann wird man endlich einmal solchen empörenden Unfug abschaffen! — Hier in Rom thut ein Fremder überhaupt besser, gar keine Gesellschaften zu besuchen; er findet da doch nichts als Spiel und Langeweile; höchstens dann und wann ein wenig Musik. Will er die Principessa Cesarini sehen — die hier, wie Madame Recamier in Paris, im Rufe der Schönheit steht, — so kann er das auch auf dem Corso thun, auf dem die römischen Damen sich täglich zu gewissen Stunden von zwei Pferden herumziehen lassen. Auf dem Platze del popolo halten die Wagen, die begünstigten jungen Herren nahen sich, springen auch wohl auf den Wagentritt, und schwatzen mit

den

den lächelnden Damen, die man bei dieser Gelegenheit nach Herzenslust angaffen mag.

Auf das Lottospiel sind auch die Römer so erpicht, daß ich mich wundere, keine Kirche, der heiligen Fortuna gewidmet, hier anzutreffen. Doch das Volk verehrt diese Göttin unter andern Namen. Im Sommer versammelt sich der Pöbel bei fünfzigen und bei hunderten, gegen Mitternacht, bei einer Kirche, deren Namen mir entfallen ist. Hier plaudern sie miteinander sehr lebhaft, bis die Uhr zwölfe schlägt. Mit dem ersten Glockenschlage wird Alles mäuschenstill, und mit dem letzten setzt sich der ganze Haufe in Bewegung, und zieht betend zum Thore hinaus, nach einer dort gelegenen Kirche, wo er mit gläubigem Herzen die heil. Jungfrau — um Glück im Lottospiel anfleht.

Den Diebstahl halten die Römer für ein Laster, nicht aber den Mord für ein Verbrechen. Mit einem Diebe schämen sie sich umzugehen, einen Mörder nennen sie poveretto, und helfen ihm gern durch. Das Waffentragen ist hier zwar auch verboten, aber bei weitem nicht so strenge als in Neapel, daher die Messerstiche auch noch ziemlich häufig vorfallen. Doch hat man seit mehreren Jahren kein Beispiel, daß ein Fremder sey umgebracht worden. — Die Transteveriner (jenseits der Tiber Wohnenden) zeichnen sich noch immer durch Wildheit und Verwegenheit aus. Vor nicht langer Zeit ging ein großer Haufe derselben zu Weine außerhalb den Thoren Roms. Sie zechten

brav. Bei ihrer Heimkehr hatten sie sich getheilt, der eine Haufe war etwas früher in die Stadt zurück gekommen, und in ein Kaffeehaus getreten, wo er Erfrischungen zu sich nahm. Der andere folgte später, that dasselbe, verließ aber das Kaffeehaus früher, ohne die ersten zu grüßen. Sogleich fanden sich diese beleidigt; vom Schimpfen kaum es zu Schlägen, von Schlägen zu Steinwürfen, von Steinwürfen zu Messerzucken, ja, viele holten Flinten aus ihren nahen Wohnungen. Mehrere blieben todt auf dem Platze, viele wurden schwer verwundet nach Haus getragen. Die Sbirren wagten nicht sich darein zu mischen. Nur erst, nachdem alles wieder still geworden war, suchten sie die Rädelsführer einzeln zu fangen. Einer, an dessen Haus sie bei nächtlicher Weile klopften, fragte aus dem Fenster, wer unten sey? — Die Diener der Gerichtigkeit! war die Antwort. — Verzieht nur einen Augenblick, rief er herab, ich komme gleich. — Er kam auch, mit ein paar Pistolen bewaffnet, öffnete die Thür, schoß auf der Stelle einen Sbirren todt, und verwundete den andern tödtlich, worauf er selbst, von einem Streich getroffen, sterbend zu Boden stürzte. — Es hilft nichts, daß selbst kleinere, unbedeutende Händel sogleich mit der Corde bestraft werden, welches in der That eine unmenschliche Marter ist. Man wippt nemlich den Verbrecher, indem man ihm die Arme aus den Achselgelenken windet, so daß er sich derselben oft in seinem ganzen Leben nicht wieder bedienen kan. — ,Das in Neapel so sehr häufige Spiel, wo man einander die Finger ins Gesicht zu werfen scheint, sah ich hier nie auf den Straßen, weil es der vielen dadurch entstehenden Händel wegen, besonders bei Nachtzeit, scharf verboten ist. Die Römer

sollen Meister darin seyn. Ein Fremder, den sie nur ein halbes dutzendmal die Finger ausstrecken sahen, verliert immer gegen sie, denn sie merken ihm nicht allein augenblicklich ab, welche Fingerzahl er gewöhnlich auszustrecken pflegt, sondern sie haben auch einen so geübten Blick, daß sie schon an der leisesten Bewegung die Handmuskeln sehen, welche er eben ausstrecken wird, und dann, mit der schnellsten Besonnenheit, sogleich ihre eigene Fingerzahl darnach einrichten.

Bis nach Rom wandern in den fröhlichen Weihnachtstagen die Sackpfeifer aus dem Königreich Neapel, und verscheuchen mit ihrem Gedudel, wie dort, den Morgenschlummer jedes Fremden. Am heiligen Abend gewähren die Straßen einen lachenden Anblick. Außer den Buden mit Kinderspielzeug (welche denen in Berlin weit nachstehen) sind besonders alle Viktualienbuden recht seltsam und bunt ausgeputzt. Da auch der ärmste Italiäner in den Festtagen einen calecutschen Hahn essen muß, so sieht man diese Vögel bei vielen tausenden gerupft da hängen, und fast alle haben Citronen im Schnabel. Das Rind- und Kalbfleisch ist mit Gold- und Silberschaum belegt, auch wohl mit Bändern geschmückt. Hunderte von Würsten sind aneinander gereiht und wie Guirlanden aufgehängt; dazwischen ist in papiernen Duten die weiße ricotta abstechend geordnet. Sogar auf die Spitze jedes Pinien-Apfels hat man Citronen gesteckt, und die Pinien wie kleine Pyramiden vetheilt. Statt der Fichtenbäumchen, welche die nordischen Märkte zieren, sind hier kleine Lorbeerbäumchen, an welche

man Orangen und Citronen gebunden hat. Das Ganze sieht recht fröhlich aus. — In der Weihnachtsnacht ist viel Lärm auf den Straßen. Die Bauern aus der umliegenden Gegend versammeln sich schon Abends in der Kirche Maria Maggiore, deren schöne weiße Säulen zu dieser Festlichkeit durch rothen Damast bekeidet und verhunzt werden. Tausende von Lichtern erhellen die prächtige Kirche. Da aber erst gleich nach Mitternacht die große Messe gelesen wird, so werden natürlich die Bauern, die manchmal weit herkommen, müde und schläfrig, fallen und sinken in den Winkeln und Säulengängen übereinander, lehnen sich an die Grabmähler, schlafen recht herzlich ein, und bilden, bei der zauberischen Beleuchtung, herrlich-mahlerische Gruppen. Auch kenne ich Künstler, die diese Nacht nie versäumen, in der Kirche zuzubringen, und immer des Morgens, mit neuen Ideen bereichert, sie verlassen. Noch etwas anderes lockt Künstler und Nichtkünstler dahin: die schönsten Mädchen und Frauen, die vornehmsten wie die geringsten, wallen um Mitternacht hieher, um — durch die täuschende Beleuchtung noch schöner zu scheinen. Man kann hier Formen studiren, und Intriguen zu Erschaffung neuer Formen anknüpfen. — Wenn endlich das Glöcklein läutet, so taumeln die Bauern schlaftrunken auf, die Schönen nehmen eine andächtige Miene an, das Christuskind ist geboren, und wird in einer prächtigen silbernen Wiege, die in der That ein Kunstwerk ist, auf den Hochaltar gesetzt; wobei die Unschicklichkeit vorfällt, die sich die Heiden schwerlich würden haben zu Schulden kommen lassen, daß ein paar gemeine Kerls auf den Altar klettern, und sehr lange mit ihren plumpen Füßen darauf herum trampeln, ehe sie die Wiege in die gehörige Ordnung gebracht

haben. Außer dieser silbernen Wiege, soll die Kirche auch die wirkliche Wiege des Heilands verwahren, die ich nicht zu sehen die Ehre gehabt; aber auch unbesehen würde ich ihr das schöne silberne Konterfey weit vorziehen. Es brennen eine gewaltige Menge Lichter darum, und zu beiden Seiten stehen vier Männer von der päbstlichen Schweizergarde, zum Beweis, daß wenigstens die Tracht des Harlekins noch übrig ist.

Vom ersten Feiertage an sind mehrere sogenannte Präsepien oder Krippen in Rom zu schauen, nemlich die Geburt Christi mit Puppen dargestellt. Sie sind meistens in Kirchen, ich habe sie alle gesehen, und es ist Kinderei damit. Vor einer derselben ergötzte mich ein Knabe, der mit gewaltigem Pathos und großen Gestikulationen, aber so schnell, daß man kaum ein Wort verstehen konnte, die prächtige Geschichte von Mariens Niederkunft und Wochenbett dem Volke erzählte. — Eine einzige dieser Krippen zeichnet sich alle Jahre außerordentlich aus, und ist wirklich als ein Kunstwerk zu betrachten. Sie heißt della Regola, ich glaube von der Straße in welcher sie befindlich ist. Ein frommes Genie verfertigt sie jährlich, durch fromme Beiträge unterstützt, und stellt sie auf seinem platten Dache so schön auf, daß der beste Dekorateur es ihm schwerlich gleich thun würde. Das Ganze ist von einigen Brettern und Korkholz und Puppen zusammen gesetzt. Im Vorgrunde ist der berühmte Stall selbst mit allem was dahin gehört, der aber, wegen der zu großen Nähe, die geringste Würkung thut. Blickt man hingegen über und neben dem Stalle hinaus, so sieht man die schönste belebteste Landschaft, ferne Gebürge, deren Rücken Städte und Dörfer tragen, nähere Bauerhäuser, Viehweiden, Felder, Ströme u. s. w.

Die Täuschung ist so groß, daß ich, trotz meines trefflichen Gesichts, lange nicht glauben wollte, sie sey durch Kunst hervorgebracht; ich hätte darauf geschworen, ich sähe über das Dach hinaus in's freie Feld, und der Mann habe nur die fernen Gebürge so klüglich zu benutzen gewußt, daß sie seiner artigen Spielerei zum passenden Hintergrunde dienten. Aber der geschmeichelte Künstler führte mich selbst hinaus auf das Dach, und da sah ich erstaunt, mit welchem geringen Aufwand diese Zauberei hervorgebracht war. Der Strom, den ich kurz vorher naß und fließend erblickte, war nichts als ein gemahltes, schräg gelegtes Brett; eben so die Gebürge, die mir meilenweit entfernt geschienen hatten, und die nun ein paar Schritte von mir sich an einen Schornstein lehnten. — Die Mühe dieses kleine Kunstwerk zu schaffen, ist bloß eine Handlung der Frömmigkeit. Man bezahlt nichts für die Entree. Selbst die Wache, die uns durch das zuströmende Volk Platz machte, und der wir eine Kleinigkeit in die Hand stecken wollten, verbat sich die freiwillige Gabe, erinnerte uns aber ganz höflich, unsere Hüte abzunehmen.

Der Scherbenberg (monte testaccio) soll aus allen den Scherben entstanden seyn, welche, seit Tarquins Zeiten, die hier herum wohnenden Töpfer auf einen Haufen tragen mußten, um nicht den Fluß dadurch zu verunreinigen. In der That begreift man kaum, wie ein so gewaltiger Hügel aus lauter Scherben könne entsprungen seyn. Das Faktum ist aber richtig, es sey nun damit auf die eben erzählte Weise zugegangen, oder nicht. Er ist jetzt zur physikalischen Merkwürdigkeit ge-

worden, durch die außerordentliche Kühlung, die er im Sommer gewährt, mittelst der Luft, wie man behauptet, die zwischen den Scherben eine solche Temperatur annimmt. Es sind die herrlichsten Weinkeller darinn, folglich sammeln sich auch die Menschen, besonders im October, um den kühlen Wein zu genießen. Man sieht dann eine Menge Tische unter den Bäumen aufgeschlagen, um welche fröhliche Zecher sitzen. Die Tiber entlang wird die Saltarella getanzt. Mit einbrechender Nacht geht, wer seine Ruhe liebt, nach Hause, denn alsdann pflegt es ein wenig bunt herzugehen, und Messerstiche sind nichts seltenes. Der Kirchhof der Protestanten ist nur durch eine mit Bäumen besetzte Wiese von dem Scherbenberg getrennt.

Der Tag vor dem Feste der heil. drei Könige, wird von dem römischen Volke eben so fröhlich begangen, als in Obersachsen der Weihnachtsabend. Alle Obst- und Zuckerbuden sind dann herrlich aufgeputzt, und zwar unter dem Vorsitz eines Popanzes, eine Art von Knecht Ruprecht. Bald ist es eine Puppe mit gräßlicher Larve und feurigen Augen, bald ein lebendiger, vermummter Mensch, der allerlei Spaß treibt. Zu den seltsamen, aber gewöhnlichen Späßchen, deren Ursprung ich wohl wissen möchte, gehören Strümpfe mit Orangen und andern Früchten voll gestopft. Diese ausgestopften Strümpfe sieht man überall hängen, zuweilen sind auch Briefe mit Stecknadeln daran befestigt. Liebhaber beschenken ihre Geliebten mit solchen Strümpfen, die übrigens mir nicht einmal neu zu seyn schienen. — In großen Buden wird noch mehr Aufwand gemacht. Da stehen und sitzen Puppen so groß als zwölfjährige

Kinder, und scheinen sich mit einander zu unterhalten; eine jede hat von Früchten strotzende Strümpfe an ihrer Seite hängen. Die Zuckerbecker wetteifern mit denen in Berlin in künstlichen Darstellungen, übertreffen diese nicht selten, besonders in der Wahl des Gegenstandes. Denn wenn ich in Berlin nur Szenen aus der Donau-nymphe, oder etwas dergleichen erblickte, so war es hier der Brand von Troja, der Tod des Marcus Antonius, die Entdeckung von Amerika; lauter erhabene Süjets, die gewöhnlich einen Raum von zehn bis zwölf Schritt Länge und ein paar Schritt Breite einnahmen, die Bühne nicht selten auf das täuschendste gemahlt, dekorirt und beleuchtet; die kleinen Figuren sinnreich gruppirt und in Handlung gesetzt, auch meistens richtig gezeichnet, wenigstens für den Effekt. — Man kann denken, welch' ein Gedränge und fröhliches Gewimmel um diese Buden ist. Dennoch fährt die vornehme Welt, der Bequemlichkeit des Volks nicht achtend, in langen Reihen durch die mit Menschen eben so voll gepfropften Straßen, als die Strümpfe mit Orangen, hält auch wohl still vor den Buden, und verursacht dadurch in der That ein gefährliches Drängen. Ich selbst habe zwar diesen Unfug mitgemacht, bekenne aber, daß, wenn ich Gouverneur von Rom wäre, ich es nicht dulden würde. — Einem Nordländer, der an ewigen Zugwind gewöhnt ist, fallen bei dieser und mehrern Gelegenheiten die vielen tausend Lampen auf, die ohne Schirm auf den Straßen brennen, und doch nie vom Winde ausgelöscht werden.

Der spanische Platz, auf welchem ich gewohnt habe, steht, kraft eines seltenen Herkommens, unter der Poli-

zei des spanischen Gesandten, dessen Pallast hier befindlich ist. Hat man ihn zum Freunde, so kann man auf diesem Platze nach Belieben morden, Unzucht treiben, kurz, jede Schandthat sich erlauben, kein Sbirre darf es wagen, Hand an den Verbrecher zu legen, der ruhig da steht, und die Diener der Gerechtigkeit höhnt und neckt. Auch selbst dann, wenn der spanische Gesandte den Verbrecher nicht schützen will, gewinnt dieser wenigstens durch die saubere Einrichtung so viel Zeit, daß er ganz bequem auf eine sichere Retirade denken kann. Denn da müssen erst die Untergerichte an die Obergerichte rapportiren, und die Obergerichte müssen den Gouverneur benachrichtigen, und der Gouverneur muß die Sache zur Kenntniß des Staatsministers bringen, und der Staatsminister muß eine schriftliche Note deshalb an den spanischen Gesandten machen, und der spanische Gesandte muß schriftlich darauf antworten. — Man begreift leicht, daß unterdessen der Mörder ganz gemächlich entwischt. Vor einem oder zwei Jahren empfing ein Unglücklicher hier einen Messerstich, starb an der Straßenecke, und seine Leiche lag vom Morgen bis zum Abend auf der Straße, ehe die gewöhnlichen Formalitäten verstatteten sie wegzuschleppen. — Auch die schmiegsamen Jungfrauen dürfen auf keinem andern Platze in Rom ihr Wesen treiben, auch sie stehn unter spanischem Schutze; daher wohnen sie auch alle in den Häusern hier herum, und der Platz wimmelt von ihnen, so bald es Abend wird. Es ist höchst komisch, oder auch höchst unanständig, den gravitätischen Spanier zu sehen, und sich ihn als obersten Schutzherren der schmiegsamen Jungfrauen denken zu müssen. — Auch der kaiserliche Minister hatte auf dem

Platze, welcher seinen venetian'schen Pallast umgiebt, gleiche Rechte, doch seine weisere Regierung entsagte ihnen schon längst. — Ist es nicht eine ungeheure Albernheit, fremden Mächten zu erlauben, in einer Stadt, wie Rom, eine eigene Gerichtsbarkeit auszuüben? und durch die Unverletzbarkeit ihrer Distrikte gleichsam zu Verbrechen aufzumuntern? — Pius VI. hat viele sogenannte Asylen in und vor Kirchen aufgehoben, und seitdem hat sich die Anzahl der Mordthaten beträchtlich vermindert. An großen Festtagen sieht man auch von früh bis in die Nacht Patrouillen durch die Stadt reiten. Das hinderte aber doch nicht, daß am Neujahrstage bei der Fontaine de Trevi zwei Menschen erstochen wurden. — Je besser der Wein gerathen ist, sagen die Römer selbst, je häufiger sind die Mordthaten.

Mit allen diesen Gräueln, ist, wie gewöhnlich, ein hoher Grad von christkatholischer Frömmigkeit verbunden. Ehe der Mörder zur That schleicht, hört er eine Messe, und nachher geht er in den Beichtstuhl, so ist alles vorüber. Das einzige Kapitalverbrechen in diesem Staate ist: die Messe zu vernachlässigen. Daher fängt sogar das Postbüchlein mit folgender Erinnerung und Ermahnung an: „Wer reisen will, muß vor allen Dingen beichten und andächtig communiciren, dann eine Messe für die Seelen der Verstorbenen lesen lassen, oder auch pro itinerantibus. An dem Morgen seiner Abreise muß er noch eine Messe hören, und alsdann, wenn er in den Wagen steigt, oder sich zu Pferde setzt, oder zu Fuß seinen Weg antritt, bete er irgend einen Psalm, oder den Rosenkranz, oder was ihm sonst Gott

eingeben wird. Ist er nun endlich würklich vom Hause abgereist, so spreche er mit zerknirschtem Herzen ein Confiteor, und hierauf folgendes Gebet." (Hier ist dann ein langes lateinisches Gebet abgedruckt, in welchem der Angelus Raphael um Begleitung des Reisenden ersucht wird.) Diesem folgt der Lobgesang des Zacharias, gleichfalls lateinisch, und zum Schluß noch ein ewig langes Oremus, in welchem Gott erinnert wird, daß er die Kinder Israel durch das rothe Meer, die drei Könige aus dem Morgenlande zu der Krippe, den Abraham aus Chaldäa geführt, und daß er folglich auch anjetzo „dem Reisenden bei großer Hitze als Parasol, bei Regenwetter als Regenschirm, bei Kälte als Mantel, bei Müdigkeit als Führer, bei schlüpfrigen Wegen als Stab, bei Schiffbruch als Hafen dienen soll." — Diese artigen Sächelchen ausgenommen, ist das römische Postbüchlein das allerelendeste in ganz Europa, denn fast keine einzige Station ist richtig angegeben, und besonders auch Nachrichten aus fremden Ländern sind mit der komischsten Unwissenheit verstümmelt. Von den russischen Münzsorten heißt es zum Beispiel: „Dort wird ein länglichtes Stück Silber geschlagen, welches man Copia nennt, deren vier und sechzig einen deutschen Reichsthaler ausmachen. Eine andere Münze heißt Denga, und vier derselben gelten eine Copia; zehn Copien machen eine Genina." — Welcher Russe wird hier seine Münzen erkennen? — Ferner heißt es: in Moscau gelten die deutschen Reichsthaler, welches unwahr ist. — In Deutschland giebt es, diesem Büchlein zufolge, nur eine Goldmünze, nemlich ungarische Dukaten, und von Silbermünze nichts als

Thaler, Gulden, und Fufenzini (sollen vermuthlich Fünfzehner seyn.)

Man hält gewöhnlich Neapel für wohlfeiler als Rom; ich habe es umgekehrt gefunden, obwohl ich in dem theuresten Wirthshause gewohnt habe. Ein Quartier, von der nemlichen Beschaffenheit wie in Neapel, ist in Rom um ein ganzes Drittel wohlfeiler. Dasselbe gilt von der Equipage. Die Tafel hält an beiden Orten so ziemlich gleiche Preise. Die Lohnlakaien sind Spitzbuben, hier wie dort. Putzwaaren sind in Rom theurer und geschmackloser als in Neapel. Guten, trinkbaren Tischwein findet man leichter als dort, denn man bezahlt den vortrefflichen Florentiner, der dort gar nicht zu haben ist, etwa mit acht Groschen die Bouteille. Das Zugemüse ist sehr schmackhaft. Broccoli, Kohl, Kohlrabi und vorzüglich Zwiebeln, habe ich nirgends besser gegessen. Man kocht die letztern hier ganz zum Rindfleisch, sie sind lieblich süß, und thun weder auf das Geschmacksorgan, noch auf den Magen irgend eine von den unangenehmen Würkungen, die ich sonst wohl daran kannte. Das Brod könnte besser seyn. Die Maccaroni werden aus Neapel verschrieben; man behauptet, sie könnten niegends so gemacht werden. Doch sind auch dort nicht alle Fabriken von gleicher Güte; oft fand ich sie sandig. Seefische giebt es hier eben so häufig wie dort, auch dieselben Gattungen, nur nicht so frisch, da sie aus den nächsten Häfen herbeigeführt werden müssen. Von Fleischspeisen ist das Geflügel am beliebtesten, nur Gänse werden auch hier sehr wenig gegessen. Zu den meisten Suppen wird ge-

triebener Käse gegeben. Doch der gerühmte römische Blumenkäse (Caseo di fiore) ist, trotz seines schönen Namens, eine sehr unschmackhafte Speise. Er gleicht einem zähen, frischen Ziegenkäse. Das Alter soll ihn verbessern. Unstreitig der beste Käse in Italien, und vielleicht in Europa, ist der sogenannte Strachino di Milano. — Kaffee und Zucker sind gewaltig theuer. Ein Pfund guter Kaffee kostet über achtzehn gute Groschen. Für drei Portionen Kaffee, mit einigen Butterschnitten, habe ich täglich fast anderhalb Thaler bezahlen müssen.

Es ist eine allgemein angenommene Meinung im Norden, (und ich selbst habe es lange geglaubt), daß die alten Römer einen ganz besondern Mörtel zu machen verstanden hätten, daß bloß deshalb ihre Gebäude so dauerhaft gewesen, daß aber diese Kunst verlohren gegangen sey. Dem ist nicht also. Die Römer verfertigten ihre Mörtel gerade so wie wir, aber ihr Sand ist von einer weit tauglichern Beschaffenheit dazu, als der unsrige. Im Norden muß man die neuen Mauern vor der Nässe verwahren, wenn man nicht will, daß sie auseinander fließen sollen; hier ist es gerade umgekehrt. Soll eine Mauer die größtmögliche Festigkeit erhalten, so begießt man sie fleißig mit Wasser, dann wird bald ein einziger Stein daraus, und wenn sie zerstört wird, so fällt sie nicht in kleinen Brocken, sondern in großen Massen von einander, die wie Felsenstücke herum liegen. Darum wird auch dieser Sand jetzt weit und breit als Ballast verführt. — Die alten Römer verstanden aber allerdings eine Kunst, die

verlohren gegangen ist, nemlich mit Quadersteinen ohne Mörtel so zu bauen, daß die Steine auf einander geleimt schienen. Kunstverständige glauben würklich, sie haben die Steine nicht bloß behauen, sondern auf irgend eine Art gleichsam geschliffen, und dadurch die Cohäsion zum Erstaunen vermehrt.

In der Peterskirche ist ein Altar, über dem die sehr wahrscheinliche Historie abgebildet ist, wie die Heiligen Peter und Paul mit Schwerdtern bewaffnet vom Himmel herabflattern, und den Hunnenkönig Attila in die Flucht schlagen. Man erzählt, der jetzige Pabst habe oft vor diesem Altar seine Andacht verrichtet, in der Meinung, ein ähnliches Wunder zu bewürken. Man erzählt auch, er habe kurz vor seiner Reise nach Frankreich täglich dort gekniet und inbrünstig gebetet. Ich mag diese Erzählungen nicht verbürgen; sind sie aber auch erfunden, so beweisen sie zum mindesten die Volksstimmung, die überhaupt in diesem Augenblicke wohl in der ganzen Welt die nemliche ist, da gewisse Ursachen überall dieselben Würkungen hervorbringen. Uebermuth ist stets empörend, selbst an dem, der in Purpur gebohren wurde; aber unerträglich, wo nicht einmal Gewohnheit des Volkes Blicke schon ehrfurchtsvoll an die Wiege heftete.

Einer päbstlichen Wachparade beizuwohnen, sollte Niemand versäumen, denn etwas Drolligeres in dieser Art bekommt man nie wieder zu sehn. Etwa dreihundert Menschen in braunen Kitteln stehen, so ziemlich nach Belieben, der Säule Antonins gegenüber; sie

haben Flinten, die sie gleichfalls nach Belieben halten. Die Feldmusik probirt ihre Instrumente, jeder bläst sein eigenes Stückchen. Die Officiers spazieren auf dem Platze herum, alle nach Belieben gekleidet. Selbst von den Dienstthuenden trug einer Uniform, der Andere einen Oberrock, bei dem einen war der Säbel drüber, bei dem andern darunter geschnallt. Der eine hatte Stiefeln, der andere Camaschen, der Adjutant sogar Pantalons, aus welchen weiße Zwirnstrümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen hervorragten. Endlich wird exercirt, das heißt: die dreihundert Menschen werfen ihre Flinten nach Belieben hin und her. Zuletzt wird auch marschirt, dann hat der Jammer den höchsten Gipfel erreicht. Nicht zwei Füße sieht man zu gleicher Zeit heben oder niedersetzen, und jedes Glied scheint den Beweis führen zu müssen, daß eine krumme Linie länger ist als eine gerade. Musikanten und Soldaten bemühen sich um die Wette, den Takt zu erwürgen. Es ist ein Glück, daß von der Antoninssäule nur noch ein Heiliger herabschaut, der nichts vom Marschiren versteht. Stände der alte wackere Kaiser noch oben, er hätte ihnen längst die ganze Säule auf die Köpfe geworfen.

Allen künftigen Tyrannen, die etwa mein Buch lesen möchten — denn jetzt kenne ich nur ein paar, die es nicht thun werden — zeichne ich hier zur Warnung auf: daß in der Gegend um Rom noch jetzt der Name Nero als einer der größten Flüche und Verwünschungen ausgesprochen wird. Per il corpo di Nerone! gilt eben so viel als der Teufel selbst.

Tausendmal habe ich die heilige Jungfrau abgebildet gesehn, wie sie auf dem ersten Mondsviertel steht, hundertmal habe ich gefragt: was das bedeuten solle? und eben so oft hat man mir geantwortet: es bedeute die Keuschheit. Aber warum ist der halbe Mond ein Sinnbild der Keuschheit? das wußte mir Niemand zu sagen. Ich habe mir also selbst eine Hypothese darüber machen müssen, und ich vermuthe, die sinnarmen Christen haben auch hier, wie sie so oft gethan, den Heiden eine Idee abgeborgt, nemlich den Mord der keuschen Diane. Um aber zugleich den Triumph des Christenthums anzudeuten, haben sie der Diane den Mond vom Kopfe genommen, und ihn der Madonna zum Fußschemel gemacht. Wer es besser weiß, der belehre mich.

Der Bogen Constantins ist nun auch ganz ausgegraben, und, als ich abreiste, war man schon damit beschäftigt, ihn mit einer eben solchen Mauer und Geländer zu umgeben, als bei dem Bogen des Septimius Severus geschehen ist. Einige Säulen hat man zum Theil gereinigt, um zu wissen, woraus sie beständen, es ist giallo antico. Die meisten Stimmen zu Rom sind darin einig, daß das Ausgraben dieses Bogens eine sehr überflüßige Arbeit gewesen.

In dem Pallast Spada steht dieselbe kolossale Statue des Pompejus, an welcher Julius Cäsar einst ermordet wurde. Als die Franzosen in Rom hausten,

ten, geriethen sie auf den Einfall, den Tod Cäsars von Voltaire auf einem römischen Theater zu spielen, und, um die Illusion zu verstärken, schleppten sie mit großer Mühe jene Bildsäule wirklich auf die Bühne. Man klagt sehr, daß sie bei dem Transport gelitten habe, denn die modernen Mörder Cäsars verfuhren nicht säuberlich mit dem großen Pompejus.

Die Druckerei der Propaganda zu Rom bildet sich ein, die Alphabete aller bekannten Sprachen zu besitzen, und verkauft auch würklich gedruckte Proben davon. Wenn sie aber alle nicht sichrer sind, als das deutsche Alphabet (das doch so leicht zu haben war), so sieht es übel damit aus. — Ein dänischer Gelehrter, der sich jetzt zu Rom aufhält, hatte neulich große Mühe, etwas coptisches drucken zu lassen. Er mußte es wohl zwanzigmal corrigiren, ehe es nur erträglich gerieth. Es ist also nur unnütze Prahlerei mit diesem Sprachenreichthum.

Ein hiesiger Künstler, den ich natürlich nie nennen werde, hat zwei schöne, aber höchst maliziöse Zeichnungen verfertigt. Sie sind über zwei Fuß hoch und anderthalb Fuß breit. Auf der einen steht, in einem Mittelschilde, Bonaparte in der Generalskleidung mit gezogenem Degen. In acht kleinen Medaillons, die das Mittelschild umgeben, sieht man seine berühmtesten Thaten abgebildet, als da ist: die Schlacht bei Marengo, die Brücke von Lodi u. s. w. Unter dem ganzen Bilde steht die Unterschrift: Bonapar-

te's Thaten als General. Die zweite Zeichnung liefert den Pendant, abermals ein Mittelschild, Bonaparte im kaiserlichen Ornat. Abermals acht kleine Medaillons, in welchen folgende Gegenstände dargestellt sind: 1) die Hinrichtung des Herzogs von Enghien; 2) das Gespräch mit Lord Withworth; 3) die Erbauung der Flotte gegen England; 4) die Errichtung der Ehrenlegion; 5) die Verhaftung des englischen Residenten in Hamburg; 6) die Zusammenkunft mit einem Maire, der in seiner Harangue sagte: Gott habe ausgeruht, nachdem er Bonaparte geschaffen; 7) die Trennung von seinem Bruder Lucian; 8) die Krönung. Unter dem Ganzen steht: Bonaparte's Thaten als Beherrscher Frankreichs. — Wer sollte glauben, daß die Ungezogenheit und Verwegenheit eines Künstlers so weit gehen könne! Glücklicherweise wird er wohl nie einen Kupferstecher finden, der es wagen wird, die Zeichnung zu vervielfältigen.

54.

Zwischen Rom und Bologna.

Dasselbe Thor, durch welches ich, drei Monate früher, mit beklemmter Brust zum erstenmal in Rom einfuhr, sah ich jetzt mit leichtem Herzen und befriedigter Neubegier der Hauptstadt der Welt den Rücken kehren. Ich fuhr über den pons milvius, jetzt ponte molle, eine Brücke, die in der großen Schlacht Constantins gegen den Tyrannen Maxentius zerstört, und von einem Pabst wieder hergestellt wurde. Ein alter Thurm soll noch von Belisar herrühren, der ihn erbaute, um den Gothen den Uebergang über die Tiber zu verwehren. Hier war es, wo Maxentius sich in

die Fluthen stürzte und seinem, vielleicht von Christen zu sehr verschwärzten Leben, ein Ende machte. Auf der flaminischen Straße, vormals durch eine große Anzahl prächtiger Mausoleen geufert, gelangt man nach

55.

Citta Castellana,

einem elenden Neste, nur demjenigen interessant, der Erinnerungen aus der Vorwelt mit sich bringt. Hier stand einst Veji, hier hausten die stolzen Vejenter, deren Thaten vielleicht eben so berühmt seyn würden, als die der Römer, wenn sie Geschichtschreiber gefunden hätten wie diese. Dreihundert Jahre kämpften sie mit den Römern um ihre Freiheit; unter ihren Mauern fielen die dreihundert edlen Fabier, die allein aus Rom zogen, um ihr Geschlecht durch eine Großthat zu verherrlichen. Furius Camillus bezwang endlich das streitbare Volk. Jetzt besteht es aus muthlosen Bettlern, die sogar, nach Volksmanns Bericht, in Höhlen wohnen sollen. Vermuthlich haben sie, seit seiner Reise, sich Häuser erbaut, die freilich elend genug sind, aber doch keinen Höhlen gleichen.

56.

Narni

hat eine äußerst romantische Lage auf einem hohen Bergrücken. Kurz zuvor, ehe man in die Stadt gelangt, blickt man dicht am Wege in Abgründe hinab, wo die schroffen zackigten Felsen, höchst mahlerisch auseinander gerissen, so furchtbare, enge und finstere Schlünde bilden, daß ich mich wundre, daß die Alten nicht

den Eingang zu ihrer Hölle hieher versetzt haben. Ein Orpheus an diesen Felswänden klimmend, würde in der That in Plutos unterirrdisches Reich hinab zu stürzen scheinen. — Die alten Einwohner von Narni waren ein tapferes, entschlossenes Volk. Erobern konnten die Römer ihren Berg schwerlich, wohl aber aushungern, und als das wirklich geschah, brachten sie Weiber und Kinder, zuletzt sich selbst um, und der schaudernde Sieger zog über Leichen in die öde Stadt. Um dieser That willen beliebte man sie Nequinum zu nennen, von nequitia hominum, Bosheit der Menschen. Wäre das in einer römischen Stadt geschehen, wie himmelhoch würden die römischen Geschichtschreiber die That erheben! — Ich kenne ein modernes Volk, das es gerade so macht, und es für die abscheulichste Bosheit erklärt, wenn man nicht gleich alles hergiebt, was man hat, alles einräumt, was man besitzt. — Dicht bei Narni, aber doch jenseits der Stadt, liegen die Ruinen einer Brücke, welche Kaiser August erbaute, um zwei Berge zusammen zu hängen, und dadurch den Weg nach Perugra zu erleichtern. Man kann den höchst beschwerlichen Weg nur zu Fuße machen, ich rathe daher keiner Dame, sich von ihrer Neubegier dahin locken zu lassen; denn man sieht dort ohnehin nicht viel. Ein einziger großer Bogen steht noch ganz am linken Ufer, ein Stück am rechten, und von ein paar eingestürzten Bogen sind noch Trümmer in der Mitte des Stroms zu schauen. Die Brücke war aus Quaderstücken erbaut, und muß prächtig gewesen seyn. — Ein angenehmes Thal führt von hier bis Terni. Wenn aber Reisende behaupten, das Gras werde hier einmal im Jahr gemäht, so glaube ich das nicht,

und die Ursache meines Unglaubens ist: weil es gar kein Gras hier giebt. Kornfelder, mit Maulbeerbäumen und Weinreben bepflanzt, ziehen sich sehr einförmig bis nach Terni. Zu Plinius Zeiten mag es freilich anders gewesen seyn, denn der ist der Gewährsmann jener Behauptung.

57.
Terni.

Die Vaterstadt des Tacitus und der Schauplatz eines herrlichen Naturwunders. Die Cascatellen von Tivoli sind lieblich, der Wasserfall von Terni ist ernst und groß. Dort wäre Tacitus vielleicht ein Dichter geworden, hier mußte er ein Geschichtsschreiber werden, und einfach, stark, zackigt, wie diese Felsen, mußte sein Styl sich bilden. Hier hätte ich Gelegenheit, manche Bemerkung zu verlautbaren, über den Einfluß, welchen die ersten Umgebungen eines Schriftstellers auf die Wahl der Gegenstände haben, denen er für immer seine Feder widmet; das würde mich vielleicht zu interessanten Grübeleien, aber nicht zum Wasserfall von Terni führen, oder doch nur auf Umwege, die ich dem Leser ersparen will. Kaum aus dem Wagen gestiegen forderte ich Postpferde, denn der Weg bis zu jenem herrlichen Wassersturz beträgt noch eine starke deutsche Meile. Man kann dahin reiten oder auch in einem kleinen zweirädrigten Cabriolet dahin fahren, in welchem allenfalls zwei Personen sitzen können, wenn sie sich anders lieb haben; denn man wird freilich so nahe zusammen gedrückt und so oft zusammen geworfen, daß ein paar feindlich gesinnte Menschen sich entweder versöhnen oder raufen müssen. Hingegen wünsche ich dem

Liebhaber Glück, der Gelegenheit hat, mit seiner spröden Geliebten diese Fahrt zu machen; sie ist verlohren. — Wir durchschnitten zuerst einen schönen Olivenwald, dessen Früchte jetzt eben gegen die Mitte des Januar, gesammelt wurden, und die folglich durch fleißige Menschen belebt war. Am Ende des Waldes gelangten wir in ein Dorf, Papinia, über dem sich ein großer steiler Berg erhebt, und nahe am Gipfel dieses Berges sahen wir die Straße sich hinziehen, die von fern nur ein schwindelnder Fußsteig schien. Doch der Postillion sprach uns Muth ein: täglich, versicherte er, klimme er diesen Weg mit seinem leichten Fuhrwerke hinan. Auch fanden wir ihn wirklich breiter und bequemer, als er in der Ferne erscheint. Freilich ist der gähe Abgrund nur an wenigen Stellen mit niedrigen Mauern versehen; aber man hat keine Vorstellung von der Sicherheit, mit welcher diese Pferde auf solchen Wegen einherschreiten. Es sind uns eine Menge reitender Bauern begegnet, die auf dem schmalsten Rande, wo zwischen ihnen und einem Abgrund von vielleicht dreihundert Klaftern kein Strohhalm Breite mehr war, so lustig und sorglos dahin trabten, als ritten sie in einem Park spazieren. Sie konnten ganz bequem in der Mitte der Straße bleiben, aber sie gaben sich nicht einmal die Mühe hinzusehen oder ihre Gäule zu leiten, und diesen schien gerade der gefährlichste Fußpfad am meisten zu behagen. Mächtige Gewohnheit! Muth ist nichts weiter als Bekanntschaft mit der Gefahr. — Endlich ist der steile Berg erklimmt, und man befindet sich auf einem sehr beschränkten Platze, auf dem vor fünf Jahren, zwischen den Franzosen und Neapolitanern, ein unblutiges Gefecht vorfiel. Der erstern waren achthundert, der letz-

tern viertausend, dennoch liefen sie davon, wie sie überall davon gelaufen sind, ohne den ernsten Schatten des Tacitus zu scheuen. Die Leute hier herum meinen, es sey Verrätherei im Spiele gewesen, denn der neapolitanische General habe sich kurz zuvor mit dem französischen besprochen; ich glaube aber, die Natur hat bloß einen Verrath an den Neapolitanern begangen, indem sie ihren oft herkulischen Körpern den kleinen belebenden Funken des Muthes versagte. — Vormals hatten Weinreben diesen Platz verschönert, die Franzosen haben sie, zum Behuf ihres kleinen Lagers, abgehauen. Von hier aus setzten wir unsern Weg zu Fuße fort, durch mannichfaltige Krümmungen, zwischen Lorbeerbüschen, auf schlüpfrigem Boden; denn obwohl der Wasserfall noch wohl eine Viertelstunde entfernt ist, so spritzt er doch seinen Staubregen bis hieher. Das Brausen seines Sturzes hatten wir schon seit einer Stunde vernommen. — Ich rathe jedem Reisenden, bevor er sich nähert, mit seinem Cicerone abzumachen, daß er ihn ohne Umwege sogleich zu dem kleinen Häuschen führe, Casino genannt, welches dem Wasserfall gegenüber auf einer isolirten Felsenspitze erbaut ist; denn diese fatalen Menschen wollen immer nur recht viel zu zeigen haben, lassen den Fremden daher bald hier bald dort ein Stückchen Wasserfall sehen, und führen ihn nicht allein unnützerweise der Kreuz und Queer, sondern schwächen auch vorzüglich dadurch den Totaleffekt. — Der Tag unsrer Wallfahrt war heiter, aber einer der kältesten in Italien, denn es hatte sogar ein wenig Eis gefroren, und die Wasserdünste, welche der zerstiebende Strom hier rings umher lagert, waren zu einen Glatteis geronnen, das jeden Schritt an diesen gähen Schlünden

gefährlich machte. Die Gefahr bei Seite, war unsere Wanderung in der That komisch, denn unsere beiden Führer mußten auf dem spiegelglatten Abhang ihre Mäntel vor uns ausbreiten, um uns einen sichern Fußtritt zu verschaffen. Waren wir nun alle glücklich vom ersten Mantel bis auf den zweiten gelangt, so wurde wiederum so lange Halt gemacht, bis der erste Mantel weiter vorwärts neben den zweiten gelegt war, und so immer abwechselnd. — Endlich war das Ziel erreicht; wir standen in dem von allen Seiten offnen Häuschen, bis an die Knöchel im Wasser, und vom Staubregen tüchtig durchnäßt. Aber wer könnte hier in den ersten zehn Minuten an irgend eine Unbequemlichkeit denken! und wer möchte es sich, auch noch vier und zwanzig Stunden nachher, einfallen lassen, dieses Schauspiel zu beschreiben! von einer schroffen Höhe von zweihundert Fuß stürzt der ganze Velino sich in den zackigten Felsengrund hinab, und das Wesen, welches er da unten treibt, ist kein Gegenstand weder für die Feder noch für den Pinsel. Dein Auge starrt, dein Ohr wird betäubt, der Platz auf dem du stehst zittert unaufhörlich; fast ergreift dich die Furcht und zwingt dich mit zu zittern. Aber ein liebliches, einziges, entzückendes Schauspiel fesselt deinen Blick; du siehst einen Regenbogen — nicht Bogen, einen Regenzirkel — ja wahrlich! du siehst den ganzen bunten Zirkel hoch über den Wasserfall ausgespannt, unten fast zusammenlaufend, höchstens ist ein Zwölftheil seines Umfangs an der Basis herausgeschnitten. Diese Erscheinung gleicht einer Zauberei. Man ist so gewohnt, auch von dem schönsten Regenbogen doch höchstens nur einen Halbzirkel zu sehen, daß man

sich staunend in diesen Anblick verliert, und welche Farben! so hat sie Iris nie an das Firmament gemahlt; sie brennen Alle, es ist ein Kunstfeuerwerk mitten im Wasser, und siehe, die Natur scheint sich zu gefallen, deine Sinne immer durch neue Zauber zu überraschen, denn plötzlich spiegelt sich der Zirkel links und rechts, du siehst vier Bogen zu gleicher Zeit, und selbst die Abspiegelungen sind noch so lebhaft gefärbt, als sonst der schönste gewöhnliche Regenbogen zu seyn pflegt. Wahrlich! der Wasserfall von Terni ist schön, aber der Regenbogen von Terni ist noch unendlich schöner, und könnte ich mich jemals versucht fühlen, ihn für ein Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Menschen zu halten, so wäre es hier auf dieser Stelle. Mit hoher Wehmuth habe ich sie verlassen; mit wehmüthigem Entzücken werde ich mich des Anblicks erinnern, so lange ich lebe! es ist der dritte Gegenstand, der mir Italien unvergeßlich macht: der flammenspeiende Vesuv, das auferstandene Pompeji und der Himmelsbogen zu Terni! wer auch nichts weiter von Welschland sah, der kehrt gewiß befriedigt zurück. — Einen Regenschirm mitzunehmen will ich doch jedem Reisenden anrathen, der etwa ein halbes Stündchen hier verweilen möchte, denn sonst wird er, trotz des heitern Himmels, naß bis auf die Haut. — Auf dem Heimwege gingen wir den ganzen Berg hinab zu Fuße, um die herrlichen Aussichten zu genießen. Doch wurde dieser Genuß durch Erzählungen unsers Führers verbittert. Er war ein armer Mann aus Papinia, der sich kümmerlich damit nährte, daß er Oliven für fremde Eigenthümer sammelte, oder in fremden Wein-

bergen arbeitete. So arm als er, waren, seiner Versicherung zufolge, alle Einwohner jenes Dörfchens; denn die Franzosen hatten sie ausgeplündert. Ihm hatten sie seinen alten Vater, einen ohnmächtigen Greis, muthwillig erschlagen. Er hatte gesehen, wie sie den Weibern die Ohrringe aus den Ohren, die Korallen vom Halse, die Schnallen aus den Schuhen, die Kleider vom Leibe gerissen hatten. Ich fragte, wie die Neapolitaner sich betragen hätten? — die, meinte er, hatten keine Zeit etwas zu rauben, denn sie liefen sogleich davon. — In Terni sollen auch noch Ueberreste eines Sonnentempels gefunden werden, und ich ließ mich dahin führen. Es ist ein kleines rundes Gebäude, das von außen freilich noch Spuren des Alterthums trägt; doch möchte ich nicht behaupten, daß diese kleinen Quadersteine wirklich aus den Römerzeiten herrühren. Eine offene Kuppel hat das runde Gebäude allerdings gehabt. Inwendig ist es in eine kleine alberne Kirche verwandelt worden. — Auf dem Marke zu Terni will Volkmann unter einer Uhr eine Innschrift bemerkt haben, die nicht mehr gefunden wird. Indessen schreibe ich sie hin, theils weil sie schön ist, theils weil sie mir einen abermaligen Beweis liefert, daß unsre deutsche Sprache die Kürze der lateinischen meistens erreichen, zuweilen sogar übertreffen kann. Hora, dies et vita fugit, manet unica virtus. (Stunde, Tag, Leben flieht, nur Tugend bleibt.)

58.

Spoleto.

Wenn Plinius wahr redet, so herbergt diese hüb-

sche Stadt das älteste Volk in ganz Italien. Es war aber auch ein tapferes Volk, denn es trieb einst den Hannibal zurück, der sich vor seine Mauern gelagert hatte, daher das Thor, durch welches der Ausfall geschah, noch heute porta fugae genannt wird. Die Einwohner sind auch noch stolz darauf, denn als ich nach porta fugae fragte, erzählten gemeine Leute die That ihrer Ahnherrn sogleich mit großer Redseligkeit. Es sind auch noch mehr Alterthümer in Spoleto zu schauen, die man für Tempel ausgiebt. Ein sogenannter Dianentempel draußen vor der Stadt hat ein wohl erhaltenes Architrav, auf dem, außer andern Zierrathen en bas relief, auch Weintrauben sich befinden. Wer nach Rom reiset, wird sonder Zweifel hier neugieriger und länger verweilen, als ich, der ich von Rom kam, und die schönsten Ruinen schon gesehen hatte. Aus derselben Ursache lockten mich auch einige Bilder von Guercino und Hannibal Caracci nicht in die Kirche; vielleicht haben die Franzosen sie auch schon längst weggenommen. — Volkmann erzählt, es gäbe hier herum ein unverbrennliches Fossil oder Holz (ich schreibe aus dem Gedächtniß). Mehrere Spoletaner habe ich darnach gefragt, doch keiner wollte etwas davon wissen. Hingegen ist es sehr wahr, daß um Spoleto ein guter Wein wächst, der zwar süßlich, aber doch angenehm schmeckt.

Der Weg nach Foligno ist romantisch. Man sieht unter andern einmal eine Stadt, die gerade so um einen Berg gebaut ist, wie man den babylonischen Thurm abzubilden pflegt: eine Straße über die andere, und immer kleinere Kreise, bis zur Spitze hinauf. — Gewöhnlich heißt es, der Weg nach Bolo-

gna über Ancona sey gemächlicher, als der über Florenz; ich habe das nicht gefunden. Auch hier giebt es mehreremale Berge, die man nur mit Ochsenvorspann erklimmt, ein Hülfsmittel, dessen man sich auf jener Straße nie bedient. Diese Berge müssen also wohl noch steiler seyn. Doch ist das Ochsenvorspannen vielleicht auch nur Gewohnheit des Landes, denn ich bin alle Berge, hier und dort, zu Fuß hinauf und herab gestiegen, um von den schönen Aussichten nichts zu verlieren, habe aber nicht bemerkt, daß ich hier steiler hätte klettern müssen als dort. Wenn man in die Nähe einer solchen Ochsenpost kommt, dann zieht der Postillion eine große Muschel aus der Tasche, und zwingt einen hohlen starken Ton daraus hervor, den man sehr weit vernimmt, und der, nach den Beschreibungen der Alten, die größte Aehnlichkeit mit dem Ton der römischen Tuba hat. — Demjenigen, der die Apenninen sobald als möglich los zu werden wünscht, ist doch wohl dieser Weg anzurathen, (obwohl es ein beträchtlicher Umweg ist) denn man klimmt höchstens zwei oder drei Tage in denselben herum, da man dort gewiß noch einmal so viel Zeit braucht. Hingegen gewährt auch das schöne Florenz einen köstlichen Ruhepunkt. Die Straßen sind beide gut, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat, neben Abgründen herzufahren, die weder Mauern noch Geländer haben. Die Wirthshäuser sind meist alle schlecht, doch weniger die auf dem Wege nach Ancona. Das Schlimmste bei einer Winterreise durch Italien ist, daß man überall so frieren muß. Denn obgleich die stärkste Kälte hier nicht mehr als ein oder zwei Grad beträgt, und ein Nordländer folglich unter

freiem Himmel nie davon leidet, so sind doch die Häuser so kühl wie Keller, und die Anstalten gegen den Frost erbärmlich. Kamine giebt es zwar überall, aber sie rauchen gewöhnlich so unerträglich, daß man froh ist, das Feuer wieder ausgelöscht zu sehen. Ferner ist keine einzige Thür mit einer ordentlichen Klinke versehen; höchstens kann man die Thüren mittelst einer Krampe verschließen, aber auf und zu machen kann man sie nicht. Wer folglich bei zugemachten Thüren sitzen will, der muß sie verschließen und einen Bedienten hinstellen, der so oft aufschließt als Jemand heraus oder herein will. Selbst trotz dieser beschwerlichen Vorsicht, wird man noch immer durch den abscheulichsten Zugwind gequält, denn nicht allein die verschlossenen Thüren haben überall Spalten und Löcher, durch welche dieser Feind der Gesundheit dringt, sondern es giebt auch kein Fenster, das nicht klaffte und dem Luftstrohm freien Durchzug gäbe. Man rechne noch hiezu, die Fußböden von Backsteinen, und endlich die eiskalten Schlafkammern, in welchen kein Kamin befindlich ist; so wird man begreifen, wie es zugeht, daß eine Winterreise durch Rußlands ellenhohen Schnee weit behaglicher ist, als eine durch Italiens grüne Gefilde, wo in diesem Augenblicke die Oliven eingeerndtet werden. Das Sprichwort trifft auch hier wieder zu: nicht alles ist Gold was glänzt. Wer mit einiger Gemächlichkeit hier reisen will, der versehe sich mit guten Pelzen und Pelzschuhen, um beides, nicht draussen, sondern im Zimmer anzuziehen. Er fülle seinen Reisekeller mit gutem Wein, denn höchst selten findet er einen erträglichen Trunk. Er nehme Kaffee, Zucker, Tassen,

Wachslichter, Lichtscheeren, Dinte, Federn u. dergl. mit sich, denn Alles das fehlt entweder ganz oder ist sehr schlecht. Ja, ich rathe sogar einem jeden, auch einen Blasebalg bei sich zu führen, denn nicht einmal dieses, für einen Kamin so unentbehrliche Möbel ist hier anzutreffen, und zuweilen ist es bloß die Schuld dieses Mangels, daß das Feuer so schlecht brennt. An manchen Orten sind sogar Messer und Gabeln etwas seltnes, besonders die letztern. — So große Lobsprüche ich auch schon den Reisen mit Vetturinos gehalten, so muß ich sie doch jetzt bloß auf die Florentiner Vetturinos einschränken, vor den römischen hingegen aus allen Kräften warnen. Ich hatte, vermittelst meines Wirths, der ein honetter Mann zu seyn schien, mit einem der berühmtesten Vetturinos von Rom einen Kontrakt gemacht, mich mit vier guten Maulthieren in zehn Tagen nach Bologna zu bringen, dabei, wie gewöhnlich einbedungen, daß er die Abendzeche bezahlen müsse. Als ich morgens früh vor Tage mich in den Wagen setzte, hörte ich die wohlbekannten Glöckleins der Maulthiere vor denselben, zweifelte also keinesweges an der Existenz der Maulthiere selbst. Als es aber hell wurde, sah ich, daß ich Pferde und keine Langohren hatte. Die Pferde sind aber in den Gebürgen weit unzuverläßiger, folglich war das ein grober Betrug. Auch kamen wir gleich am zweiten Tage ein paarmal in Gefahr, den Hals zu brechen, weil die Pferde nicht im Stande waren, bergab den Wagen gehörig zu halten. Da nun vollends eins derselben krank, und ich durch Schuld des Vetturino im Wirthshause sehr schlecht bedient wurde, so bezahlte ich ihm für zwei Tage und schick-

te ihn zurück. Da wurde sein Unmuth geschwätzig, und er plauderte aus, daß er meinem saubern Herrn Wirth zehn Scudi (etwa funfzehn Thaler) habe abgeben müssen, die er nun nicht wieder erhalten werde. Der brave Wirth heißt Sarminto, und hält ein gutes aber sehr theures Haus auf dem spanischen Platze. Aeußerst dienstfertig besorgt er alles, was der Fremde nöthig hat, doch nicht ohne recht grobes Interesse, wie man aus diesem Pröbchen abnehmen kann. Als ich hierauf noch den Kellner (Cameriere) in Terni fragte, warum er uns so schlecht bedient habe, da ich doch mit Florentiner Fuhrleuten so wohl gefahren sey, so antwortete er mir: die Florentiner seyen auch die einzigen, welche ohne Knickerei für ihre Anvertrauten sorgten, und willig sechs, sieben auch acht Paul (etwa einen Thaler) für jeden Kopf bezahlten, da hingegen die Römer kaum drei bis vier geben wollten. Nun war mir das Röthsel gelöst. Ich nahm Postpferde, mußte mich freilich oft herumzanken, gab auch etwas mehr Geld aus, fuhr aber noch einmal so schnell, und wurde überall so gut als möglich bedient. Um aber doch ein Beispiel von der unverschämten Prellerei der italiänischen Gastwirthe zu liefern, will ich nur anführen, daß ich gleich am ersten Abend ein sehr mittelmäßiges Abendessen für drei Personen und ein elendes Nachtlager mit zehn Scudi (funfzehn Thaler) bezahlen mußte. Eben so gierig suchen die Posthalter den Reisenden zu schröpfen, und selten verläßt er eine Station, auf der nicht wenigstens versucht worden wäre, ihm ein Pferd mehr aufzudringen. — Nach dieser kleinen Digression eile ich, meinen Weg fortzusetzen.

Wenn man von Serra Valta nach Ponte la Trave

fährt, so erblickt man in einer öden, wilden Gebirggegend, neben einer Brücke, ein einsames Kreuz, unter welchem eine spanische Gräfin begraben liegt, die vor ein paar Jahren an dieser Stelle ermordet wurde. Die gute Dame hatte sich merken lassen, daß sie viel Gold und Kleinodien bei sich führe; ihr eigener Courier hatte auf der letzten Post, in Valcimara, mit dem Posthalter, der zugleich Gastwirth war, eine vertraute Freundschaft errichtet (Spitzbuben sympathesiren schnell) ein dritter Helfershelfer fand sich leicht; man lauerte auf die Unglückliche an diesem schauerlich einsamen Orte; sie ließ sich von zwei Dragonern escortiren, Einer derselben wurde erschossen, der Andre entfloh, die Gräfin selbst wurde aus dem Wagen gerissen und jämmerlich ermordet. Die rächende Justiz war aber schnell, die drei Bösewichter wurden ergriffen, lebendig geviertheilt, und ihre zerstückelten Körper an drei Bäumen, nahe dem Schauplatz ihrer Mordthat, aufgehangen. Da hängen sie noch jetzt, ein gräßlicher Anblick! Natürlich spuckt es hier auch gewaltig. Wenn die Mitternacht anbricht, stehen drei blutige Gespenster unter den drei Bäumen und seufzen. Nach einer Weile schleichen sie langsam auf die Brücke, und starren aus hohlen Augen hinab auf das Kreuz. Da steigt eine weiße majestätische Frau hervor und schreitet über die Brücke. Die drei blutigen Gespenster fallen laut seufzend auf ihre Kniee, und strecken die Hände flehend empor. Aber die weiße majestätische Frau schwebt vorüber, ohne sie anzusehen, und sogleich verwandeln sich die drei Gespenster in drei Feuerflammen, die so lange brennen und knistern, bis mit dem Ablauf der Mitternachtsstunde ein Knall sie verlischt. Die wei-

ße

ße Gestalt hingegen löset sich jenseits der Brücke in ein rosenrothes Wölkchen auf, das immer höher und höher steigt, und, ehe es ganz in die Luft zerfließt, die Gipfel der Berge mit einem sanften Morgenroth auf einige Augenblicke zu überziehen scheint. Mit dem letzten Verschwinden des rosenrothen Wölkchens fährt plötzlich ein Sturmwind durch das öde Thal, die Knochen an den drei Bäumen klappern, und die ganze gespenstische Erscheinung ist vorüber. — Sieh da Stoff zu einer Ballade. Geschwind etwas fröhlicheres. —

Man muß lachen, wenn man in einer Entfernung von hundert und zwanzig Meilen von Rom Haufen von hundert und zweihundert kalekutischen Hähnen antrifft, die in traulicher Gesellschaft auf einer Fußreise nach Rom begriffen sind, und trotz dem besten Fußgänger einherschreiten. Ein einziger Mensch reicht hin, den wohldisciplinirten Haufen in Ordnung zu halten. Er bedient sich dazu eines langen Rohres, das bekanntlich in Italien gewaltig hoch aufschießt; die Länge seines Rohres beträgt vollkommen die Breite der Landstraße; er faßt es in der Mitte mit beiden Händen, geht auch in der Mitte der Straße, und schließt so gleichsam den Weg hinter seinen Reisenden zu. Begegnet er in den Apenninen (wo die Straße gewöhnlich an einer Seite Abgrund, an der andern schroffe Felsen hat) Fuhrwerken, welchen er ausweichen muß, so treibt er sein Völkchen auf die nemliche Weise gegen den Felsen, wohin es sich auch sogleich ganz ordentlich schwenkt, ruhig und gaffend so lange steht, bis das Fuhrwerk vorüber ist, auch wohl den Reisenden einen hundertfachen Gruß zugluchzt. Unbegreiflich ist es, wie der mäßige Gewinn

Aufwand, Beschwerden und Zeitverlust einer solchen langwierigen Reise belohnen kann; denn wenn gleich die gefiederten Passagier keine starke Tagereisen machen, so kommen sie doch gewiß nicht fetter in Rom an, als sie von Hause abreisten, und werden vermuthlich erst dort wiederum gemästet, um würdige Gallinaccio's für die Tafeln der Prälaten und Kardinäle zu werden.

Auf die nemliche Weise treibt man auch große Heerden fetter Schweine nach Rom, die hier zwar auch schwarz, wie in Neapel, doch nicht mehr so nackend sind.

59.

Ancona,

ein im letzten Kriege durch Franzosen, Oestreicher, Russen und sogar Türken berühmt gewordener Hafen. Seine Lage am adriatischen Meere gleicht der von Neapel, und gewährt einen lieblichen Anblick. Ancona ist eine feine, große Stadt, von Bergen umschlossen, auf deren Gipfel Kastelle mahlerisch liegen. Wir eilten zu dem Ehrenbogen Trajans, der dem biedern Kaiser einst hier errichtet worden, weil er auf eigene Kosten den Hafen wieder herstellte. Er ist nicht sehr groß, aber weit besser erhalten, als die des Constantin und Septimius Severus zu Rom. Die Zeit hat ihn nicht geschwärzt wie jene, der weiße Marmor ist nur wenig grau geworden; seine acht kanelirten korinthischen Säulen sind ganz unbeschädigt. Daß viele Zierrathen, und zwar Festons, von Bronze daran waren, sieht man noch deutlich, denn die Barbaren haben sich nicht die Zeit genommen, sie auszugraben, sondern nur abzubrechen, daher die Bruchstücke des Metalls noch hervorragen. Die mittlere Inschrift ist größtentheils leserlich, mehr noch die zu beiden Seiten, durch

welche man auch die Gemahlin und Schwester Trajans hat ehren wollen. Es gefällt mir wohl, daß man die gute Handlung eines Monarchen auch in denen belohnt, die ihm am nächsten und liebsten sind, wenn sie gleich unmittelbar nichts zu der Wohlthat beitrugen; denn wer mag berechnen, wie viel sie mittelbar durch ihren sanften Umgang auf die Beherrscher wirkten? — Im Hafen sahen wir unter andern vier englische Kauffahrteischiffe, von französischen Korsaren genommen, die jetzt zum Verkauf da lagen. Da sich auch eins mit Nelsons Bildniß darunter befand, so können sich die Franzosen wenigstens eines Sieges über Nelson rühmen. — Der Börsensaal zu Ancona ist recht artig, und wimmelt von Käufern und Verkäufern. — Das Theater hätte ich gern besucht, obwohl es im allerschmutzigsten Winkel lag, und eher einem Heringsmagazin, als einer Schaubühne glich; allein der Buffo war unglücklicherweise eben krank, und folglich nicht aufgelegt, Spaß zu machen.— Ich erkundigte mich nach den Dattelmuscheln (ballari), deren Volkmann erwähnt, und ihnen die Eigenschaft zuschreibt, im Finstern zu leuchten. Dattelmuscheln habe ich auch genug bekommen, und eine gute kräftige Suppe ist mir daraus gekocht worden; aber vom leuchten wollte Niemand etwas wissen, selbst die Fischer nicht, die sie eben gefangen hatten. Ich stellte demungeachtet einen Teller voll in mein Zimmer, hatte mir aber vergebens geschmeichelt, das Nachtlicht sparen zu können, ich muß sie also mit dem unverbrennbaren Holze von Spoleto in eine Klasse setzen. — Bei Ancona hören endlich die abscheulich hohen und steilen Berge auf, die man bis hieher auf jeder Station erklettern

und herabklimmen mußte. Denn statt den Postenwechsel unten am Berge anzulegen, und den Weg bequem um den Berg zu führen (wobei der Reisende, seine Equipage und die Postpferde selbst sehr gewinnen würden), hat man vorgezogen, die Posthaltereien auf die höchsten Felsengipfel zu verlegen, die bloß mit Ochsen zu erklimmen sind. Aber freilich läßt sich bei dieser Gelegenheit die edle Kunst der Prellerei besser üben, zu welcher solch' ein Berg einen rechtlichen Vorwand giebt. Ich möchte wohl eine Wette darauf eingehen, daß, wer in Italien auf jeder Post unweigerlich diejenigen Pferde annimmt, die ihm der Postmeister vorspannen will, am Ende mit zwanzig und mehr Pferden fahren wird, wenn es nur so viele im Stalle giebt. In den Apenninen, wo doch die Berge am höchsten sind, war die Prellerei am erträglichsten; aber je näher dem platten Lande, je unleidlicher wird sie. Dicht hinter Ancona ist noch ein einziger Hügel zu überwinden, und man spannte mir deshalb acht Pferde vor, da mein Wagen überall sehr bequem mit vieren gefahren worden. Die ebene Landstraße zog sich nun am adriatischen Meere hin, durch Sinigaglia (wo die einst berühmte Messe ihren alten Schwung noch nicht wieder erreichen kann) nach Fano, wo ich, während des Umspannens, ging, die Ueberbleibsel von einem Ehrenbogen Constantins zu sehn. Er bestand ursprünglich aus drei Bogen, über welchen, mit ächt constantinischem Geschmack, sich sieben andere Bogen wölbten, die natürlich sehr klein waren, und folglich aussehen mußten, wie Fenster eines abgebrannten Hauses. Jetzt ist nur noch der mittelste große Bogen übrig, auf dem einige Trümmer verworren liegen, das übrige ist vor etwa viertehalb hundert Jahren im Kriege

zerstört worden. Aber man hat klüglich das ganze Conterfei des Bogens, wie er noch unbeschädigt stand, mit allen seinen Inschriften in die Mauer einer nahen Kirche eingehauen. Die Inschrift besagt: daß der Bogen dem Kaiser errichtet worden, weil er die Stadt mit einer Mauer umgeben. Man war doch auch zu jenen Zeiten fast so verschwenderisch mit Ehrenbogen, als heut zu Tage mit Ordensbändern. — Auf dem Rückwege besah ich sehr neugierig das Theater von Fano, weil ich, von außen betrachtet, darauf hätte schwören wollen, es sey eine alte gothische Kirche; denn über dem Eingange waren drei Bischöfe in Stein gehauen, und ein Glockenthurm gab ihm vollends das kirchliche Ansehn. Mein Führer versicherte indessen, es habe nie zu etwas anderm gedient. Ich fand das Inwendige sehr groß, viel zu groß für Fano, und übrigens eben so gothisch als die Außenseite. — Als ich zurück kam, fand ich, daß man mir abermals zwei Pferde mehr vorgespannt hatte. Das Recht dazu wollte der Postmeister aus den gedruckten Gesetzen beweisen, die er aber selbst nicht lesen konnte. Ich las sie ihm ehrlich vor; es stand da nicht ein Wort, das seine Behauptung begründet häte. Dennoch bestand er hartnäckig auf seinem Willen. Um nun diesen ewigen schamlosen Prellereien einmal ein Ende zu machen, entschloß ich mich, zum Gouverneur der Stadt zu gehen, und ihm zu erzählen, wie die Reisenden in Italien behandelt werden. Der Herr Postmeister ging selbst mit, und auf mein Begehren mußte er auch seine Gesetze mitnehmen. Ich fand an dem Gouverneur einen alten sehr rechtlich aussehenden Mann, der mich höflich anhörte, die Sache untersuchte, die Gesetze las, dem Posthalter einen scharfen Verweis gab, und mich ersuchte, wenn

man mir noch die geringsten Schwierigkeiten mache, nur sogleich zu ihm zu schicken, so wolle er ein Exempel statuiren, denn es sey ihm sehr kränkend, wenn Reisende in seinem Gouvernement auf irgend eine Weise belästigt würden. So schaffte ich mir die Blutsauger auf eine Zeitlang vom Halse, und ich habe, zum Ruhme der römischen Justiz, diese Anekdote nicht verschweigen wollen, da ich wenig Gutes von diesem Lande zu erzählen weiß. Der Postmeister meinte doch hinterher, es sey das gewöhnliche Schicksal der kleinen Fische, von den großen verschlungen zu werden; und hätte, durch dieses nur allzu wahre Sprichwort, beinahe Gewissensbisse in mir erregt, wenn der schöne ebene Weg von Fano nach Pesaro mich nicht bald überzeugt hätte, daß er selbst in der That unter die Raubfische gehörte.

Ich kann diese Straße, die ich an einem Sonntage passirte, nicht verlassen, ohne zu erinnern, daß die Landleute, besonders die Weiber, zwischen Ancona und Fano sehr hübsch sind. Ich habe so viele schöne Weiber hier gesehen, daß ich jedem Fürsten, der etwa eine recht schöne Menschenrace zu haben wünscht, rathen möchte, Kolonisten aus dieser Gegend kommen zu lassen. — Das zweite, was meine Aufmerksamkeit anzog, war die unendliche Menge von Jägern, oder eigentlicher Wildschützen, die an der Landstraße herum lungerten. Die Jagd ist in den päbstlichen Staaten frei, welches wohl eine sehr unpolitische Vergünstigung ist; denn außerdem, daß auf solche Weise das Wild nothwendig ausgerottet werden muß, gewöhnen sich auch die ohnehin faulen Italiäner zu sehr an ein Vergnügen, welches, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, leicht seinen Liebhaber über die Gebühr fesselt. Endlich ist es auch wohl nicht rath-

sam, den Italiänern Mordwaffen in die Hände zu geben, die sie so gern misbrauchen.

60.

Pesaro

ist ein artiges Städtchen, einst Pisaurum, eine Kolonie der Römer, wo ich nicht irre, von Marc Antonius gegründet. Spuren dieses Alterthums fand man vormals in dem palazzo publico, wo viele alte Denkmäler und Inschriften aufbewahrt wurden; aber diese alle hat die Revolution zertrümmert und verschlungen. Jetzt ist nur noch ein Pallast übrig, der dem Alterthumsforscher wahre Schätze öffnet, und es wäre in der That der Mühe werth, daß ein solcher Gelehrter sich einige Zeit zu Pesaro aufhielte, um Europa mit diesen fast verborgenen Schätzen bekannt zu machen. Ein gewisser Olivieri de Abbate nemlich, aus einem alten pisaurischen Geschlecht (eques Pisaurensis hat er sich selbst genannt) war ein eben so gelehrter als reicher Mann, ein großer Liebhaber und Sammler vaterländischer Alterthümer. Er hat deren eine Menge zusammengebracht, ein Museum nebst einer Bibliothek angelegt, beides in seinem Testamente für unveräußerlich erklärt, und dem Publikum seiner Vaterstadt zur unentgeltlichen Benutzung hinterlassen. Gesegnet sey seine Asche! Ich habe auch die Ruhestätte dieses wackern Mannes in einer Kirche besucht, seine Erben, die Machirelli heißen, haben ihm dort ein Grabmal von Marmor errichtet, über welches er Blut weinen würde, wenn er es sehen könnte, denn es ist die stümperhafteste Schülerarbeit, ein Quodlibet von Dingen, die alle auf die Kunstliebhaberei des Verstorbenen Beziehung haben. Aber sein Geist athmet

noch in seinem Pallast. Gleich die Vorhalle ist ringsum mit Fragmenten von antiken Basreliefs, Inschriften, Denksteinen, Säulen u. s. w. besät; lauter hier gefundene Alterthümer, denn auf diese schränkte der Patriot sich ein. Ueber die heidnischen ist das Wort Pisaurensia geschrieben, über die spätern Christiana. Die Inschriften sind zum Theil auch griechisch. Auf gleiche Weise sind auch die Wände der großen Treppe verziert. Das Fragment eines eingemauerten Basreliefs fiel mir besonders auf; eine sitzende Figur (der Kopf fehlte), deren Füße auf einem Löwen ruhen, über welchem eine Schlange herabhängt. Das Museum selbst soll sehr ansehnlich seyn. Ich habe es leider nicht gesehn, da der Vorsteher desselben nicht zu Hause war. Ich begnüge mich daher, gelehrte Reisende auf diesen Schatz aufmerksam zu machen, der so versteckt liegt, daß Tausende vorübereilen, ohne ihn zu ahnden. Auch eine Gemähldesammlung wird in dem Pallaste gezeigt, sie bedeutet aber nicht viel. Ein Saal ist von einem gewissen Lazzarino gemahlt, der vor kurzem gestorben ist. Er war aus Pesaro gebürtig, und darum sind seine Landsleute wohl so stolz auf ihn; denn durch die Ehrfurcht, mit welcher man von ihm sprach, erregte man große Erwartungen in mir, die aber getäuscht wurden. In mehreren Kirchen sind Bilder von ihm, die ich, den guten Pesarensern zu gefallen, alle sehn und loben mußte. Eine Verkündigung Mariä ist sein bestes Stück, und zeichnet sich vor allen andern Verkündigungen dadurch aus, daß der Engel in Gegenwart mehrerer Personen erscheint, die ihn alle sehn, und Furcht und Erstaunen ausdrücken. Decenter wird die Vorstellung dadurch. Einen Kinderheiligen, der mir bisher unbekannt war, traf ich

in einer Kirche; ein Knabe, der Simon geheißen, von den Juden eingefangen, mit Zangen gezwickt und erdrosselt worden seyn soll. Diese gräßliche Geschichte ist auf einem nicht schlechten Gemählde dargestellt. Die Juden haben das arme nackte Kind in ihrer Mitte, und martern es mit recht wollüstigem Vergnügen. Daher ist es denn auch für infantium protector et defensor erklärt worden. Solche Gemählde, die den ungerechten, ohnehin bittern Haß des katholischen Pöbels gegen die Juden nur noch vermehren, sollte die Obrigkeit nicht dulden. Wie leicht kann einmal ein Fanatiker, durch dieses wirklich empörende Bild, zu einer Mordthat an einem Judenkinde verleitet werden! — Ich hohle bei dieser Gelegenheit nach, daß in Ancona die Juden nicht mehr wie vormals gezwungen sind, an ihren Hüten einen Lappen von rothem Tuch zu tragen. Diese unsinnige Gewohnheit, deren Volkmann erwähnt, ist schon längst abgeschafft worden.

Ich habe auch das Theater zu Pesaro besucht. Man gab eine Opera Buffa, von der ich nichts weiter zu sagen weiß, als daß die Sänger eben so schlecht waren als die Musik, das genügsame Publikum aber sein Bravo in reichen Gaben spendete. Der Haarbeutel des Buffo war ziemlich komisch. Auch zwei Ballets waren angekündigt. Ich habe nur das erste gesehn: ein türkischer Mischmasch, eine abgedroschene Serailgeschichte, bei welcher Dekorationen, Kleidung und Tanz tief unter dem Mittelmäßigen blieben. Nur die prima Ballerina zeichnete sich vortheilhaft aus, und wird vermuthlich einst eine sehr gute Tänzerin werden. Das arme Mädchen war aber kaum vierzehn Jahre alt, und so stark im Wachsen begriffen, daß ihre langen ro-

then Hände bereits aus den alten Kleidern herausgewachsen waren, welches der flachbusigten Dirne ein etwas spinnenartiges Ansehen gab. Das Haus ist ziemlich groß, aber für seine Größe zu schmal. Vier Reihen verschieden tapezirter Logen fassen eine buntgeschmückte Menge. — Weit lustiger als die komische Oper selbst war unsere Fahrt dahin, denn, in Ermangelung einer andern Equipage, geschah sie mit Extrapost. Eine Postkalesche, auf straffe Riemen gezogen, erschien mit zwei Pferden bespannt, der Postillon ritt auf einem derselben, der Lohnbediente setzte sich mit einem Laternchen auf den Bock, und so kutschten wir in vollem Gallop ins Theater, wobei uns das fürchterliche Stoßen manche Töne der Angst auspreßte.

Pesaro hat mancherlei Fabriken, auch viele Erziehungsanstalten für Seidenwürmer, in welchen allen viel Holz gebraucht wird. Es ist wohl ein wenig abderitisch, daß man alle diese Fabriken in eine völlig holzarme Gegend verlegt hat; alles Holz muß aus Dalmatien herüber gebracht werden; man kann sich daher leicht vorstellen, wie selten und theuer dieser Artikel hier ist.

Ich kann dieß Städtchen nicht verlassen, ohne Lucian Bonaparte's noch einmal zu gedenken, der auch hier, wie überall, bewiesen hat, welch' ein zärtlicher Gatte und Vater, folglich welch' ein guter Mensch er ist. Es war nicht seine Absicht, sich hier aufzuhalten, aber seine Gemahlin spürte Vorboten einer nahen Niederkunft. Sogleich miethete er mit großer Aengstlichkeit das ganze Wirthshaus auf drei Monate, und ließ über sechszig junge Weiber vom Lande hereinkommen, um eine recht gesunde Amme auszusuchen.

Daß die Sitten auf dem Lande, auch in Italien, noch unverdorben sind, beweisen die meisten dieser Bäuerinnen; Lucian wollte nemlich ohne vorhergegangene Untersuchung durch seinen Arzt keine Amme annehmen, und die Bäuerinnen waren zu schamhaft, sich einer solchen Untersuchung zu unterwerfen. Eine, die ihm besonders gefiel, wollte noch überdieß ihren Mann nicht verlassen, ungeachtet er ihr zwei Scudi täglich (etwa drei Thaler) und monatlich zwei neue Kleider bot. Die Anekdote hat mich gefreut und überrascht. Glücklicherweise bedurfte Lucian ihrer nicht, denn mit seiner Gemahlin besserte es sich wieder, und er brachte sie wohlbehalten bis Mailand. — Von schönen Gemählden, die einst Pesaro schmückten, darf man nichts mehr suchen. Alle Raphael's und Guido's haben die Franzosen zum Auswandern gezwungen, hingegen keinen Lazzarini angerührt, unter dem höflichen Vorwand: man wolle keinen noch lebenden Mahler auf diese Weise kränken. Damit wenigstens trösten sich jetzt die Pesarenser über die Vernachlässigung ihres Lieblings.

Unweit Cattolica gelangt man endlich auf die Gränze des päbstlichen Reichs, denn in der That ist es noch immer ein Reich zu nennen, so viel auch schon davon abgezwackt worden. Mit blutendem Herzen durchschneidet der Reisende das herrliche Land, dem glückliche Bewohner mangeln, in dem es nur beherrschende und gehorchende Faullenzer giebt.

61.

Rimini

war einst eine berühmte Stadt, und man fährt noch jetzt in ihre Mauern durch einen ziemlich wohl erhalte-

nen Triumphbogen, der, ich weiß nicht warum, dem Kaiser Augustus daselbst errichtet worden. Auf dem Markte steht ein Piedestal, das der Zufall einst höher ehrte, als hätte es den olympischen Jupirer von Phidias Meisel getragen. Denn als Julius Cäsar, dem Senat zum Trotz, über den Rubicon gegangen war, da stieg er auf diesen Stein, haranguirte seine Soldaten, und führte sie dann gegen Rom. Daß es wirklich dieser Stein gewesen, sagt eine alte Inschrift, die ich zwar nicht gegen allen Widerspruch der Zweifler geschützt halte, der ich aber gern Glauben beigemessen, wenigstens so lange, als ich vor dem Steine stand, und meine Phantasie den großen Mann auf demselben Stein erblickte.

In oder bei der Kirche des heiligen Franziskus suchte ich das Grabmal eines byzantinischen Philosophen, Themistius, der ein Ausleger des Aristoteles war. Pandolfus Malatesta, ein venetianischer General, Herr von Rimini, und ein großer Verehrer der Wissenschaften, soll, nach der Eroberung von Sparta, den Sarg dieses Mannes aus Griechenland mitgebracht haben. Leider habe ich ihn nicht gefunden, woran vielleicht die Unwissenheit des Küsters Schuld seyn mochte. Aber das Grabmal jenes Malatesta habe ich gefunden, und seine Ueberreste wurden mir, zwar nicht durch die Eroberung von Sparta, aber durch die Erfahrung merkwürdig, daß heiße Liebe zu den Wissenschaften nicht immer, wie man zu behaupten pflegt, rauhe Sitten mildert. Gelehrte sind nur deshalb sanfter und menschlicher, weil sie gewöhnlich keine Macht in Händen haben. Wäre ihnen Gewalt verliehen, sie würden oft schlimmer seyn, als der unwissendste Despot. Dieser Malatesta zum Exempel ließ zwei seiner Weiber durch Gift hinrichten, und die

dritte erdrosseln. Sie sollen ihm untreu gewesen seyn, vermuthlich, weil er nicht liebenswürdig war; denn die Kunst, der Weiber Treue zu fesseln, besteht in weiter nichts, als in der Kunst, ihnen immer liebenswürdig zu erscheinen. Der Herr von Rimini hat sich übrigens diesen alltäglichen Vorfall so wenig zum Schimpf angerechnet, daß noch jetzt eine Inschrift von seinen öffentlich zur Schau getragenen Hörnern spricht, mit dem Zusatz, daß mancher sie trage, der es nicht ahnde. Volkmann geräth darüber in einen heiligen Eifer, und meint, solche Bemerkungen wären höchst unschicklich in einer Kirche angebracht. Der Meinung bin ich nicht. — Einige Basreliefs an Malatesta's Grabmal scheinen Kunstwerth zu besitzen. Ueberhaupt aber sollte man diese Kirche die Kirche der Basreliefs nennen, denn mehrere sah ich nie beisammen. Sie ruht auf viereckigten Pilastern, deren vier Seiten von oben bis unten dicht damit bekleidet sind. Habe ich recht bemerkt, so befinden sich auch viele Historien aus der heidnischen Fabelwelt darunter. Alle bestehen aus weißem Marmor, welches sonderbar gegen die Decke absticht, die nichts als die nackten Sparren des Dachstuhls zeigt. Ich wünsche in der That, daß ein anderer Reisender mehr Zeit als ich haben möge, diese merkwürdige Kirche zu betrachten.

In Rimini liegt eine starke französische Garnison, man giebt sie auf sieben tausend Mann an. Das Kloster neben der Kirche des heiligen Franziskus dient einem Bataillon zu Kasernen. Ich ließ mich mit einer Schildwache in ein Gespräch ein, und fand aufs neue, welch' ein mächtiger Unterschied zwischen der Bildung eines französischen und jedes andern Soldaten in der Welt ist. Die Geschliffenheit, mit welcher dieser gemeine

Soldat sprach, die Art, wie er sich ausdrückte, seine Urtheilskraft, alles war hoch über seinen Stand erhaben. Er freute sich, einen Preußen anzutreffen, denn er war mehrere Monate in preußischer Kriegsgefangenschaft gewesen, und rühmte herzlich das Gute, das er zu Stettin und Magdeburg genossen. Jetzt, meinte er, stehe er in einem miserabeln Lande, dessen Einwohner lauter Bettler und Taugenichtse wären. Als ich ihn dagegen an das herrliche Klima, den wohlfeilen Wein erinnerte, sagte er: der Soldat gewöhne sich an alles, das preußische Bier habe ihm recht wohl geschmeckt, und die Wohlfeilheit des Weins sey nicht einmal wünschenswerth, denn sie verleite nur zu Excessen. Gern hätte ich mit dem braven Kriegsmann mich noch länger unterhalten, der so achtungsvoll von dem biedersten König, und so dankbar von den gastfreien Brandenburgern sprach; aber die Zeit war mir karg zugeschnitten. Im Heimgehen bemerkte ich noch die Statue eines Pabstes von Metall, und es fiel mir abermals auf, wie schrecklich die Bildsäule auch den schönsten Marktplatz verunziert. Einige Freiheitsbäume standen auch hie und da, sie waren aber gewaltig zerlumpt, die Fahnen hingen in Fetzen herab, und an den Mützen hatte die Zeit auch kräftig genagt. Dennoch glaube ich, es sind noch die wohlerhaltensten Denkmäler der cisalpinischen Freiheit. — Von Cesena ist nichts weiter zu erinnern, als daß es durch die Geburt des vorigen und jetzigen Pabstes verherrlicht worden. Die Nepoten des jetzigen waren, nach der Versicherung unsers Wirthes, sehr unbedeutende arme Teufel, die niemand kannte, die aber nun, seit der Erhebung ihres Oheims, in Kutschen fahren und hoch geehrt würden. — Ich sah hier zum

erstenmal das Volk **maskirt** in den Straßen herum laufen; es nimmt sich drollig aus. Alle Masken schienen aber nur zum Pöbel zu gehören, stellten Bäcker, Gemüßverkäufer, Bärenführer u. dgl. vor. Gegen **einen** maskirten Mann, zählte ich immer zehn maskirte Frauenzimmer, die gewöhnlich Besen in der Hand trugen, und lustig durch den Koth wadeten.

Im Ganzen ist die größere Betriebsamkeit des Volks in der cisalpinischen Republik sehr auffallend. Die Felder sind überall wohl kultivirt, und mit arbeitsamen Menschen bis spät gegen Abend bedeckt. Daß man aber dem Norden schon wieder um ein Großes näher gerückt ist, wird auch merklich; die Pomeranzenbäume hören auf, sobald man Rom verlassen hat. Bald verschwinden auch die Lorbeeren und immer grünenden Eichen. Der Oelbaum wird immer sparsamer, Pappeln und Maulbeerbäume nehmen seine Stelle ein. Die Aloe sucht man vergebens. Dagegen bemerkt man an den Einwohnern ein mehr deutsches Aussehn, sie vermummen sich nicht mehr so viel in die braunen Kittel, mit rothen Lappen verbrämt, und häßlichen spitzen Kaputzen versehn, worin die Römer und Neapolitaner den Samojeden gleichen.

Ehe der Reisende Bologna erreicht, passirt er noch ein paar hübsche große Städte, Faenza und Imola; da ich aber bloß durchgefahren bin, so weiß ich nichts weiter davon zu sagen, als daß **noch immer** Freiheitsbäume darinnen stehen.

62.
Bologna

ist eine große Stadt, so einförmig gebaut, daß man

über das ewige Einerlei verzweifeln möchte. Fast alle Straßen nemlich sind zu beiden Seiten mit Bogengängen eingefaßt, die auf Säulen und Pilastern ruhen. Das ist freilich für die Fußgänger äußerst bequem; sie sind vor jeder Witterung geschützt, daher man auch fast gar keinen Wagen sieht; aber die untern Stockwerke und Buden müssen natürlich sehr finster seyn, und der Fremde, der gern Häuser sehen möchte, sucht diese vergebens. Die Neigung zu bedeckten Bogengängen muß den Bolognesern angethan seyn; denn es ist ihnen nicht genug, daß sie ihre eigenen Häuser vor lauter Bogen nicht finden könneu, sie haben auch vor etwa anderthalbhundert Jahren einen Bogengang aus der Stadt bis zu einer Madonna auf einem Berge geführt, der nicht weniger als zwei starke Meilen lang ist, und oft in steile Felsen hat müssen gehauen werden. Man glaube auch nicht, daß etwa die Regierung diesen Einfall gehabt habe; nein, das Volk selbst, das erzfromme Volk, hat alle die zahllosen Bogen auf eigene Kosten erbaut. Wer einzeln reich genug war, machte sich verbindlich einen oder mehrere Bogen hinzustellen; Arme hingegen vereinigten sich untereinander und schossen zusammen. Kein Stand, keine Zunft blieb zurück. Denn zu der Frömmigkeit gesellte sich, wie gewöhnlich, die Eitelkeit; die Namen der Wohlthäter wurden unter dem von ihnen errichteten Bogen angeschrieben, und bekanntlich liebt der Mensch nichts mehr, als seinen Namen irgendwo an eine Wand geschrieben zu sehen. Darum findet man noch jetzt, als Erbauer verewigt, hier die Soldaten von einem Cavallerie-Regiment, dort die Musikanten aus einer Kirche, hier die Krämer-Innung,

dort

dort sogar die Livree-Bedienten; niemand hat zurückbleiben wollen. Manche haben ihre Bogen noch durch schlechte Gemählde verziert, denn Jedem stand frei es damit zu machen, wie mit seiner Loge in der Komödie, daher ist selten ein Bogen inwendig seinem Nachbar ähnlich, und es laufen seltsame Einfälle mitunter. Ein Frömmling, zum Beispiel, der sich durch drei Bogen vermuthlich drei Stufen im Himmel erworben hat, widmete den ersten der Jungfrau Maria vor den Kindesnöthen, den zweiten derselben in Kindesnöthen, und endlich den dritten abermals derselben nach überstandenen Kindesnöthen. Jeder Bogen ist etwa anderthalb Klafter lang und fast eben so breit, durchgehends bequem gepflastert. Vor einigen Jahren hat man die ganze sonderbare Straße restaurirt und neu geweißt. Diesem Reiz haben die stets schreibfertigen Menschen nicht widerstehen können, und ihre Namen tausendweis unbefugt auf die Wände gekritzelt. Deshalb ist auf einer ins Auge fallenden Tafel eine scharfe Ermahnung angeheftet worden, durch welche erinnert wird, daß der Gang der heil. Jungfrau zugehöre, und daß dieselbe solch Geschreibsel nicht leiden könne. Bis jetzt hat die Ermahnung wenig geholfen. Das Kritzeln ist eine Erbsünde, von der die Menschen nie erlöset werden. — Trotz der wetteifernden Frömmigkeit der Bologneser wurden der Bogen doch endlich zu viele, (man kann denken, wie viel Tausende dazu gehören, eine so weitere Strecke auszufüllen,) daher haben doch manche, um das Werk nicht unvollendet zu lassen, aus dem öffentlichen Schatz hinzugefügt werden müssen, und manche unter diesen Manchen sind noch jetzt zu verkaufen;

öfter findet man, statt eines Namens, die Worte: da vendere. Für etwa hundert und fünfzig bis zweihundert Thaler kann eine gläubige Seele noch täglich das hohe Verdienst erringen, zu diesem höchst nützlichen Werke beigetragen zu haben. Wie süß und belohnend muß der Gedanke seyn, daß ein paar hundert pilgernde Faullenzer jährlich, durch Aufopferung dieser kleinen Summe, bei Regenwetter in den Stand gesetzt werden, fünf trockene Schritte zu thun. Man hätte freilich mit dem vielen Gelde ein herrliches Hospital stiften können; aber wäre auch in diesem Hospitale eine wunderthätige schwarze Madonna gewesen, die abermals der heil. Lucas selbst gemahlt hat? — Fremde Ketzer wallfahrteten vormals hinauf zu einem schönen Guido Reni. Die Franzosen haben ihnen diese Mühe für die Zukunft erspart. — Auch viele Bögen unten in der Stadt sind mit Mirakeln bemahlt, und erwecken Mitleid gegen das arme Volk, das keinen Blick aufwärts richten kann, ohne auf einen Gegenstand zu stoßen, der ihm das schwache Gehirn verwirrt. — Um sich von diesen Sachen zu erholen, eile man schnell in die kunstreichen Fabriken, wo viele tausend Spindeln, mit glänzender Seide bezogen, die großen Räder bekränzen, die in drei Stockwerken mehrere Säle füllen, und doch alle durch eine handvoll Wasser, das in der Tiefe auf ein einziges Rad fällt, Tag und Nacht herumgetrieben werden. Dort wird dich der Fleiß von mehr als fünfzig armen Kindern ergötzen, die stets hin- und herlaufen, etwa abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen; dort wird dich der einfache Mechanismus in Erstaunen setzen, wenn du siehst, wie durch Berührung mit einem Finger das ganze Riesenwerk plötzlich aufgehalten, und eben so

leicht durch den leisesten Druck wieder in Bewegung gesetzt wird. Es thut sehr wohl, Genie und Fleiß so innig vereinigt zu sehen. —

Ob man dasselbe von der einst so berühmten Universität zu Bologna sagen könne? weiß ich nicht. Es gab eine Zeit, wo zwölftausend Studenten zu gleicher Zeit hier waren, auch sehr viele Deutsche, und wo man kaum für einen Gelehrten galt, wenn man nicht in Bologna studirt hatte. Damals nennte sich Bologna: Mutter der Wissenschaften, Lehrerin der Nationen, Amme der Gesetze; und auf ihren alten Münzen las man: Petrus ubique pater, legumque Bononia mater. Mit großem Wohlgefallen wird noch jetzt erzählt, daß ein König von Dännemark im fünfzehnten Jahrhundert, sich nicht auf den für ihn bereiteten Thron habe setzen wollen, sondern erklärt habe: er finde sich genug geehrt, wenn er mit den Weisesten in einer Reihe sitzen dürfe. Die Zeiten sind längst vorbei, aber Gelegenheit etwas zu lernen, giebt es hier noch immer, auch sah ich ziemlich viele Studenten die Gänge des ungeheuern Universitätsgebäudes durchkreuzen; ja auch in der Bibliothek, die aus hundertvierzigtausend Bänden bestehen soll, fand ich, trotz der Kälte des Tages, wohl zwanzig bis dreißig, die mit verkrummten Fingern Bücher durchblätterten und excerpirten. Es wird hier alles angetroffen, was zur Erleichterung des Unterrichts in den Wissenschaften beitragen kann: ein Naturalien- und Mineralien-Kabinet; eine große Sammlung von physikalischen Instrumenten; von anatomischen Präparaten; von antiken Inschriften und Geräthschaften. Das Beste jeder Art haben die

Franzosen freilich mitgenommen, denn ihnen war der Tempel der Minerva eben so wenig heilig als die Kirche der Madonna. Es hat den guten Professoren nichts geholfen, daß sie in der größten Geschwindigkeit Bonaparte zum Mitglied ihrer Universität proclamirt, und dieses Ereigniß durch eine pomphafte Inschrift verewigt haben. — Die Portraits aller lebenden und todten Lehrer hängen auf der Treppe (unter andern auch Galvani). Manche derselben sind von berühmten Meistern gemahlt. — Das Merkwürdigste von der ganzen Universität war mir jedoch eine Art von Wundermann, Professor Mezzofanti, der, ohne jemals weiter als bis Verona gekommen zu seyn, zwanzig Sprachen geläufig und fast ohne Anstoß spricht und noch drei andere recht gut versteht. Vom Deutschen, Russischen, Englischen und Französischen gab er auf der Stelle Proben, die so trefflich ausfielen, daß sie auch für seine übrigen Sprachkenntnisse Glauben erweckten; zumal da er ein bescheidener, anspruchloser Mann ist. — Auch eine große starke Dame befindet sich hier, die griechische Vorlesungen zum Besten giebt. Ihren Namen weiß ich nicht. Es ist auch nichts daran gelegen. —

Die Kathedralkirche ist ein imposantes gothisches Gebäude, dessen vorzüglichster Schmuck eine Mittagslinie ist, welche der berühmte Cassini im Jahre 1653 gezogen hat. Sie ist hundert und acht und siebzig Fuß lang, und galt zu ihrer Zeit auch deshalb für ein Wunder, weil ihr zwei Säulen im Wege zu stehen geschienen, von welchen man geglaubt, geschrieben und gedruckt hatte, es sey unmöglich, daß sie das ganze Werk nicht hindern sollten. Cassini scheiterte aber nicht

an jenen Säulen, und seine Linie ist einigemal sorgfältig renovirt worden. — Eben so sorgfältig wird aber auch das Haupt des heil. Petronius verwahrt, und zwar unter drei Schlössern, deren Schlüssel der älteste Senator, der älteste Canonicus der Kirche, und der älteste aus dem Hause Aldrovandi zu besitzen die Ehre haben; folglich hätte ich, um dasselbe zu sehen, viele vornehme Herren incommodiren müssen. — In dieser Kirche wurde Karl V. von Clemens VII. gekrönt. Die Canonici haben allerlei Vorrechte, unter andern auch das närrische, einen Lappen von dem Felle des grauen Eichhörnchens über die Schulter zu hängen, und das sehr bedeutende, jährlich, am Feste ihres Heiligen, einem zum Tode verdammten Verbrecher das Leben zu schenken. —

Ein paar entsetzlich schiefe Thürme sind wohl des Ansehens werth. Ehe man sich an den Anblick gewöhnt, fürchtet man alle Augenblicke, sie werden Einem auf den Kopf fallen. Die Fabel erzählt: Zwei Baumeister waren in ein Mädchen verliebt, dessen Vater sein Töchterlein nur dem Kunstreichsten von beiden geben wollte; flugs baute der Eine einen schiefen Thurm, und der Andere setzte einen noch schiefern daneben. Die Wahrheit ist, wie sich oft zuträgt, noch unvernünftiger als die Fabel; denn, daß ein paar Verliebte einen dummen Streich machen, ist sehr in der Ordnung; daß aber zwei reiche Edelleute vor siebenhundert Jahren ihre Pracht nicht besser zu zeigen wußten, als indem sie die unnützen Kunststücke erbauen ließen, ist kaum glaublich. Indessen haben die albernen Menschen den Zweck, ihren Namen zu verewigen, dennoch erreicht, denn die Thürme heißen noch jetzt nach ihnen Asinelli und Gariscadi; ja, was noch mehr ist, Dante hat ihnen die

Ehre erzeigt, einen derselben in seinen Gedichten zu erwähnen.

Alle Kirchen zu Bologna waren reich an Merkwürdigkeiten, ehe die Franzosen sie beraubten; jetzt sind nur wenige noch des Ansehens werth; unter diesen die Kirche des heil. Dominicus. Dort liegt Guido Reni begraben, neben ihm die brave Mahlerin Elisabeth Sirani. Auch Guido's Grabstätte haben die Franzosen nicht verschont. Die Gemählde, durch welche er sie verherrlicht hatte, sind verschwunden, bis auf ein Frescogemählde, welches sie nicht mitnehmen konnten. Noch ein merkwürdiges Grabmahl ist das des Königs Cazius; Sohn Kaiser Friedrichs II., der einst Sardinien und Corsica beherrschte. Die Bologneser nahmen ihn im Kriege gefangen, zu einer Zeit, als ihre Macht den höchsten Gipfel erreicht hatte, und folglich in Uebermuth ausartete. Trotz allen Bitten, und dem reichsten angebotenen Lösegelde, ließen sie ihn doch nie wieder los. Zwar wurde ihm ein, nach damaliger Art, herrlicher Pallast erbaut und eingeräumt, der noch jetzt steht und der alte Pallast genannt wird; in diesem würde er königlich gespeist und getränkt, aber drei und zwanzig Jahre lang gefangen gehalten, bis er endlich starb, und königlich begraben wurde. Alles das erzählt eine stolze Inschrift, worin der Senat den König immer Feind und Gefangener nennt. Man sagt, der Uebermuth der Bologneser sey so weit gegangen, daß sie, als Lösegeld, eine goldene Kette gefodert, so lang, daß man die ganze Stadt Bologna damit umgeben könne. Wären damals die feinen venetianischen Ketten schon verfertigt worden, so hätte man sie immer beim Wort halten mögen. — An dem Grabe des heil. Dominicus haben brave

Künstler ihre Kunst verschwendet. Ein paar Engel, unter andern, die Leuchter tragen, sind von Michel Angelo Buonarotti. — In der Paulskirche ist die Enthauptung dieses Apostels kolossal in Marmor dargestellt. Der Künstler, Algardi, wird mit Recht zu den Bessern seiner Zeit gerechnet. — In der Kirche S. Salvator liegt ein Mann begraben, der Kaiser Karls V. Freund, und schon sein Spielgesell als Knabe gewesen, Montmorenci, aus einem Geschlecht, welches die ersten christlichen Barone geliefert zu haben sich rühmt. Er kam zu des Kaisers Krönung mit nach Italien und starb hier. Auch ein Gemählde besitzt diese Kirche, welches mir vortrefflich vorgekommen ist, obgleich die Franzosen es nicht mitgenommen haben. Der Name des Meisters gehört freilich nicht unter die berühmten, er heißt Gherini. — Sämmtliche Bologneser Kirchen haben mehr als vierzig Gemählde nach dem alles verschlingenden Paris liefern müssen. — Weit besser ist es den Pallästen ergangen, die, als Privateigenthum, doch mehr respektirt worden sind; daher enthalten sie noch große Kunstschätze. Vor Allen nenne ich die Gallerie des Pallastes Sampini, und aus derselben Peter und Paul, von Guido Reni. Diesem Peter hat der Mahler einen herrlichen, tiefdenkenden Kopf gegeben. Eine von del Sarto's lieblichen Madonnen; ein Raub der Proserpine von Albani, mit allerliebsten tanzenden Kindern; ein Weib mit zwei Kindern auf dem Schooße, von Vandyk; man nennt das Weib Amme, sie war aber gewiß Mutter. Den tiefsten Eindruck hat ein Gemählde des alten Bellini (Tizians Meister) auf mich gemacht: Maria, den todten Sohn in ihren Armen haltend. Ach! diese Halbtodte unterscheidet sich von dem Todten nur noch durch das

gebrochene, verweinte Auge! ganz dicht hält sie ihren Mund an den seinigen, gleichsam um zu versuchen, ob noch Athem in ihm sey, oder ihren eigenen letzten Athem ihm einzuhauchen. Es ist ein göttliches Bild, und wenn der Schüler Tizian seinen Meister in der Kunst übertraf, so hat er ihn doch sicher in der Empfindung nie erreicht. — Die drei Carraccio's stifteten bekanntlich zu Bologna eine Schule. Auch in diesem Pallast haben sie sich durch manche Meisterwerke, besonders aber durch die vortrefflichen plafonds al fresco verewigt, welche die Thaten des Herkules darstellen. Um dieser Plafonds willen muß die Gallerie im untern Stockwerke bleiben, wo sie leider schlechtes Licht hat. — Ein kunstreiches Crucifix von Elfenbein, von Giovanni di Bologna wird von Kennern sehr bewundert. — Auch der Pallast Zambeccari enthält eine Gallerie von zahlreichen, doch nicht so auserlesenen Gemählden. Wenn man eben aus Rom und Neapel kommt, so hat man der Meisterwerke dieser Art so viel gesehen, daß man leider schon gleichgültiger dagegen geworden ist, und nicht mehr davon sprechen mag. Der Leser wird mir daher verzeihen, wenn ich die Menge der übrigen Palläste mit Stillschweigen übergehe. Der Pallast Caprara wimmelte vormals von Merkwürdigkeiten, unter andern fand sich da eine kostbare Sammlung türkischer Waffen, die ein Marschall Aeneas Caprara einst erbeutete; kürzlich ist aber das Beste an den Vicekönig Melzi in Mailand verkauft worden. — Der Pallast Bentivogli möchte für Deutsche noch dadurch interessant seyn, daß der Churfürst von Sachsen in demselben die lutherische Ketzerei abgeschworen hat, deren Abscheulichkeit ihm, beim Schimmer der polnischen Krone, sehr deutlich

wurde. — Gern hätte ich noch die Kirche der heil. Christina besehen, weil sich in derselben zwei Statuen von Guido Reni befinden sollen, den ich nie als Bildhauer habe nennen hören; sie war aber grade verschlossen, und ich mußte, wegen Kürze der Zeit, meinen Wunsch aufgeben. — Bologna scheint sehr arm an Einwohnern zu seyn. In etwas entlegenen Straßen begegnet man kaum hie und da einem Menschen. Dem ungeachtet hat es mehrere große Theater. Die diesjährige Oper war nicht schlecht, auch das Ballet konnte sich eines sehr vorzüglichen Tänzers rühmen, der, nach meinem Urtheil, an Kunst den Herrn Benulica in Neapel übertraf, an Süffisance aber es ihm gleich that, denn überhaupt giebt es wohl keine übermüthigere Kreaturen in der Welt, als die sogenannten primi Ballerini. Da die Comödianten in den italiänischen Städten jährlich wechseln, und immer hin- und herziehen, so läßt sich über kein italiänisches Theater ein bleibendes Urtheil fällen. Was heute wahr ist, gilt in einigen Wochen nicht mehr. In mancher Rücksicht gewinnt das Publikum bei diesem ewigen Wechsel, aber zusammen eingespielt kann eine Gesellschaft nie seyn.

In Bologna florirt der Buchhandel mehr als irgendwo in Italien. Das will zwar noch nicht viel sagen, denn er bedeutet in andern Städten so gut als gar nichts; hier findet man aber doch nicht allein alles, was in Italien sparsam genug erscheint, sondern auch viele Uebersetzungen aus fremden Sprachen, und selbst die französischen klassischen Schriftsteller. In einer einzigen Straße habe ich sieben oder acht Buchhänder gezählt.

Eine der sonderbarsten und abgeschmacktesten Ge-

wohnheiten existirt fast in ganz Italien (Neapel ausgenommen) und verunstaltet die Straßen der Städte. Wenn nemlich ein Mensch von irgend einiger Bedeutung gestorben ist, so wird sein Wappen, auf einem großen Bogen Papier, in Holzschnitt abgedruckt, bunt illuminirt; dann, auf einem gleich großen Bogen, irgend ein Sinnbild des Todes, und in der Mitte, groß gedruckt, die Worte: Bittet für die Seele des N. N. Diese beiden Bogen werden nebeneinander auf die Kirchenmauer gekleistert, aber nicht einmal, nein, zehn auch zwanzigmal, in einer oder in mehreren Reihen, wodurch sie natürlich einen großen Raum bedecken, an dem man eine ziemliche Weile hergehen oder fahren, hochadliche Wappen sich wohl einprägen und immer wieder dabei lesen muß: Bittet für die Seele des N. N. Nun aber sind der Kirchen überall in Italien eine entsetzliche Menge; der Tod verschont die Wappenbesitzer nicht; die Eitelkeit kann er jedoch nicht bezwingen, die Wappen müssen angekleistert werden; sie bleiben kleben, so lange es der Zeit und dem Regen beliebt; neue kommen täglich hinzu, folglich geht und fährt man fast beständig durch eine verdammte Wappengallerie, deren einziger Schildhalter der Tod ist; und wollte man der Einladung folgen, so hätte man von einem Thor bis zum andern nichts anders zu thun, als für Seelen zu beten. In Bologna habe ich diesen Unfug zuerst sehr häufig bemerkt. — So unangenehm diese Tapete ist, so angenehm hingegen ist die Reinlichkeit, welche in den Sraßen dieser Stadt durch Armuth und Noth erzwungen wird. Es giebt nemlich Menschen, die davon leben, daß sie allen Straßenkoth, auch die ekelhaftesten Dinge, mit ihren Händen in Körbe

sammeln, und zum Düngen der Gärten verkaufen. Wie sich doch der Mensch an Alles gewöhnen kann! — Ich habe einen armen Teufel mit einer Art von Behaglichkeit und Gierigkeit, große Hände voll Menschenkoth in seinen Korb kneten sehen, als ob er einen Pastetenteig vor sich hätte. Freilich sah er dabei auch wohl mit Neid und Ingrimm auf das eben vorbei marschirende französische Regiment, (das hundert und sechste) welches aus lauter schönen, großen, wohlgenährten und gekleideten Leuten besteht, die nicht dafür zu sorgen haben, ihren Vorrath zu liefern. Hier, wie in ganz Italien, werden die genießenden Sieger tödtlich gehaßt, und ich möchte, bei veränderten Umständen, nicht für eine sicilianische Vesper stehen.

Die angenehme Unterhaltung, die mir in Frankreich so oft durch tausende von Anschlägen (Affichen) an den Straßenecken gewährt wurde, wo Jeder dem Publikum seine Angelegenheiten und Wünsche so vertraulich mittheilt, als spräche er mit seinem nächsten befreundeten Nachbar, diese habe ich in ganz Welschland vergebens gesucht. Hier findet man nichts als Invito sacro (heilige Einladung) in diese oder jene Kirche, oder zu einem wunderthätigen Marienbilde, welches die Fieber heilt. Ich las z. B. in Bologna die Einladung, einer ersten Messe beizuwohnen, die ein junger Priester lese, und darunter war ein Sonett gedruckt, von einem angeblichen Freunde verfertigt, welches mit nichts geringerm schloß, als mit dem Ausruf: „eile herbei, frommes Volk! um zu sehen, was Natur und Kunst aus einem Menschen zu bilden vermögen!“ Gern hätte ich mir erklären lassen, was Natur und Kunst mit dem Lesen einer heil. Messe zu thun ha-

ben können? Wundershalber, und den Herrn Schlegels zu Gefallen, würde ich mir das Sonett abgeschrieben haben, wenn nicht das unverschämte Betteln der Gefangenen, deren Kerker in der Nähe war, mich von dieser Stelle verjagt hätte. Diese unglücklichen sitzen freilich hinter eisernen Gittern, aber ohne Fenster; zwischen den Stäben lassen sie an Stricken kleine Körbe, oder auch ihre Hüte herab, und schreien unaufhörlich die Vorbeigehenden, besonders die Fremden an, die sie auf den ersten Blick zu unterscheiden wissen. Giebt man ihnen nichts, so werden sie auch wohl grob, und werfen Einem schmutzige Späßchen nach. Solche Kerker fand ich überall in Italien, und überall dienten sie mir zum Beweise, daß Liebe nicht durch Verbrechen ausgelöscht wird, wenn diese nur nicht an der Liebe begangen worden; denn fast den ganzen Tag sind diese Kerker von Weibern und Mädchen belagert, die jeden Augenblick benutzen, um mit ihren eingesperrten Männern oder Geliebten traulich zu kosen. —

Ich kann Bologna nicht verlassen, ohne des muthigen und sinnreichen Zambeccari noch einmal zu gedenken. Schon bei meinem ersten Aufenthalte in dieser Stadt wünschte ich seine Bekanntschaft zu machen; aber damals fesselten ihn noch die Folgen seiner unglücklichen Luftfahrt an ein schmerzhaftes Krankenlager. Jetzt ist er wieder hergestellt und mein Wunsch wurde mir gewährt. Ich fand einen Mann, dessen Physiognomie ganz verspricht, was er längst gehalten hat. Seine Augen sind Gedanken. Er hatte die Güte, mich selbst von allen Details seiner ewig merkwürdigen Luftreise zu unterrichten. Ich sah die Lampe von seiner Erfindung, durch deren Hülfe er sich nach Gefallen

hinaufheben oder herablassen kann. Es ist wohl unwidersprechlich, daß, sobald es dem Luftschiffer gelungen ist, sich in einer gewissen Höhe mit der ihn umgebenden Luft ins Gleichgewicht zu setzen, nur noch die allerkleinste Kraft dazu gehört, dem Ball eine horizontale Richtung zu geben. Diese Kraft wohnt alsdann in den angebrachten leichten Rudern, und Zambeccari hat im Anfang seines Aufflugs bewiesen, daß seine Theorie richtig begründet war. Nicht er allein, sondern mehrere Augenzeugen haben mich versichert, daß er zweimal nach verschiedenen Richtungen gelegene Thürme angab, zu welchen er hinschweben und von da zurück kommen wollte. Beidemal hielt er Wort mit sehr geringem Aufwand von Kraft. Aeußerst rührend war es mir, zu erfahren, daß er ein junges Weib und geliebte Kinder hat. Man denke sich den Zustand dieser Unglücklichen, als sein Gefährte Andreoli ihn so übereilt verließ, und sie den Gatten und Vater in einer brennenden Maschine, selbst brennend, hoch über die Wolken fahren sahen! — Daß solch ein Unglück zum zweitenmale ihm nicht begegnen könne, dafür hat sein erfinderisches Genie bereits gesorgt; ein einfacher Mechanismus bewürkt, daß auch in dem Falle, wenn die Maschine an Bäume geschleudert wird, die Lampe doch immer im Gleichgewicht bleibt, und der brennende Spiritus nicht überlaufen kann! —

Zwar hatte ich schon von seiner ersten Luftfahrt manches in den Zeitungen gelesen, aber doch keine lebendige Darstellung, und seine gefällige Erzählung war mir daher sehr willkommen. „Ich diente einst in der russischen Marine, sagte er mir, wurde im Jahr 1787 von den Türken gefangen, und saß bis 1790 im Bagno zu Constantinopel. In diesem Aufenthalte des

Elends und Müßiggangs, dachte ich über die aerostatische Kunst nach und entwarf meine Theorie, die ich drucken ließ, und darauf zu London zum erstenmale ausübte. Bei meiner Zurückkunft ins Vaterland unterwarf ich sie der Prüfung zweier unserer geschicktesten Mathematiker, Saladini und Canterzani, die mich, der ich nicht reich bin, der Unterstützung der Regierung würdig hielten, worauf ich auch einen Vorschuß von achttausend mailändischen Liren erhielt, (etwa tausend und sechshundert Thaler). Ich verfertigte eine Maschine, die mir nach Wunsch gerieth, und bestimmte meine Auffahrt auf den vierten September. Hindernisse und Strapatzen aller Art hatten mich sehr ermüdet, meine Hoffnung schwankte. Dennoch verließ ich mich auf einige Freunde, und ließ am dritten September um Mitternacht die Maschine an den bestimmten Platz bringen. Mein Bruder sollte mich benachrichtigen, sobald Alles bereit wäre, indessen ich mich zu Hause noch durch nothwendige Ruhe erquicken wollte. Ich konnte nicht schlafen, und da gegen sechs Uhr Morgens noch immer niemand kam mich abzurufen, so trieb mich die Unruhe heraus. Nichts war fertig, Alles nur halb gethan, ein großer Theil der Vitriolsäure umsonst verschwendet. Die Feuchtigkeit der Nacht und die darauf folgende Sonnenhitze, hatten dergestalt auf den Firniß gewürkt, daß das Netz sich fest an den Ball geleimt hatte; es auf der Stelle davon loszumachen, war unmöglich; ich habe nachher drei Tage dazu gebraucht, und trotz aller Vorsicht nicht vermeiden können, daß beim Ablösen nicht tausend Risse und Löcher entstanden wären. Wie mir dabei zu Muthe war, mich so dem Hohn meiner Feinde und dem Mißfallen einer zahllosen Menge Zu-

schauer ausgesetzt zu sehen, davon lassen Sie mich schweigen."

„Ich mußte das Experiment aufschieben bis zum fünften Oktober. Aber meine Kasse war erschöpft, ich konnte diesen Aufwand nicht zum zweitenmal bestreiten; kein Freund kam mir zu Hülfe. Das Gouvernement war endlich so großmüthig, mir nochmals tausend Scudi vorzuschießen, doch nur gegen einen Wechsel auf meine Einkünfte, der nachher, grade zu der Zeit, als der Chirurgus mir in Venedig die Finger von der linken Hand löste, mit aller Strenge in Bologna einkassirt, und meiner Familie ihr einziger Unterhalt geraubt wurde. — Ich war nun dem Publikum gleichsam verschuldet, und konnte das versprochene Schauspiel nicht länger aufschieben, als die Reparatur meiner Maschine Zeit erforderte. Aber am fünften und sechsten Oktober regnete es so anhaltend, daß ein abermaliger Aufschub unvermeidlich war. Endlich, am siebenten, schien das Wetter sich ein wenig aufzuklären; zwar war die Unbeständigkeit desselben voraus zu sehen, aber — die Unwissenheit, der Fanatismus und — (hier stockte er und wollte sich nicht deutlicher erklären) zwangen mich, den Aufflug zu wagen, gegen alle von mir selbst festgestellten Grundsätze. Die Zubereitungen erforderten wenigstens zwölf Stunden; dennoch hatte ich nicht früher als um ein Uhr Nachmittags den Anfang damit machen können, folglich war es dunkel ehe ich zur Hälfte vollendet hatte, und ich sah mich bereits um die gehofften Früchte meines Experiments betrogen. Nur fünf junge Leute halfen mir; acht Andere, die ich gleichfalls unterwiesen, und die ihren Beistand versprochen hatten, waren mir abwendig gemacht worden und blie-

ben aus. Das, und die üble Witterung, waren Schuld, daß die aufsteigende Kraft des Balls nicht in dem Maaße zunahm, als man nach dem Verbrauch der Materialien hätte erwarten sollen. Jetzt wurde es düster in meinem Sinn. Achttausend Scudi gab ich verloren — und sie sind es wirklich! — mir blieb nur die Ehre noch zu verlieren. Mit erschöpften Kräften, ohne den ganzen Tag einen Bissen gegessen zu haben, Galle auf den Lippen, Verzweiflung im Herzen; so stieg ich um Mitternacht hinauf über die Wolken, ohne eine andere Hoffnung als die, daß der Ball, der durch das Hin- und Herschleppen bereits viel gelitten hatte, mich nicht weit tragen würde. Andreoli und Grassetti waren meine Begleiter. Anfangs wollte ich am Anker herumschweben bis es Tag würde, als ich aber merkte, daß der Ball eine Neigung zum Niedersteigen verrieth, vermuthete ich, er habe bereits von der brennbaren Luft verloren, da die schon erwähnte Beschädigung durch das Zusammenleimen des Firnisses, unmöglich ohne alle bleibende Folgen hatte ausgebessert werden können. Um so eher schmeichelte ich mir, nahe bei Bologna ohne Gefahr wieder herab zu steigen. Wir schwebten langsam aufwärts, und blieben lange Zeit über der Stadt. Plötzlich aber erhuben wir uns mit großer Schnelligkeit, und ein Südwestwind brachte uns den Zuschauern in einem Augenblick aus dem Gesichte."

„Die Lampe, welche bestimmt war, die aufsteigende Kraft zu vermehren, wurde fürs erste gar nicht gebraucht. Die Bemerkungen am Barometer u. s. w. konnten beim schwachen Schein einer Laterne nur sehr unvollkommen angestellt werden. Die fürchterliche Kälte

te in der Höhe, in welcher wir uns befanden, meine Nüchternheit seit mehr als vier und zwanzig Stunden, und der Kummer, der meine Seele belastete, Alles das zusammen genommen bewürkte, daß ich ohnmächtig wurde, und in einer Art von Todtenschlaf auf die Gallerie hinsank. Meinem Gefährten Grassetti ging es eben so. Nur Andreoli blieb munter und frisch, vielleicht weil er gut gegessen, und brav Rum dazu getrunken hatte. Zwar litt auch er viel von der schrecklichen Kälte, aber er that doch was möglich war, um mich zu erwecken. Auch gelang es ihm endlich, mich auf die Beine zu bringen, nur meine Sinne blieben verworren, und ich fragte ihn, wie im Traume: was es Neues gäbe? wohin wir gingen? wie viel die Glocke geschlagen? woher der Wind wehe? u. dergl."

„Es war damals zwei Uhr. Die Magnetnadel berührte den Boden, und war uns folglich ganz unnütz, das Wachslicht in der Laterne konnte in einer so sehr verdünnten Luft nicht brennen, loderte immer schwächer und verlosch endlich ganz. Wir senkten uns in eine dicke Schicht weißlicher Wolken herab, und als wir hindurch waren, hörte Andreoli ein kaum vernehmbares Geräusch, welches er bald für das ferne Brechen der Wellen an der Küste erkannte. Er rief mir diese schreckliche Neuigkeit sogleich zu. Ich horchte und überzeugte mich selbst davon. Das Licht mußte schnell wieder angezündet werden, um am Barometer zu erkennen, in welcher Höhe wir uns befänden, und darnach unsre Maaßregeln zu nehmen. Durch heftiges Schütteln wurde auch Grassetti ein wenig munter. Andreoli zerbrach fünf phosphorische Lichter nacheinander,

doch keines wollte brennen. Mit großer Mühe gelang es uns endlich, durch Hülfe des Feuerzeuges, die Laterne wieder anzuzünden. Es war halb drei Uhr. Das Geräusch der brechenden Wellen näherte sich immer mehr, und bald erkannte ich sogar die Oberfläche des heftig bewegten Meeres. Schnell ergriff ich einen Sack mit Ballast, um ihn hinab zu schleudern, aber in demselben Augenblicke stürzte schon die Gallerie ins Meer, und wir standen sämmtlich im Wasser. Im ersten Schrecken warfen wir alles von uns, was die Maschine erleichtern konnte, unsern Ballast, alle Instrumente, einen Theil unsrer Kleidung, unser Geld, auch die Ruder, deren eines ohnehin nicht weit von Bologna zerbrochen war."

„Da, trotz alle dem, der Ball sich noch immer nicht wieder erheben wollte, so schleuderten wir endlich auch die Lampe ins Meer, und schnitten und brachen ab, was nur immer entbehrlich schien. Auf einmal riß die Maschine sich mit großer Gewalt wieder empor, und — so sehr erleichtert — trug sie uns im Moment zu einer solchen Höhe, daß unser lautestes Sprechen und Rufen ganz schwach wie aus weiter Ferne zu kommen schien. Mir wurde sehr übel, ich mußte mich übergeben, und Grassetti lief das Blut aus der Nase; uns beiden wurde das Athemholen sehr beschwerlich. Da wir ganz durchnäßt in diese hohen Regionen geführt wurden, so überzog uns da der Frost sogleich mit einer Eisrinde. Wie es zuging weiß ich nicht, daß der Mond, der damals im letzten Viertel war, in einer Parallellinie mit uns stand, und uns allen dreyen blutroth schien. — Wohl eine halbe Stunde lang durchzogen wir diese unermeßliche Höhe, dann fing die

Maschine wiederum an, sich langsam herab zu senken; sie wurde gleichsam auf die Oberfläche des Wassers sanft niedergelegt. Alle Zufälle und Phänomene hörten auf, so wie wir niederschwebten. Es war etwas über drei Uhr. In welcher Entfernung vom festen Lande der Ball ins Meer fiel, läßt sich nicht bestimmen; die Nacht war zu finster, die See zu stürmisch, und wir selbst nicht im Stande Beobachtungen anzustellen. Wir mochten ungefähr in der Mitte des adriatischen Meeres seyn, und zwar in der Richtung von Rimini. Trotz des sanften Falles tauchte dennoch die Gallerie unter, wir standen bis an den halben Leib im Wasser; oft wurden wir auch ganz von den Wellen bedeckt. Da der Ball zur Hälfte erschlafft war, so konnte der Wind sich darin fangen wie in einem Segel, und so wurden wir mehrere Stunden lang durch die stürmischen Wellen geschleift. Bei Tagesanbruch befanden wir uns etwa vier Meilen von der Küste von Pesaro, die wir erkannten. Schon schmeichelten wir uns glücklich dort anzulanden, als plötzlich ein scharfer Landwind uns zurück aufs hohe Meer warf. Es war nun völlig Tag geworden, und wir sahen rings um uns her nichts als Wasser, Himmel, und unvermeidlichen Tod. Zwar wollte unser Glücksstern, daß uns mehrere Schiffe begegneten, aber sobald sie von ferne den leuchtenden Ball erblickten, geriethen sie in Furcht und steuerten weit von uns ab. Es blieb uns also keine andre Hoffnung, als die gegenüberliegenden Küsten von Dalmatien zu erreichen."

„Diese Hoffnung war natürlich sehr gering, und höchst wahrscheinlich würden wir endlich von den Wel-

len verschlungen worden seyn, wenn nicht zu unserer Rettung ein Schiffer erschienen wäre, der, unterrichteter als die übrigen Entflohenen, den Ball für das erkannte was er war, und sein Boot schnell zu Hülfe sandte. Die Matrosen befestigten dasselbe durch ein starkes Seil an der Gallerie, und mit großer Mühe wurden wir drei Kraftlosen hineingezogen. Sobald die Maschine sich so erleichtert fühlte, strebte sie von neuem in die Höhe; vergebens strengten die Matrosen alle Kräfte an, sie nach sich zu ziehen. Das Boot wurde stark bewegt, ihnen selbst drohte Gefahr, sie eilten daher das Seil zu kappen, und augenblicklich stieg der Ball unglaublich schnell in die Wolken, verschwand aus unsern Blicken. Es war acht Uhr Morgens als wir am Bord des Schiffes kamen. Grassetti war dem Tode nahe, kaum gab er noch ein Lebenszeichen von sich. Mir selbst waren die Hände verstümmelt, Frost, Hunger, Angst hatten mich gänzlich erschöpft. Der wackere Schiffer that was er konnte, um uns zu erquicken. Er führte uns glücklich in den Hafen von Verada, von da wir nach Pola gebracht wurden, wo man uns gastfreundlich aufnahm und ein geschickter Arzt meine Hände operirte."

Hier endigte Zambeccari seine interessante Erzählung, und ich zweifle nicht, daß sie dem Leser willkommen seyn wird, wie sie es mir war. Ich fragte ihn, welcher, auf seinen beiden unglücklichen Luftreisen, der schrecklichste Augenblick für ihn gewesen? — er antwortete mir: derjenige, da er bei der zweiten Reise bis an die Brust im Wasser gestanden, die Wellen ihm oft über dem Kopfe zusammengeschlagen, so daß er schnell die Ohren verstopfen, Mund und

Augen schließen müssen, wie er mit jeder Minute gemerkt, daß die Gondel tiefer einsinke, das Wasser ihm Zoll für Zoll höher steige, der Tod unvermeidlich nahe; wie in dieser großen Noth ein Schifferboot auf ihn zugesegelt sey, ihn fast erreicht — aber plötzlich sich gewandt habe und mit ausgespannten Segeln entflohen sey. Diesen letzten Augenblick nennt er als den fürchterlichsten; also ist getäuschte Hoffnung schrecklicher als Tod. Den Tod sah er ja längst vor Augen und empfand nicht dabei, was er bei dem Zergehen der letzten Hoffnung fühlte. — Wer würde, durch zwei so fürchterliche Begebenheiten, nicht von fernern Versuchen abgeschreckt worden seyn? Zambeccari, glühend für die Wissenschaften, hat dennoch den Muth eine dritte Reise zu unternehmen; ja, er kennt keinen höhern Wunsch, als den, dazu in den Stand gesetzt zu werden. Eigennutz ist dem edlen Manne fremd. Er ist kein Garnerin, (von dem er redet wie sichs gebührt), er verlangt bloß die Kosten, und würde gern sie selbst herschießen, wenn er reich genug wäre. Von dem Benehmen seiner Landsleute spricht er mit gerechter Bitterkeit; sie haben nichts, gar nichts für ihn gethan. Er wiegt sich mit der Hoffnung, daß der König von Preußen, oder der Kaiser von Rußland, oder die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, oder die zu Petersburg, ihn berufen und unterstützen werden. Auf den ersten Wink ist er bereit sich einzufinden, seine Theorie, seine Maschine, seine Werkzeuge der Direktion des Balls, der strengsten Prüfung zu unterwerfen. Nach meiner Ueberzeugung würde der nach Verhältniß mäßige Aufwand gewiß durch einen glücklichen Erfolg belohnt wer-

den. Er erkundigte sich eifrig nach Robertson, von dessen Kenntnissen und Handlungsweise er viel Gutes gehört hat, und mit dem er sich zu vergesellschaften wünscht. Möchten ihm seine Entwürfe gelingen! möchte der Norden auch bei dieser Gelegenheit zeigen, daß, wenn der Süden üppigere Pflanzen hervorlockt, er hingegen Genie und Talent zu nähren weiß.

Daß Zambeccari weder Charlatan noch Geldsauger, und seine Theorie keine Chimäre ist, beweiset der Rapport, der, auf Befehl des Generalkonseils, von den berühmtesten Professoren der Physik und Mathematik zu Bologna, abgestattet, und am 9ten November 1804, Kraft eines Dekrets desselben Konseils, gedruckt worden. Die Berichterstatter gehen äußerst vorsichtig zu Werke, und benehmen sich wie Männer, die sowohl die Wichtigkeit des Auftrags fühlen, als das Vertrauen des Gouvernements zu schätzen wissen. Sie erzählen anfangs historisch alles, was seit Montgolfier für die Aeronautik geschehen ist. Dann setzen sie folgendes physikalische Gesetz fest, von dem nothwendig die Direktion der Luftbälle abhängt.

„Wenn ein nicht ganz gefüllter Luftball sich in irgend einem Orte der Atmosphäre mit derselben ins Gleichgewicht setzt, z. B. nahe der Erdoberfläche, so folgt, daß er an jedem Orte der nemlichen Atmosphäre mit derselben im Gleichgewicht seyn müsse, so lange, bis er sich mehr füllt oder ausdehnt.“ Sie nennen das ein Equilibrio di reciprocazione, „weil es in der Eigenschaft besteht, daß das Volumen eines Luftballs sich ausdehne im umgekehrten Verhältniß zu der Dichtigkeit der ihn umgebenden Luft, in irgend einer Höhe der Atmosphäre.“ — Dieses Ge-

setz, bekennen sie, ist durch Zambeccari erfunden und erwiesen. Hierauf sprechen sie von seiner Lampe; von der unnützen Furcht, die dessen Freunde bei der Idee geäußert, Feuer und brennbare Luft zusammen zu bringen; von der Art und Weise, wie Z. sich mittelst der Lampe erhebe, herablasse, auf einer Stelle bleibe, alles nach Gefallen, ohne den mindesten Aufwand von brennbarem Gaz, ohne irgend eine Klappe, ohne Herabwerfen von Ballast. Dann erwähnen sie auch der Ruder, deren bewegende Kraft Z. in einer Kirche, in Gegenwart vieler unterrichteter Personen dargethan, indem er, in einer daselbst aufgehängten Luftgondel, mit ihrer Hülfe sich hin und her bewegte. Sie bestätigen, daß Z. bei seiner letzten Auffahrt lange über Bologna geschwebt, sich nach Belieben auf und ab gelassen, und gleichsam einen halben Zirkel um die Stadt von Süden nach Westen und Norden beschrieben habe, und zwar bloß durch Hülfe seiner Flämmchen, ohne andern Kunstgriff und ohne Erleichterung durch weggeworfenen Ballast, indem hierauf durch Ferngläser sehr genau Acht gegeben worden. Sie schließen endlich mit dem Ausspruch: daß sie die Theorie Zambeccari's für erwiesen und durch den Erfolg für bestätigt halten, daß aber das zufällige Unglück, welches den kühnen Luftschiffer zweimal betroffen, weder seinem Ruhme noch dem Werthe seiner Erfindung im geringsten schaden könne. Unterzeichnet haben diesen Rapport: Saladini, öffentlicher Professor der höhern Mathematik, Canterzani, öffentlicher Professor der Physik, und Avanzini, Professor der Mathematik. Es ist also hier nicht mehr von einem frivolen Volksschau=

spiel die Rede, wobei etwa ein Garnerin das weiße Negligée seiner Frau Gemahlin zur Schau stellt; sondern von einer neuen, für die Wissenschaften, und vielleicht einst für Weltgeschichte, sehr wichtigen, geprüften, erprobten Erfindung.

63.

Modena.

Eine uralte Stadt, die schon vierzig Jahre vor Christi Geburt eine harte Belagerung von Brutus, dem Mörder Cäsars, ausgehalten hat, und unter deren Mauern, ein Jahr nachher, die große Schlacht vorfiel, in welcher Antonius, die beiden Konsuln Hirtius und Pansa schlug. Sie ist jetzt so öde und menschenleer, daß man fast glauben möchte, jene Belagerung und jene Schlacht seyen Begebenheiten unserer Tage, wenn nicht der auszehrende Freiheitsbaum auf dem Markte das Räthsel bald erklärte. Man möchte jammern um die große, wohlgebaute Stadt, in der, außer dem Lorbeerbaum von Blech, den die hölzerne Göttin der Freiheit in der Hand hält, nichts Blühendes mehr zu seyn scheint. Vormals residirte hier ein reicher Herzog, in einem herrlichen Pallast, der mit Kunstwerken aller Art angefüllt war; jetzt ist der Herzog todt, seine Familie ist todt, die Kunstwerke sind verschwunden, in dem Pallast residirt ein republikanischer Präfekt. — Uns war ein gutmüthiges Schaf von Lohnbedienten zu Theil geworden, der uns gar zu gern etwas Sehenswerthes gezeigt hätte. Wir ließen ihm seinen Willen. Da führte er uns zuerst in einen Pferdestall, den einzigen Ueberrest von des Herzogs Herrlichkeit, der noch jetzt, seiner ursprüngli-

chen Bestimmung gemäß, gebraucht wird, denn es stehen Pferde darinnen, nur nicht mehr hundert und zwei, wie zu herzoglichen Zeiten. Wir lachten und folgten weiter. Einen botanischen Garten wollte der ehrliche Tropf uns zeigen. Ich wandte ein, daß im Winter da wenig zu sehen seyn würde, aber er behauptete das Gegentheil, da alles in köstlichen Treibhäusern verwahrt werde. Nun muß man aber wissen, daß ein Treibhaus überhaupt in Italien eine große Seltenheit ist, und darum verzeih ich dem Menschen die unnütze Mühe, die er uns gemacht hatte, denn wir fanden nichts mehr und nichts weniger als ein kleines Treibhäuschen, wie es in Deutschland jeder wohlhabende Edelmann auf seinem Landgute hat, worin einige wenige, und nicht einmal seltene Pflanzen durchgewintert wurden. — Jetzt versprach der verlegene Führer uns eine Akademie der Künste. Hätte er Zeichenschule gesagt, so wären wir diesesmal nicht getäuscht worden. Ja vormals, als Modena noch in dem Besitz von treflichen Meisterwerken mit jeder Stadt Italiens sich messen konnte, mochte es auch wohl eine Akademie seyn; aber jetzt, da die Franzosen sieben und siebenzig classische Gemählde fortgeschleppt, und alle Kunstschätze ausgeräumt haben; jetzt ist es nur noch eine Schule, in welcher ganz artig, auch nach lebendigen Modellen, gezeichnet wird. Das Lokal ist groß und schön; es giebt herrliche leere Schränke, in welchen einst ein sehr berühmtes Münzkabinet aufbewahrt wurde. Man kann die runden Vertiefungen noch alle sehen, die vormals mit Münzen angefüllt waren. Es giebt auch noch allerlei andere Spielereien und Kleinigkeiten, welche der Sieger dem Ueberwundenen großmüthig gelassen hat. Doch, eine

interessante Seltenheit ist diesem Institut wirklich geblieben, nemlich Correggio's Schädel, den es, wie die Lukasakademie zu Rom den Schädel Raphaels, hinter Glas verwahrt, und die pomphaften Inschriften auch nicht gespart hat. Dieser ehrwürdige Schädel hat mir zu allerlei Betrachtungen Anlaß gegeben, und zu Fragen, die ich nicht zu lösen vermag. Zum Beispiel: läßt sich ein stillschweigendes Bekenntniß der Menschen daraus arbeiten, daß Materialismus der ihnen von der Natur eingepflanzte Glaube ist? — und daß sie, troz Allem, was sie von der Seele gelernt haben, doch nur immer den Kopf als das Organ der Vernunft ansehen? Ferner: ist es nicht zu verwundern, da der Schädel eines großen merkwürdigen Mannes gewiß Jedermann ohne Ausnahme ein hohes Interesse einflößt, daß so wenig dergleichen Schädel aufbewahrt werden! und daß, meines Wissens, bis jetzt, außer zwei Mahlerakademien und dem Doktor Gall in Wien, noch Niemand auf den Einfall gerathen ist, dies kostbarste Ueberbleibsel eines ausgezeichneten Menschen dem finstern Erdenschooß zu entziehen? — Warum sind denn eben nur die Mahler darauf verfallen? und eben nur in Italien? wo dicker Aberglaube und manches andre Vorurtheil Hindernisse in den Weg legen mußten? — Warum schmückt man nicht Bibliotheken mit den Schädeln großer Schriftsteller und Dichter? warum nicht Zeughäuser mit Heldenschädeln? warum nicht Thronen mit Schädeln guter Fürsten? — Doch das letztere warum nehme ich zurück. Das Feld der Schmeichelei ist ohnehin groß genug. Bis jetzt hat diese Pest wenigstens die todten Knochen verschont. — In einem Saale der

Zeichenschule stehen viele Abgüsse von den besten Antiken, und unter ihnen auch ein Gerippe, welches einem Riesen zugehört haben muß, denn noch entfleischt übertrifft es an Größe ein paar kolossale Statuen, welche ihm zur Seite stehen. Als dieses Gebein noch Blut und Leben herbergte, soll es ein östreichischer Offizier gewesen seyn, der in einer Schlacht gegen Macdonald geblieben. Seinen Namen konnte ich nicht erfahren. — In der sogenannten Gemähldegallerie ist nur noch ein vortreffliches Bild, ein Christus am Kreuz von Guido Reni. Es war doppelt vorhanden, daher die Franzosen abermals Großmuth übten, nur das beste Exemplar wegnahmen, und das andre zurückließen. Vor dem Saale ist ein gewaltig großes Bild aufgestellt, wo man Bonaparte in rother gestickter Uniform erblickt, wie er Italien zu einer Republik erhebt. Es hat gar keinen Kunstwerth, wird also vermuthlich bald weggenommen, und in die Rumpelkammer zu der italiänischen Freiheit gestellt werden. — Tasso zu Ehren habe ich mir auch in einer Kirche den geraubten Eimer zeigen lassen, der einst zu dem blutigen Kriege zwischen Modena und Bologna, und zu Tasso's unsterblichem Gedicht die Veranlassung gab. Er wird im Thurme in einer finstern Kammer aufbewahrt, zu der man ziemlich beschwerlich hinaufklettern muß. Das ganze Interesse besteht freilich nur in der mitgebrachten Erinnerung, denn wer jemals einen mit Eisen beschlagenen Eimer in dem ersten besten Ziehbrunnen gesehen hat, der weiß auch, wie dieser aussieht. — Vormals gab es in Modena keine Kirche, die nicht irgend ein schönes Bild aufzuweisen hatte; jetzt kann man sich den Gang ersparen, aus

schon oft angeführten Ursachen. — Das Theater zu Modena ist seltsam gestaltet, nie sah ich ein ähnliches. Die einzige breite Seite nimmt die Bühne selbst ein, die Logen (fünf Reihen übereinander) ziehen sich in einem völlig irregulären Sechseck darum herum. Mir schien es doch, als könne man überall recht gut sehen. Aber die bunten Verzierungen der Logen, die alle mit Vorhängen, und zwar jede von einer andern Farbe, versehen sind, fielen widerlich ins Auge. Die Operabuffa war nicht übel; auch das Ballet (dasselbe, welches ich schon zu Rom gesehen hatte) war wenigstens besser ausgeführt als dort. Schade nur, daß die Prima Ballerina bloß aus Armen und Beinen bestand, welchen man die Ueberreste eines hängenden Busens beigefügt hatte. Wenn sie eines ihrer Spinnenbeine, nach löblicher Gewohnheit der heutigen Tanzkunst vor sich hinstreckte, so zog sich der Zuschauer unwillkührlich zurück, um Raum zum Klatschen übrig zu behalten.

64.

Die Gewässer zu Modena.

Es ist höchst merkwürdig, daß diese ganze Gegend auf unterirdischen Strömen ruht, die, in einer Tiefe von acht und sechszig Fuß, unerschöpflich reich an Wasser, sich fortwälzen. Wer hier eines Brunnens bedarf, der läßt graben, wo es ihm beliebt. Die erste Erdschichte von vierzehn Fuß, besteht anfangs aus allerlei Gestein, und endlich stößt man auf alte gepflasterte Straßen und Häuser von römischer Bauart, ein Beweis, daß das uralte Modena, einst eine Colonie der Römer, durch ein Erdbeben hier versank, vielleicht auch von zwei Bergen

bedeckt wurde, die, der Geschichte zufolge, zusammenstürzten. Die zweite Erdschicht, abermals vierzehn Fuß, besteht meist aus Pflanzenerde, in welcher sich Zweige, Stämme und ganze Bäume vermodert, doch noch sehr kenntlich, finden. Kein solcher Baum verräth durch irgend eine Spur, daß er jemals von Eisen berührt worden, und man vermuthet daher, daß hier zu einer Zeit ein Wald stand, als die Menschen dieses Metall noch nicht kannten, und daß nachher die alte Stadt auf diesem Grunde erbaut worden. Die dritte Erdschicht, von eilf Fuß, zeigt sich plötzlich ganz verändert. Sie besteht aus dem schönsten weissen Thon, mit Muscheln und allerlei andern Seeprodukten vermischt. Hier war also einst Meeresgrund, hier wimmelten Fische, bis das Meer dem Walde, die Fische den wilden Thieren Platz machten, und bis diese wiederum von Menschen vertrieben wurden. Wie viele Jahrtausende mochten dazu erforderlich seyn! Hier verliert sich der menschliche Geist in den geheimnißvollen Abgründen der ewig schaffenden, ewig zerstörenden Natur! — Der jetzt folgende Boden ist nur zwei Fuß, Sumpferde, mit vermodertem Rohr und andern Sumpfpflanzen vermengt. Hierauf durchgräbt man abermals eine Schicht von eilf Fuß, gleich der vorletzten, aus weißem Thon und Seeprodukten zusammengesetzt, dann wiederum zwei Fuß Sumpferde, ruhend auf sieben Fuß des beschriebenen Thons. Die letzte Schicht von Sumpferde, die nun folgt, hat zur Unterlage Kies, groben Sand und Kiesel von allerlei Größe, welche, nebst einem starken unterirdischen Rauschen, die Nachbarschaft des Wassers verkünden. Alsobald lassen sämmtliche Brunnengräber sich hinaufziehen; nur ein einziger bleibt, und macht mit einem Erdbohrer ein Loch in

die fünf Fuß dicke Schicht von Sand und Kies. Jetzt muß er aber schnell ein Zeichen geben, daß man ihn seinen Kameraden nachziehe. Das geschehe auch, so schnell es wolle, so langt er doch immer, vom Kopf bis zu den Füßen reichlich gebadet, oben an; denn das Wasser, welches augenblicklich um den Bohrer quoll, erhebt sich jetzt mit Wuth und solcher Gewalt, daß es Kieselsteine von vier Unzen an Gewicht mit sich hinauf schleudert. In demselben Augenblicke hören alle andere Brunnen in der ganzen Gegend auf zu fließen, bis der neue Brunnen ruhiger geworden. Da ist die kurze Geschichte der Gewässer von Modena, welche, aus einer Tiefe von acht und sechszig Fuß, zu jeder Jahreszeit unerschöpflich, nicht allein Stadt und Land mit Wasser versorgen, sondern sich auch nachher in einen schiffbaren Kanal vereinigen, der in den Po fließt. Es hat Gelehrte gegeben — denn was auf der Welt hat nicht irgend einmal ein Gelehrter behauptet? — welche den Ursprung und Reichthum dieser Gewässer dem Meere zuschreiben, das sich hier in unterirdischen Gängen filtrire. Der Abt Teta in Neapel hingegen sucht zu beweisen, daß der gewaltige unterirdische Strom von den Seen seinen Zufluß erhalte, welche auf den Alpen und Apenninen angetroffen werden. Er hat eine Broschüre darüber geschrieben, die derjenige lesen mag, den die Untersuchung noch näher interessirt. Rammazini, aus dem Volkmann seine Nachrichten nahm, ist nicht so zuverläßig.

65.

Mantua.

Die unfreundliche Lage dieser Festung, die im letzten Kriege eine so große Rolle gespielt hat, ist bekannt.

Durch tausend Krümmungen, welche durch allerlei sehr entfernte Außenwerke nothwendig gemacht werden, windet man sich über eine weite Ebene, auf der das Auge nirgends an einen Baum stößt, zwischen morastigen Gewässern hindurch. Daher ist die Stimmung, in welcher man zum Thore hineinfährt, eben nicht die heiterste. Die Stadt selbst trägt nichts dazu bei, das Gemüth zu entwölken. Vergebens erwartet man diese Wirkung von dem Monument, welches vor kurzem dem Virgil (dessen Geburtsstadt Mantua war) mit großem Pomp errichtet worden. Lieber Gott! welch eine Persiffage auf den großen Dichter! seine Büste steht so hoch, daß man die Züge derselben nicht einmal unterscheiden kann. Vier Schwäne von übergipstem Eisenblech tragen eine Säule; der Gips ist bereits an vielen Stellen abgefallen, und die Schwäne sehen aus wie gerupft. An einem großen viereckten Piedestal liest man vier Inschriften; die eine: dem unsterblichen Virgil aus Mantua gewidmet, scheint offenbar nur hingesetzt, um die übrigen drei mit guter Manier anbringen zu können. Die andere lautet: „Im Jahre 9 der (erbärmlichen) Freiheit, als Brüne General und Bonaparte Consul waren.“ Die dritte: „Dem General Miollis, dem Mäcen (!) die dankbaren Bürger.“ — Die vierte endlich ist zu Ehren der Herren Administratoren eingegraben. Man sieht, der gute Virgil hat seine Unsterblichkeit so viel möglich zerstückeln müssen, um Jedem eine kleine Portion abzugeben; seiner wird eigentlich nur im Vorbeigehen gedacht. Der Platz ist groß, aber mit sehr schlechten Häusern umgeben; kurz, das Ganze ist nichts weniger als ein Monument Virgils, sondern bloß ein Denkmal der französischen Eitelkeit, die sich leider nicht

immer mit Schwänen von übergipstem Eisenblech begnügt. — Auch eine Buchdruckerei ist hier, welche den stolzen Titel der virgilianischen führt, und Komödienzettel liefert.

Die Andreaskirche gehe man doch nicht vorüber, sie ist in der That schön. Christi Blut wird daselbst in einer Phiole aufbewahrt, aber nur bei öffentlichen Calamitäten gezeigt. Auch die Cathedralkirche ist schön, doch bei weitem nicht in dem erhabenen Styl gebaut, der die Andreaskirche auszeichnet. Wo die guten Gemählde geblieben sind, brauche ich nicht ewig zu wiederholen. Wer sich eine recht lebhafte Vostellung von einer langweiligen Assemblee machen will, der betrachte die Kuppel der Cathedralkirche, wo Gott Vater mitten unter sieben Reihen Engeln sitzt und sich anschauen läßt. — Mantua ist die letzte Stadt, in der man, vor allen Kirchen, die Lappen von Wachsleinwand hängen sieht, die den Schildern der Krämer auf der Leipziger Messe gleichen, und auf welchen höflich ersucht wird, für Seelen zu beten, die kürzlich ausgefahren sind. Einer derselben hatte man den Titel Exmarquis beigelegt. — Das alte Schloß der Gonzaga's ist von großem Umfang und gehört jetzt der neuen Nation. — Die einzige Maskenkomödie, die ich in ganz Italien angetroffen habe, war zu Mantua. Ich freute mich darüber, denn ich habe den ehrlichen Harlekin stets geliebt, aber leider taugte er nichts. — Man gab auch la Serva Padrona, die allerliebste Posse, die ich vor mehr als zwanzig Jahren in Petersburg von Madam Doria, (damals jung, reizend, von Diamanten strotzend, allmächtige Gebieterin des allmächtigen Ministers Besborodko) hatte dar-

stellen

stellen sehen — und — welch ein Wechsel des Glücks! — diese nemliche Doria, jetzt alt, häßlich, arm, spielte die Rolle auch hier! — fast hätte dieser Anblick, der so manche Erinnerung auffrischte, mir Thränen entlockt. — Wie stark die Beamten der Republik im Lesen sind, davon haben sie mir einen klaren Beweis schriftlich hinterlassen, denn meinen Namen, der im Passe sehr leserlich geschrieben war, verwandelten sie in Bomiguno Alessandro, das beweist doch wohl, daß sie keinen Buchstaben kennen. —

Bei meiner ersten Durchreise fand ich hier die Neger in Garnison, die man zusammengepferchet hatte, um sie nach und nach ruhig aussterben zu lassen. Ihre Zahl ist so sehr geschmolzen, daß man endlich für gut gefunden hat, das tägliche Spektakel ihres Hinwelkens nach Piemont zu verlegen. Der elende Ueberrest dieses oft gerühmten Regiments bestand kaum noch aus einigen Hunderten.

66.

Verona.

Eine große, wunderliche, von fünf und vierzigtausend Menschen bewohnte Stadt, von der Etsch in zwei ungleiche Theile getheilt. Den größten und besten haben die Franzosen für sich behalten, den kleinern und schlechtern an Oestreich überlassen. Eine Brücke, die über die Etsch führt, ist mit Schildwachen und Visitatoren beider Nationen besetzt; der Fremde wird, wie ein Federball, aus einer Hand in die andere geschlagen, bis er endlich auf den Boden der Freiheit niederfällt, wo Niemand muchsen darf, wenn die Franzosen es nicht

zuvor erlaubt haben, oder bis er jenseits den Tyroler Gebürgen sich nähert, wo allein noch ächte Menschen wohnen. — Kommt man nach Verona, ohne vorher in Rom gewesen zu seyn, so haben die römischen Alterthümer daselbst freilich ein weit größeres Interesse als im umgekehrten Falle; denn da hat man so viel Großes und Erhabenes gesehn, daß alle Trümmer, die man nachher antrifft, nur noch einen geringen Eindruck machen.

Das Amphitheater zu Verona ist berühmt und verdient es zu seyn, aber mit dem Colosseum muß man es ja nicht vergleichen. Es giebt hier sogenannte Conservatoren, deren Pflicht es ist, über diese ehrwürdigen Reste zu wachen. Mich deucht, diese Herren Erhalter haben zu wenig und zu viel gethan, zu wenig — denn sie haben veranstaltet, daß von außen alle Arkaden mit Werkstätten von Schmieden, Schlossern und allerlei Gewerben, Holzremisen und Heumagazinen angefüllt sind, welches natürlich sehr verunstaltend ist; zu viel — denn sie haben inwendig das ganze Amphitheater wieder hergestellt, folglich kann man das Antike vom Modernen gar nicht mehr unterscheiden, alles sieht so neu und nett aus, als ob es erst eben fertig geworden wäre. Wirft man vollends einen Blick auf den Balkon, oder die Logen der obrigkeitlichen Personen, deren Inschrift jetzt verkündet, daß Pabst Pius VI. hier den Segen ertheilte, oder man wird in der Mitte des Platzes das kleine Theater von Brettern gewahr, wo auch eine Art von modernem Gaukelspiel getrieben wird; so fühlt auch der feurigste Verehrer des Alterthums seinen Enthusiasmus plötzlich abgekühlt; es kommt ihm vor, als stehe er auf einem berühmten Schlachtfelde: und müsse zusehen, wie jetzt die Kinder Ball darauf spielen.

Außer dem modernen antiken Amphitheater giebt es noch mancherlei geringe Ueberreste. Bögen, Mauern, Thore u. s. w., die aber alle kaum des Nennens werth sind. Palläste und Kirchen enthalten so viele Merkwürdigkeiten, als die Franzosen ihnen zu lassen beliebt haben, das heißt, sehr wenige. Das von dem berühmten Maffei gestiftete Museum besitzt noch viele schätzbare Alterthümer und pikante Inschriften, aber eine der Hauptzierden desselben, das in Stein gehauene Testament in griechischer Sprache (von dem ich in meinen Erinnerungen aus Paris geredet habe) ist hier gewesen. Eben so ein Diomedes. — Ein Kopf des Antoninus Pius (Nro. 162.) hat auffallende Aehnlichkeit mit dem jetzigen französischen Kaiser. Ich habe das Musäum mit dem Maffei in der Hand durchwandert, und wohl fünfzigmal Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu erneuern, daß die Herren Alterthumsforscher oft sehen, was sie eben sehen wollen. Mehrere Beispiele habe ich mir aufgezeichnet, der Leser müßte aber die Basreliefs selbst vor sich haben, wenn eine solche Erläuterung ihm Vergnügen gewähren sollte. — Eine auffallende Inschrift ist diese: Eros Asini Atriensis. Maffei meint, man soll Asinii lesen; unter den Knechten seyen die Atrienser die Geachtesten gewesen. — Man bringt hier in der That einige Stunden sehr angenehm zu, denn der interessanten Inschriften sind nahe an sechshundert, und es würde ein Aufenthalt von Monaten dazu gehören, um dieses Vergnügen gänzlich zu erschöpfen. —

Das Theater zu Verona ist in jeder Rücksicht eins der bester, die ich in Italien angetroffen. Zwar bei

meiner ersten Durchreise war die Opera buffa nur mittelmäßig, und ich wüßte keinen Sänger auszuzeichnen. Man gab due nozze ed un sol marito, mit einer artigen Musik von Guglielmi, besonders machten die morceaux d'Ensemble gute Würkung. Der Text war, wie gewöhnlich, ohne Sinn und Verstand, daher ich hoffe, daß er bald ins Deutsche werde übersetzt werden. Der erste Tenor, Benedetti, war ein sehr steifer Patron mit einer schwacher Stimme, der für nothwendig hielt, (vermuthlich, weil er einen Offieier vorstellte,) den Hut nie vom Kopfe zu nehmen; selbst als er bei Damen zu Gaste war, und an einer Tafel zwischen ihnen saß, trennte er sich nicht von seinem lieben Hute. Die Primadonna, Lodovisi, sang nicht übel, konnte sich aber schon der reifern Jahre rühmen. Das Ballet, das steinerne Gastmahl, hatte der Balletmeister Luzzi recht gut ausgeführt, und seine Tochter, ein allerliebstes Mädchen von vierzehn Jahren, wird gewiß bald unter den ersten Ballerinen glänzen. Das Theater ist groß und schön, im Vorhange zählte ich vierzehn oder fünfzehn Risse. Auf Täuschung ist es auch hier nicht abgesehen; bei Verwandlungen werden die Dekorationen weggetragen, ehe noch die Scene ausgespielt ist, und der Lichtputzer treibt, während der Vorstellung, sein Wesen ganz nach Belieben. Französische Grenadiere hielten Wache, und machten auch den größten Theil der Zuschauer aus. — Bei meinem zweiten Aufenthalt fand ich Oper und Ballet noch verbessert. Man gab la Cappriciosa pentita mit einer vortrefflichen Musik von Fioravanti. Die Primadonna, Ceccarelli, war freilich auch nicht reizend, und der Tenor Campitelli, sehr mittelmäßig, aber die beiden Buffo's,

Guglielmini und Bartolucci gehörten unter die bessern. Der Balletmeister war jetzt Angiolini. Das Ballet selbst, **Abdul oder der großmüthige Türke**, enthielt freilich nur eine abgedroschene Geschichte, allein es war **verständlich**, und die Ausführung verrieth Kenntniß, Geschmack und Fleiß. Die erste Tänzerin, Guglielminetti, kann ich zwar nicht rühmen, dagegen sind Gaetano und Anna Diani ein allerliebstes junges Paar, das jetzt schon großes Wohlgefallen erregt, und einst gewiß entzücken wird. Die Dekorationen waren fast die besten, die ich in Italien gesehen hebe. Der Künstler heißt **Picuti**.

67.

Zwischen Verona und Wien.

Das gelbe Fieber hat die östreichische Weitläuftigkeit wo möglich noch weitläuftiger gemacht. Es giebt Stationen, wo man kaum eine halbe Stunde weit fahren kann, ohne abermals Pässe und Gesundheitsscheine vorzeigen zu müssen. Manche dem Reisenden kostbare Stunde geht auf diese Weise verlohren. Die strengsten Vorsichtsmaaßregeln gegen jene fürchterliche Krankheit muß ich freilich loben, wo aber deren **Verdoppelung** und **Verdreifachung** gar keinen Nutzen bringt, da halte ich sie dennoch für überflüßig. Wer durch seinen Paß **eine** Wache täuschte, täuscht vermuthlich auch die übrigen. Ein General im Tyrol hat den Vorschlag gethan, Jeden, der von Livorno käme, nackend auszuziehen, seine Kleider zu verbrennen, und ihm, auf Kaiserliche Kosten, neue zu geben. Ich zweifle, daß dieser Vorschlag genehmigt werden wird.

Ein in diesen Gegenden höchst seltener, ellen tiefer Schnee, hielt mich in Trient oder Trento einige Tage auf. Dieser Ort, wo einst nur mit geistlichen Waffen gefochten wurde, soll nun ein Tummelplatz weltlicher Kriegsmänner werden, man steht im Begriff eine Festung daraus zu machen. Freilich ist Trento von hohen Bergen ringsum eingeschlossen, die man alle wird befestigen müssen, und thut man das, so begreife ich wieder nicht, warum man die Stadt selbst befestigen will? Doch die Herren Ingenieurs müssen das besser verstehn. Der Bau soll zehn Jahre dauren, und wird ungeheure Summen kosten. Natürlich seufzen bereits viele Eigenthümer, die ihre einträglichsten Weinberge dadurch verlieren. Eine Commission ist jetzt beschäftigt, die Grundstücke zu schätzen. Man weiß, daß solche Schätzungen nicht zum Nachtheil des Schätzers zu geschehen pflegen; gesetzt aber auch, man bezahlt das Grundstück würklich nach seinem Ertrag, kann man auch das Vergnügen bezahlen, welches der Besitzer an seinem Eigenthume fand? vielleicht seine einzige letzte Freude auf der Welt? — Es bleibt immer eine harte Nothwendigkeit; zumal da von dieser die Einwohner nicht einmal überzeugt zu seyn scheinen. Ich spreche gern mit allerlei Leuten, und so sprach ich auch über diesen Punkt mit einem Handwerksmann zu Brixen, (welches, unter ganz ähnlichen Umständen, gleichfalls in eine Festung verwandelt werden soll.) Er war ein sehr vernünftiger Mann, der kerngesund raisonnirte. Mir, sagte er, ist es schon recht, ich werde wohl auch ein Stück Geld dabei verdienen; aber — aber — „Nun, was denn, Meister?“ — ei, wo soll denn das viele Geld herkommen? Diese Münze

(ich hatte ihm eben welche ausgezahlt), ist sehr schlecht, aber wenn wir doch nur von dieser genug hätten. Ein einziger Quaderstein zum Festungsbau muß, bis er an Ort und Stelle kommt, wenigstens dreißig Gulden kosten, das will ich beweisen, und darum meine ich, man werde sich schon noch besinnen. — „Aber Meister, der große Nutzen einer solchen Festung im Nothfall?" — Ei ja doch, der will mir eben auch nicht einleuchten. Ich hatte mein Lebstage so viel von Mantua gehört, ich dachte, das nimmt der Teufel selber nicht; ehe man sichs versah, war es weg; und wie ging es denn mit Luxenburg? — Ich konnte gegen diese Argumente ad hominem nichts einwenden; und ich glaube fast, der General, mit dem ich Tags vorher über die Sache sprach, würde auch nichts einzuwenden gewußt haben. Meine gute Meinung von den Tyrolern wurde übrigens durch diesen wackern Handwerker sehr befestigt.

Ich habe schon einmal von den kleinen gemahlten Denkmählern gesprochen, welche in Tyrol den an der Landstraße Verunglückten gesetzt werden. Unweit Brixen fand ich eins, dessen Inschrift so drollig ausgedrückt ist, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie abzuschreiben. Hier ist sie:

„Ihr Brüder und Kamaraden, bleibt hier ein wenig stehen, betrachtet diesen Ort, wo ich mein Leben muß lassen. Kaum komm ich in die Welt, erreich meine sechs und zwanzig Jahre, so ist ein Rad vom Wagen, das mich entzwei thut paaren. Nun bitt ich euch meine liebsten Freund, seyd meiner innegedenket, und bei dem Vorübergehn mir ein Vaterunser schenket. — Hier ist Dominicus Peer aus Botz gebürtig, sechs und

zwanzigste Jahr seines Alters verunglückt geworden. Bettet vor mich, ich bitt auch vor euch. 1800. —" — Man lernt unter andern auch aus dieser Inschrift, daß ein junger Tyroler von sechs und zwanzig Jahren vermeint, er sey erst kaum in die Welt gekommen.

Kürzlich ist ein Projekt entworfen, auch, wie man sagt, dem Monarchen unterlegt worden, dessen Ausführung für Tyrol gewiß noch wohlthätiger seyn würde, als der Bau zweier Festungen. Man will nemlich der Etsch — die zwischen Botzen und Trento, auch schon höher hinauf, tausend Krümmungen bildet — einen geraden Lauf geben, wodurch alle die, jetzt zwischen den Krümmungen befindlichen Moräste, in brauchbares Ackerland würden verwandelt werden. Tyrol baut jetzt so wenig Korn, daß es kaum vier Monate im Jahre sich selbst ernähren kann; für die übrigen acht Monate muß ihm der Unterhalt aus Baiern und Italien zugeführt werden. Der Etschmoräste sind aber so unendlich viele, daß man berechnet, man werde so viel Korn darauf bauen können, als Tyrol im ganzen Jahre verbraucht. Die Wohlthat wäre also so groß, daß die Ausführung dieses einzigen Projekts hinreichend wäre, den Namen Franz des Zweiten zu verewigen. — Freilich giebt es auch hier, wie gewöhnlich, Leute, die Einwendungen machen, und die Sache aus einem ganz verschiedenen Gesichtspunkt betrachten. Die Moräste, sagen sie, tragen jetzt eine Art von Binsen, die man in den Ställen zur Streue für das Vieh braucht; wo soll in Zukunft die Streue herkommen? — Ich dächte das Korn würde auch wohl Stroh geben. Bedeutender scheint die Einwendung: dieser morastige Boden werde nie

Korn tragen; am bedeutendsten die: Tyrol habe kaum Hände genug für seinen Weinbau, und könne für den Ackerbau keine missen. — Ich begnüge mich, historisch von dieser Sache zu sprechen, zu beurtheilen vermag ich sie nicht. — Verlassen kann ich aber dies liebe Land und dessen biedere Bewohner nicht wieder, ohne noch einmal seine mannichfaltigen Reize zu erwähnen, die ihm auch der Winter nicht ganz abzustreifen vermochte. O es thut so wohl, wenn man aus dem einförmigen, mit Menschenwust angefüllten Italien kommt, diese herrlichen Gebürge wieder zu betreten, und ihren freundlichen, herzigen, sinnigen Einwohnern die Hand zu drücken. Nach Welschland ziehe ich nicht wieder, aber — möchte ich doch nicht zum letztenmale in Tyrol gewesen seyn! —

Die Straße von Brixen abwärts nach Kärnthen ist für einen Menschenbeobachter noch interessanter, als die große Landstraße über Inspruk, welche mehr befahren wird, und wo also die Menschen doch schon mehr geschliffen, oder hie und da etwas verkünstelt sind. Hier hingegen stößt man überall auf die reinste, lauterste Natur. Fast wie Kinder betrachten sie den Fremden neugierig, gehn ihm überall nach, machen sich immer etwas um ihn zu schaffen, werden ihm durch ihr Gutmeinen oft lästig; aber unmöglich kann er böse auf sie werden, denn unverkennbar ist das herzliche Bestreben, ihm alles nach Wunsch zu machen. Ein solcher Menschenschlag bewohnt das ehemalige Fürstenthum Brixen, dessen Gebiet im engen Thale die Eisach durchrauscht, und das mit lauter freundlichen Städtchen und Dörfern besäet ist, wo Reinlichkeit in und vor den Häusern, Gesundheit und

Heiterkeit aus den Gesichtern ihrer Bewohner, dem Fremden entgegen lachen. Der Hauptnahrungszweig ist hier Viehzucht; der Weinbau hat aufgehört, das Klima ist zu rauh, denn das Thal liegt hoch, und die scharfen Winde haben freien Durchzug. Neun Monate lang ist bei uns Winter, sagt man z. B. in Niederdorf, und drei Monate kalt. Hingegen gedeiht die Viehzucht vortrefflich. Daher mag es auch wohl kommen, daß dies Hirtenvölkchen mir noch braver und unverdorbener scheint, als seine Nachbarn die Weinbauer. Was hätte man nicht im letzten Kriege aus ihnen machen können! mit welchem Muthe erwarteten sie die Franzosen! In Branneken, zwei Posten von Brixen, erfuhren sie nicht eher des Feindes Ankunft, bis er schon fast vor ihren Thoren war. Sogleich sandten sie zu dem General Sporke, der unfern mit seinem Corps stand, und ließen ihm entbieten, sie seyen bereit zu fechten, wenn er kommen und sie unterstützen wolle. Der General versprachs. Mehr als viertausend Landleute versammelten, bewaffneten sich, bucken Brod für die Oestreicher, schafften Wein herbei, und harrten des Anführers. Er kam nicht. Er ließ sagen, Befehle nöthigten ihn, sich über die Gebürge zurück zu ziehn. Das kam den guten Leuten unbegreiflich vor. Sie kannten ihre Gebürge; sie wußten, daß man, besonders im Frühjahre, sich nicht über dieselben zurück ziehn, wenigstens gewiß keine Kanone mitnehmen kann. Sie wunderten sich, warum man die Kanonen lieber ins Wasser warf, als sie ihnen zuführte; sie behaupten noch jetzt, wenn das geschehen wäre, wenn man sie organisirt, angeführt hätte, so wäre kein Mann von den Franzosen davon gekommen.

Wer die Gegend und die Bewohner selbst gesehen hat, der glaubt es ihnen. Nach jenem Bescheid aber, wurden sie zwar nicht muthlos, doch unwillig, verdrossen. Alle Beamte retirirten sich, ließen das gute Volk im Stiche. Wo es aber auch einen solchen Flüchtling antraf, da ergriff es ihn beim Zopfe, schleuderte ihn zurück, und rief ihm höhnend zu: „du Schw —! dort steht der Feind!“ — Wäre in jenen Augenblicken ein Mann unter ihnen aufgestandrn, von der Natur mit Feldherrn Sinn begabt, er hätte der ganzen damaligen Lage der Dinge ein anderes Ansehn geben, und großen Ruhm erwerben können. Jetzt war und blieb ihre Kraft zerstreut, und selbst durch diese zerstreute Kraft imponirten sie den Franzosen. In einem kleinen Städtchen lehnte sich ein Haufe gegen das Thor, öffnete bloß von Zeit zu Zeit ein Pförtchen, schoß heraus, streckte jedesmal eine Anzahl Feinde nieder, und zog dann die Köpfe geschwind wieder zurück. Die Franzosen mochten drohen und lärmen, wie sie wollten, der kleine Haufe trieb es immer so fort, und zwang sie abzulassen. Ein kleines Dörfchen sogar, auf einem Felsen liegend, beschloß, die Franzosen sollten nicht heraufkommen. Männer und Weiber bewaffneten sich, Kinder wälzten große Steine herunter; die Franzosen stutzten und zogen vorüber. Als sie nahe bei Branneken waren, zogen sich die Hirten auf die Gebürge, zündeten ringsumher einige hundert Feuer an, und setzten dadurch den starken Feind so in Schrecken, daß er mit diesem offenen Städtchen kapitulirte, auch die Kapitulation treulich hielt. Ihrem Muth allein verdanken es daher diese wackern Hirten, daß sie nicht ausgeplündert worden sind. Bauer war ein

Schreckenswort für die Franzosen, das sie oft im Zaume hielt. „Wir sind recht gut durchgekommen," sagen die Tyroler hier, „wir haben die Franzosen als Feinde und zuletzt als Sauvegarden hier gehabt, da nannten wir sie nur Saufgarden, denn sie tranken viel Wein." — Das Herz blutet dem deutschen Patrioten, wenn er sieht, welch ein zweischneidiges Schwerdt die Regierung damals in der Hand hatte, daß sie nicht wagte, es aus der Scheide zu ziehen. —

Ihren kindlichen Sinn verrathen die Tyroler hier auch mehr als sonst irgendwo, durch die Freude an bunten Bilderchen, die sie so gern an ihre Häuser mahlen, oder an die Landstraße stellen, und in welchen oft, selbst wenn sie fromme Gegenstände darstellen, eine gewisse naive Drolligkeit herrscht. Ich sah z. B. ein Bild, auf welchem zwei Männer vor einem Crucifix knieeten, hinter ihnen standen ein paar hübsche Dirnen am Fenster. Aus den Mäulern der Betenden flogen Herzen an langen schwarzen Strichen; die Herzen des einen wurden geradesweges hinauf zu dem Crucifix geschleudert, die des andern hingegen wendeten sich plötzlich von der geraden Straße, und flatterten hinauf zu den hübschen Mädchen. — Von Heiligenbildern sind sie große Liebhaber, und, wie einst die Römer fremde Gottheiten willig aufnahmen, so versagen auch sie keinem fremden Heiligen den Zutritt, denn ich habe sogar den heil. Peter von Alcantara hier angetroffen, der, Gott weiß wie, sich nach Tyrol verirrt hat. — Außer den erwähnten Bilderchen, sind die Häuser auch oft mit Versen ausgeziert, die oft ein Lächeln erwecken. So las ich z. B. an einem Wirthshause:

Lieber Gast, komm geschwind herein,
Hast Du Geld, so hab' ich guten Wein;
Hast Du kein Geld, magst drüben einkehren,
Dort ist ein frischer Brunn mit zwei Röhren.

Es pflegt in diesen Thälern jährlich sehr viel Schnee zu fallen. Als ich durchreiste, mußte ich meinen Wagen auf Schlitten setzen, und an manchen Orten Tage lang verweilen, um abzuwarten, daß man den Weg öffne, denn mannshoher Schnee hatte ihn versperrt, auch waren hie und da Lavinen von den Bergen auf die Landstraße herabgerollt. Eine solche Lavine hatte ein Haus eingerissen und einen Menschen erschlagen. Die Anstalten, die unterbrochene Kommunikation wieder herzustellen, sind vortrefflich; tausende von Bauern ziehen sogleich mit dem Grabscheid hinaus, und, wo in einer Strecke von vielen Meilen, noch gestern das Felleisen der Briefpost nur von sechs Menschen mit Lebensgefahr durch den Schnee getragen werden konnte, da fuhr ich heute mit einem breiten Wagen, und zahllose Schlitten mit Frachtgütern begegneten mir. Es ist abermals ein Vergnügen zu beobachten, mit welcher Willigkeit und Thätigkeit der Tyroler dies beschwerliche Geschäft übernimmt. Unter mehrern Tausenden, die ich, auf einer Strecke von acht bis neun deutschen Meilen, am Wege arbeiten sah, habe ich nicht ein einziges unzufriedenes Gesicht bemerkt, und kein einziger hat mich angebettelt. In Italien würde ich ganz sicher so viele Bettler als Arbeiter gezählt haben. Die Tyroler waren alle freundlich, höflich, gaben mir ihren guten Morgen, oder ihr gelobt sey Jesus Christ! mit bescheidener Herzlichkeit, halfen gern, wo etwa, beim Zusammentreffen mit anderm Fuhrwerk auf schma-

lem Wege, noch Hülfe nöthig war, foderten nichts dafür, wo sie doch mit Recht hätten fodern dürfen, sondern zogen ihre grünen runden Hüte, wünschten eine glückliche Reise, und fuhren munter in ihrer Arbeit fort.

Wahrlich! hätte Raynal dieses Land durchzogen, er würde eben so in Enthusiasmus gerathen seyn, wie einst über Indien, als er, (wo ich nicht irre, auf der Küste von Coromandel) eine Unschuldswelt antraf. — Lienz ist das letzte Grenzstädtchen von Tyrol. Auch hier haben die Einwohner Proben ihres Muthes gegen die Franzosen abgelegt, auch hier klagen sie bitterlich darüber, von dem General Spork mit eilftausend Mann verlassen worden zu seyn. Er wollte mit den Kanonen über die Gebürge zurück; sie stellten ihm vor, das sey nicht möglich, es gebe da nicht einmal Pfade für ein Reitpferd; aber vergebens, er behandelte sie noch obendrein unfreundlich, versuchte den Marsch, mußte aber natürlich bald davon abstehen, und die Kanonen zurücklassen. Hätte er sich mit uns in Einverständniß gesetzt, sagen die Tyroler, wir würden das Geschütz mit unsern Händen irgendwo hingezogen und vergraben haben, daß der Feind es gewiß nicht hätte finden sollen; so wäre es für den Monarchen gerettet gewesen.

Aber nicht allein Kanonen, auch eine große Menge Ammunition mußte der General preis geben. Das meiste suchte er freilich zu vernichten, doch die Zeit war zu kurz. Was nicht hatte zerstört werden können, das nahmen die Einwohner, und schlugen damit die Franzosen. Ja wahrlich! die Anekdote ist ewig denkwürdig! Die Einwohner von Lienz, von denen, die sie schützen sollten, verlassen, mit keinen Waffen versehn, als solchen, die auf eilender Retirade von jenen

weggeworfen wurden, ergreifen diese, machen einen Wirth, der einmal Wachtmeister gewesen war, zu ihrem Anführer, greifen das erste Korps der Franzosen, das in ihr Städtchen zieht, muthig an, treiben es von Straße zu Straße, zum Thore hinaus, über die Brücke hinüber, und besäen den ganzen Weg mit feindlichen Leichnamen. Freilich rückte bald nachher eine Armee von sechszehntausend Mann vor die Thore, deren General Rache schnaubte. Als er aber sah, daß die Bauern und Einwohner ungeschreckt sich auf die Berge ringsumher zogen, und bewaffnet stehen blieben, da änderte er den Ton, publicirte, er entsage der gerechten Rache, er wolle nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen strafen, er fodere bloß freien Durchzug und Brod für seine Mannschaft. Diese Capitulation wurde zugestanden; als aber der habgierige Franzose einmal in der Stadt war, ließ er treulos verkünden: wenn nicht in einer Frist von zwei Stunden hunderttausend Gulden erlegt würden, solle der Ort an allen vier Ecken angezündet werden. Das arme Städtchen that sein möglichstes, Bürger giengen von Haus zu Haus, von französischer Wache begleitet, um Geld zu sammlen, sie konnten aber nicht mehr als fünf und zwanzigtausend Gulden zusammen bringen. Da mußten fünf der angesehensten Einwohner als Geisseln mit der Armee ziehn, wurden auf dem Marsche schimpflich behandelt, bekamen kaum Brod, und — als die Friedenspräliminarien zu Leoben würklich schon geschlossen waren, verschwieg man ihnen, daß durch diese Präliminarien alle rückständige Contributionen aufgehoben seyen, führte sie einigemal in ein Quarree, als wolle man sie erschießen, und erpreßte, ehe man sie

losließ, noch eine nahmhafte Summe, die sie von Freunden und Bekannten zusammen borgten. — Es wäre gewiß der Mühe werth, daß ein guter Geschichtschreiber sich mehrere Monate lang in Tyrol aufhielte; hier würde er Gelegenheit haben, die seltsamsten Aufklärungen über einen Krieg zu sammeln, dessen einzelne Begebenheiten der Nachwelt unbegreiflich seyn müssen. Mit nicht geringem Erstaunen würde er vernehmen, daß das Militair eine Art von Haß — (ich möchte es ungern Neid nennen) — gegen die braven Bauern äußerte, und daß man so weit ging, den tapfern General Laudon spottweise den Bauerngott zu nennen, weil er der Einzige war, der Muth und Kraft der Tyroler zu benutzen wußte, und der, wohl zu merken, selbst an ihrer Spitze focht. —

In Lienz fand ich herumziehende Comödianten, die gerade ein Stück von mir aufführten. Das war nicht die einzige Ehre, welche sie mir anthaten, denn sie hatten mir Tags vorher auch ein Stück aufgebürdet, dessen Verfasser ich gar nicht bin; es hieß: Armuth und Liebe, oder wenn es der Fürst nur weiß, der hilft gewiß. Ich muß leider die Erfahrung sehr oft machen, daß man mir fremde Sünden auflastet, da ich doch, den Kritikern zufolge, an meinen eigenen genug zu tragen habe.

Noch ein Zug zu dem Gemählde der braven Tyroler, eine kleine Begebenheit, die mir auf den Gränzen dieses guten Landes begegnete, möge meine Bemerkungen über dasselbe beschließen. Ich zerbrach unweit Lienz den vordern Schlitten, auf dem mein Wagen stand. Wir stacken im tiefen Schnee, und konnten, ohne einen

neuen

neuen Schlitten, unmöglich weiter fahren. Etwa eine Viertelstunde hinter uns lagen einige Häuser, ich sandte auf gut Glück den Postillion dahin, ob er vielleicht, was wir bedurften, finden möchte. Er kam mit einem fast ganz neuen Schlitten zurück, den eine Bäuerin ihm gegeben hatte. Da ich in allen Ländern, durch die ich noch gereist bin — (das tiefere Rußland und Sibirien ausgenommen) — immer gefunden habe, daß der schaamlose Mensch gar zu gern von der Noth seines Nebenmenschen Vortheil zieht; so erwartete ich eine hohe, den Werth des Schlittens zehnfach übersteigende Foderung. Doch wie beschämt stand ich selbst, als auf mein Befragen der Postillion mir antwortete: „Wenn der Herr nur den Schlitten nur bis zur nächsten Station braucht, so fodert die Frau gar nichts dafür, will er ihn aber ganz behalten, so soll ihn der Rademacher im nächsten Dorfe taxiren.“ — Da möchte man ausrufen, wie der Gott der Hebräer: Wahrlich! solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden!

Auch Kärnthen scheint ein gutes Land zu seyn, aber freilich ist es kein Tyrol. Die Kärnthner müssen Frohndienste erweisen (Rabbott), die Tyroler hingegen werden für ihren Fleiß bezahlt, wie sichs gebührt; daher fand ich bei ihnen die Landstraßen wohl unterhalten, und selbst durch mannshohen Schnee gute breite Wege gebahnt. In Kärnthen hingegen, wo bei weitem nicht so viel Schnee gefallen war, hatte man die Straßen höchst nachläßig und schlecht bearbeitet. In den Dörfern sah ich große Haufen von Fichtenzweigen aufgeschichtet, welche der Bauer zum Streuen unter das Vieh gebraucht; ein Nothbehelf der Armuth.

In moralischer Hinsicht ist mir aufgefallen, daß fast alle Fenster in Kärnthen mit eisernen Gittern versehen sind. Dieser Vorsicht schien es in Tyrol nicht zu bedürfen.

In manchen Wirthshäusern fand ich ein gedrucktes Bauern-Vater-Unser wider die Franzosen, auf die Thür geklebt, welches zum Theil recht witzig, und immer als ein Beweis der Volksstimmung merkwürdig war. Ich hebe ein paar Stellen aus. Die Bitten: zu uns komme dein Reich, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, sind folgendergestalt paraphrasirt:

Sie quälen ohne Ruh und Rast,
Und schreien: Bauer! was du hast
Zu uns komme.

Sie rauben, plündern immerdar,
Und, wenn sie könnten, auch sogar
Dein Reich.

Herr! wenn du sie thätst all' erschlagen,
Wir Bauern würden mit Freuden sagen:
Dein Wille geschehe!

Denn wenn man nichts von ihnen hört',
So lebten wir auf dieser Erd'
Wie im Himmel.

Ich weiß nicht, wem dies Volk gehört,
Im Himmel sind sie gar nichts werth,
Also auch auf Erden.

Die letzte Station vor Klagenfurt ist sehr angenehm. Man fährt an einem mit Wald bekränzten See zwischen waldigten Hügeln dahin. Klagenfurt, Kärnthens Hauptstadt, ist ein hübscher, wohlgebauter

Ort, mit einem seltsam verzierten Marktplatz, denn bei einer sehr steifen Maria Theresia von Blei, steht Herkules, gegen den eine ungeheure Schlange ihren Rachen aufsperrt. Mein Lohnlakai versicherte, dieser Lindwurm sey das Wahrzeichen von Kärnthen, und dieser Herkules (dem er wirklich denselben Namen gab,) sey ein Gefangener in Mariazell gewesen, und unter der Bedingung begnadigt worden, den Lindwurm zu bekämpfen. — Hier ist ein recht artiges, den Landständen zugehöriges Theater, dessen Direkteur, Schantroch, nicht allein ein sehr verständiger Mann, sondern auch ein Schauspieler von ausgezeichneten Talenten zu seyn scheint. Auch unter der übrigen Gesellschaft sah ich einige, die zu Hoffnungen berechtigten.

Eine junge, schwangere Frau, mit lebhafter Einbildungskraft, muß nicht durch Kärnthen reisen, denn sie bekommt überall scheußliche Gestalten mit drei bis vier Kröpfen zu sehen. Ein einfacher Kropf ist fast eine Seltenheit, gewöhnlich ist der ganze Hals mit einem Kropfkragen versehen. Noch weit mehr aber als vor den Kröpfen, warne ich vor dem Gasthofe zu Klagenfurt, welcher der Post gegenüber liegt. Ich glaubte, die italiänischen Gastwirthe wären Virtuosen im Prellen, hier aber haben sie an einem Deutschen ihren Meister gefunden. Ueberhaupt ist es in ganz Kärnthen nur allzumerklich, daß man das gute Tyrol verlassen hat: die Menschen sind unbehülflicher, gröber, die Posten werden schlechter und langsamer bedient; die meisten Wirthshäuser sind schmutzig und theuer; der Wein ist schlecht. Für alles, was Tyrol in solcher Fülle gewährte, findet man zum Ersatz nichts als — steyrische Kapau-

nen, die oft zäh und mager genug sind. — Das Städtchen Frisach ist, laut einer Inschrift, seit fünfhundert Jahren, vierzehnmal durch Feuer und Krieg verwüstet worden, also ungefähr in jedem Menschenalter Einmal. Die Bürger müssen viel Vaterlandsliebe besitzen, weil sie einer vom Schicksal so hartnäckig verfolgten Stadt nicht endlich den Rücken kehren. — Zwischen Frisach und Neumark ist ein Thal, das so eng ist, als das Herz eines Geizhalses. Felsen von grünem Gestein pressen hier ein Bächlein zusammen, das nur murrend noch so viel Raum abgiebt, als der Reisende bedarf, um durch das kühle Thal zu schlüpfen. —

Zu Krautbath, in Steyermark, sah ich einige junge Bauerkerle fantastisch geschmückt herum ziehen; sie spielten eine Art von Comödie, der eine, z. B. in Pelz vermummt, stellte den Winter vor, der andere, den Hut mit Kornähren verziert, den Sommer; beide stritten mit einander um die Herrschaft. Leider waren meine Pferde schon vorgespannt, und der hereinbrechende Abend nöthigte mich zu eilen, ich mußte mir also das Vergnügen versagen, dieses Volkslustspiel mit anzusehen. Es wäre aber zu wünschen, daß ein gelehrter Einwohner von Steyermark in irgend einem Journal etwas näheres darüber bekannt machte, besonders über den Ursprung und die ältesten Spuren dieser Gewohnheit. — In Leoben wurden einst die bekannten Friedenspräliminarien geschlossen. Es ist ein artiges Städtchen, welchem ich eine längere Dauer wünsche, als seinen Friedenspräliminarien. Unsere Wirthin versicherte, Bonaparte oft gesehen zu haben. Damals, sagte sie, sey er gar mager, blaß und klein gewesen, jetzt, als Kaiser, werde er wohl ganz anders aussehen.

Es ist merkwürdig, daß in Steyermark jetzt eine sehr gute Zeitung herauskommt. Ich weiß nicht, wer der Redakteur der Grätzer Zeitung ist, aber er schreibt gut, und bei weitem besser, als der Wiener Hofzeitungsschreiber, der oft kein Deutsch versteht. Selbst die Theaterkritiken der Grätzer Zeitung sind verständig und unterhaltend abgefaßt.

Unweit Schottwim ersteigt man einen, dem Ansehen nach, nicht hohen Berg; aber wie staunt man nicht, jenseits zu finden, daß man wenigstens dreimal tiefer wieder hinabklimmen muß, als hoch man gestiegen war. Hieran erst bemerkt der Reisende deutlich, daß er bisher in einem sehr hoch gelegenen Lande sich befand, und bald beweist es ihm auch das plötzlich veränderte Klima. Bei starkem Schneegestöber fuhr ich aus Merzzuschlag, einige Fuß hoch lag der Schnee auf dem Gebürge, die Zäune hatte er ganz vergraben. Sobald ich aber Schottwim erreicht hatte, war alles verschwunden, auf Feldern und Landstraßen keine Spur von Schnee; lieblicher Sonnenschein erquickte das junge Roggengras.

Wer, zwei Posten von Wien, seine Ungeduld, in der Hauptstadt anzukommen, noch ein wenig bemeistern kann, der steigt aus, um Schönau zu besehen, welches dicht am Wege liegt, von dem Geschmack seines Besitzers (des Baron Braun) überall zeugt, und besonders durch den in seiner Art einzigen Tempel der Nacht berühmt ist, zu welchem man durch unterirrdische Gänge bei Fackelschein tief hinab wallfahrtet, bis plötzlich eine Pforte aufspringt, und man in das Heiligthum der Nacht tritt, wo nur Alabaster-Vasen düstern Schein verbreiten, und sanfte, ferne Harmonien,

vom Echo widerholt, den Zauber vollenden. — Auch das Grabmal des liebenswürdigen Dichters Alxinger ist zu Schönau. Ich ergreife diese Gelegenheit, einen Irrthum zu berichtigen, der sich in verschiedene Reisebeschreibungen und Taschenbücher eingeschlichen hat; die Inschrift nemlich auf Alxingers Denkmal ist nicht von mir, sondern, wo ich nicht irre, von meinem biedern Freunde Ratschky, der den Verstorbenen genau kannte, und folglich auch allein eine so vertrauliche, nähern Umgang beweisende Inschrift machen konnte. Ich habe Alxinger leider nicht persönlich gekannt, denn ich kam erst nach seinem Tode nach Wien. Ueberhaupt ist auf Schönau nichts von mir, ausgenommen die Inschriften in dem unterirrdischen Gänge, der zum Tempel der Nacht geleitet.

68.

Wien.

Es versteht sich, daß mir nicht einfallen kann, eine Beschreibung von Wien zu liefern; nur einzelne Bemerkungen, von welchen man lieber sagen möge: sie sind zu kurz, als daß sie das Schicksal von Nicolai's Reisen theilen sollten, die Niemand liest, weil sie zu lang sind.

Ich habe den wackern, genialischen Függer wieder gesehen, der in diesem Augenblicke ein paar herrliche Skizzen zu großen Gemählden entworfen hat. Alceste, sich den Todtengöttern weihend, um ihren Gatten zu retten, und Alceste vom Herkules in Admets Arme zurückgeführt. Das letztere besonders wird ein sehr ergreifendes Bild werden, und frappirt außerordentlich durch die mannichfaltigen Leidenschaften,

die hier zur schönsten Einheit verschmolzen sind. Herkules, die Mittelfigur, in erhabener Ruhe, seine Blicke und seine Stellung sagen: ich that ja nichts ungewöhnliches. Neben ihm Alceste, den Grabesschleier, der sie noch verhüllt, mit liebendem Verlangen zurückschlagend. Ihr gegenüber Admet, der, aus dem Pallaste stürzend, dem Sklaven eine Fakel entriß, bei ihrem Schein seinen Augen nicht traut, hoffend und zweifelnd die Hand ausstreckt, die Geliebte zu berühren. Dann die Kinder, die den Schatten der Mutter noch zu fürchten scheinen, und endlich, auf der Treppe des Pallastes, die reiche Gruppe der Bewohner desselben, die, auf das Gerücht von Herkules Ankunft, Großes erwartend, herbei eilen, Neubegier, Staunen, Furcht, Entzücken ausdrücken. Es war wohl kaum möglich, einen reichhaltigern Gegenstand für den Pinsel zu wählen. Wie verständig und gefühlvoll Füger ihn behandelt habe, brauche ich nicht hinzuzufügen. Auch das erste Gemählde wird sicher den Meister ehren; nur schien es mir, daß das Kind, welches die Amme Alcesten zu Füßen legt, um sie in ihrem Entschluß wankend zu machen, den Gedanken des großen Künstlers etwas zweideutig macht, denn die Amme sieht nicht etwa Alcesten bittend an, sondern sie senkt das Haupt zu dem Kinde herab, wodurch man verleitet wird zu glauben, die ganze Handlung beziehe sich auf das Kind. Ich habe es gewagt, diesen Zweifel dem Künstler selbst zu äußern, und er war so gütig, ihm Aufmerksamkeit zu schenken, bewies mir aber, daß bei einer veränderten Stellung theils die zweite Hauptfigur, Admet, verdeckt, theils die Amme selbst zu einer Hauptfigur werden würde, wogegen ich freilich nichts einwenden

konnte. — Auch einen fast vollendeten Coriolan, seine zürnende Mutter empfangend, und einen skizzirten Pendant zu diesem vortrefflichen Bilde, Camillus triumphirend auf dem Kapitol, Freunde herzlich bewillkommend, Feinden großmüthig verzeihend, habe ich bei Függer gesehen, und schon diese Zusammenstellung des Coriolan mit dem Camillus beweiset, welch' ein denkender Künstler er ist. Ich verdanke ihm eine der genußreichsten Stunden, die ich in Wien zugebracht habe, muß aber fast vermuthen, daß wenige Fremde auf diesen Genuß eifersüchtig sind, denn, zu meinem höchsten Erstaunen, mußte ich seine Wohnung lange suchen, und viele Wiener, die ich befragte, wußten mich nicht zu berichten.

Ich habe den liebenswürdigen Prinz de Ligne wieder gesehn, dem noch immer die Musen lächeln, den noch immer die Grazien umgaukeln, und der in einer Stunde so viel Schönes und Witziges sagt, daß unsere Taschenbücher sich Jahre lang damit behelfen könnten. — Ich habe meinen berühmten Freund, den Doktor Gall, wieder gesehen, der Dinge im Gehirn entdeckt hat, die vor ihm kein Gehirn ahndete; darum haben auch gehirnleere Schädel es dahin zu bringen gewußt, daß ihm seine Vorlesungen verboten worden. Das Gehirn ist hier ein Stein des Anstoßes.

Ich habe den biedern Ratschky wieder gesehen einen unserer genialischsten Dichter, auf dem Musäus Geist ruht, der auch Musäus treffliches Herz besitzt, ja dessen Gestalt sogar nicht selten an jenen Unvergeßlichen erinnert. Fast gerath' ich in Versuchung, die Parallele noch weiter auszuspinnen. Wie weit mehr der Meisterwerke von Musäus würden wir besitzen, wenn nicht der

Schulstaub so manche Blüthe im Keim erstickt hätte. Ratschky ist jetzt Lotterie-Direktor. Ich habe meine gute Adamberger nicht wiedergesehn! Die Zartheit ihres Geistes, die Tiefe ihres Gefühls, haben vor der Zeit eine Organisation zerstört, die solch' einer fortwährenden Geistesschwelgerei nicht gewachsen war. Thalia hat ihre jüngere Schwester begraben, und wird noch lange trauern. Ach! an ihrem Hügel vergißt der Dichter die Künstlerin, um sich nur mit Wehmuth der Freundin zu erinnern. Sie war meine Freundin! sie blieb es in jeder Lage. Weder beleidigte Eitelkeit, noch Anhetzerei konnte sie je abwendig von mir machen, denn sie bewahrte eine schöne starke Seele im allzuzarten Körper. — Ich habe sie nicht wieder gesehn! — Eine Blume wollt' ich auf ihr Grab streuen, und siehe, aus der Blume ist eine Thräne geworden!

Ich habe den thätigen Buchhändler Degen und die Kunstwerke gesehn, die Wien ihm kühl verdankt. Seine Prachtausgaben von Uz, Zimmermann u. s. w. wetteifern mit denen der reichen Britten; selbst die kostbaren Einbände geben den englischen nichts nach. Das ist um so mehr erstaunens- und dankeswürdig, da die Engländer in doppelter Hinsicht große Vortheile haben; denn einmal dürfen diese, unter ihren kunstliebenden Großen, weit sicherer auf Absatz rechnen; und zweitens dürfen sie nach Belieben unter den Meisterwerken ihrer vaterländischen Genies wählen, da hingegen Degen nur drucken darf, was die Censur erlaubt, das heißt gar nichts. Er ging mit dem schönen Plane schwanger, Göthe's Werke in einer Prachtausgabe zu liefern, aber er hätte sie doch nur äußerst verstümmelt liefern müssen, und folglich gab er ihn wieder auf.

Keine Feder ist im Stande, den Unfug zu beschreiben, der jetzt zu Wien mit der Censur getrieben wird; nicht als ob die Censoren lauter beschränkte Köpfe wären, im Gegentheil giebt es aufgeklärte, gebildete Männer unter ihnen; aber die Hände sind ihnen gebunden, geknebelt; überall lauert die fromme Bosheit, und scharrt so lange mühsam unter Blumen, bis sie etwa tief im Grunde ein beschmuztes Pflänzchen findet, das sie als gefährliches Unkraut ausschreit. Schonung verbietet mir, Beispiele anzuführen, die das Zwergfell der Leser erschüttern würden, und die bald Dummheit, bald elendes Mißtrauen, bald auch nur eine besudelte Einbildungskraft der Lauerer beweisen. Doch genug, dieser Menschenauswurf weiß seine Worte anzubringen, und wehe dem Censor, den sie schadenfroh auf gesunder Vernunft ertappen, ein scharfer Verweis ist das mindeste, was er zu erwarten hat. Nicht einmal im Auslande darf ein hiesiger Schriftsteller seine Schriften drucken lassen, wenn er sie nicht vorher der hiesigen Censur unterworfen hat. Das ist freilich das sicherste Mittel, alle Schriftsteller von wahrem Gehalt zu vertreiben, denn wer möchte sich einer so unsinnigen Censur unterwerfen? Johannes Müller ist schon gegangen, Wiebeking geht. Genz bleibt. Heil Oesterreich! — Alle seit zwanzig Jahren erlaubte Bücher haben vor kurzem noch einmal die Censur passiren müssen, und über zwei tausend von diesen erlaubten sind nun verboten. Leider hat man mir die Unehre angethan, von meinen Schriften nur wenig zu verbieten. — Verbotene Schriften zu lesen, kann jetzt nur der Kaiser selbst die Erlaubniß ertheilen. Es versteht sich, daß ihn Niemand mit dergleichen Bitten

behelligt. Kurz, für die liebe Finsterniß ist alles mögliche gethan worden.

Der neue Erzbischof ist ein Muster von Frömmigkeit. Durch das Verbot, an Sonntagen auf Schlittschuhen zu laufen, hat er der reinen Lehre einen großen Dienst geleistet. In einem sonst nicht strengen Nonnenkloster (ich glaube es ist das der Salesianerinnen) hat er verordnet, daß künftig keine Nonne mit einer Mannsperson, auch nicht mit ihrem Bruder oder Vater sprechen soll, ausgenommen in Gegenwart von vier andern Nonnen. Eine rühmliche Vorsicht, die freilich die Menschheit ein wenig zu beleidigen scheint, aber vielleicht werden die Klöster nicht zur Menschheit gerechnet, weil — sie schon näher mit dem Himmel verwandt sind.

Die Machthaber scheinen die Geschichte zu betrachten, wie die Fuhrleute die gemachten Warnungs-Tafeln auf den Tyroler Gebirgen, sie nehmen sich keine andere Lehre daraus, als: daß man die Räder tüchtig einhemmen müsse; sie vergessen aber, daß dort die Ursache (nemlich die steilen Gebürge) nicht weggeräumt werden könne, hier hingegen es allein von ihnen abhängt, alles Einhemmen überflüssig zu machen. Nicht Censur noch Jakobinerriecherei, nicht Ignoranz und dicker Aberglaube schützen vor Revolutionen; in Preußen z. E. darf man lesen, schreiben, drucken, sprechen, untersuchen, was man Lust hat, und dennoch ist kein Staat in Europa sicherer vor einer Revolution; die ganze Kunst, sie zu verhüten, besteht in dem einzigen Worte: Volksglück. Ein glückliches Volk rebellirt nie, wenn auch Millionen Schriftsteller durch Millionen Federkiele es zu bewirken suchten. Man zeige

mir ein einziges Beispiel in der Geschichte, wo ein glückliches Volk sich empört hätte. Wenn also — wie jetzt wieder bei einer benachbarten fremden Nation geschieht — der Monarch seinen Thron mit allen jenen Ungeheuern umringt, die Mißtrauen ausbrütet; so bekennt er dadurch laut vor Welt und Nachwelt, was sein eignes dunkles Gefühl ihm sagt: Mein Volk ist nicht glücklich! —

Ich habe das kaiserliche Naturalienkabinet gesehen, welches sehr ansehnlich vermehrt worden, unter andern mit einer Giraffe, die mir noch höher scheint, als die zu Paris. Ich habe es oft tadeln und eine Spielerei schelten hören, daß man, bei der Einrichtung dieses Kabinets, von der gewöhnlichen trocknen Form abgewichen, und daß man, bei jeder Thiergattung, eine passende Dekoration angebracht hat; so z. B. laufen die Hühner um eine artige kleine Meierei; die Wasservögel sind an beschilften Quellen; die Lerchengattungen auf Ackerfelde; vierfüssige wilde Thiere in Höfen oder zwischen Ruinen u. s. w. Wie gesagt, man hat dies oft spöttisch getadelt, denn die Herren Gelehrten lieben das Trockene außerordentlich, und lassen nichts für gelehrt gelten, was nicht zugleich trocken ist; ich aber finde die Einrichtung in jeder Rücksicht zweckmäßig, denn das Kabinet ist nicht für Gelehrte, sondern zum Vergnügen eines naturliebenden Monarchen und seines Volks bestimmt. Den letztern Umstand wolle man besonders nicht aus den Augen verlieren. Zweimal in der Woche steht das Kabinet Jedermann offen, und immer ist es an solchen Tagen gedrängt voll Menschen aus allen Ständen. Diese sehen hinter den hermetisch verschlossenen Glaswänden nicht allein die Thiere selbst,

sondern auch die Oerter, wo sie sich aufzuhalten pflegen, zum Theil ihre Gewohnheiten, bei Vögeln z. E. die Art, wie sie ihre Nester bauen, hier an Mauern kleben, dort an Bäumen aufhängen. Ueberall finden sie Namen und Vaterland der Thiere mit großen Buchstaben aufgezeichnet, und auf diese Weise wird ein unterrichtendes Vergnügen daraus, da hingegen, wenn alles in Schränken nach alter Weise geordnet wäre, das Volk blos gaffen müßte; denn obgleich der jetzige Direktor des Kabinets, Stütz, ein sehr gefälliger humaner Mann ist, so würde es ihm doch unmöglich seyn, dem immer neu hinzu drängenden Haufen alles zu erklären. Man glaube indessen ja nicht, die Thiere wären nach Gutdünken und Laune unter einander geworfen! O nein, sie sind auch nach dem Linneischen System geordnet, nur auf einem lieblichern Hintergrund als ein gewöhnlicher Schrank ist, aber das Liebliche können die Gelehrten nun einmal nicht leiden.

Ich habe auch die Menagerie zu Schönbrunn wiederum mit Vergnügen besucht. Zwar sind manche meiner alten vierfüssigen Bekannten unterdessen zu ihren Vätern versammelt worden, (unter andern der schöne Eisbär), aber der ehrliche tölpische Straus lebt noch; der Auerochs, den das Alter übelgelaunt und auf einem Auge blind gemacht hat, schießt noch Blitze aus dem andern Auge; die beiden Elephanten strecken noch ihre Rüssel entgegen (das Männchen hat vor ein paar Jahren, so gut als ein Mensch, aus Liebe sehr dumme Streiche gemacht). Nun hinzugekommen ist eine liebenswürdige Familie von Kanguru's, die unbeschreiblich drollig und interessant ist; denn theils soll auch wohl ein Kato lächeln, wenn er diese Thiere kriechen

oder hüpfen sieht, theils war ein Weibchen von der Familie eben trächtig, und ihre Niederkunft ziemlich nahe. Nun trägt der Kanguru bekanntlich sein Junges in einem offenen Beutel unter dem Bauche; wenn nun die Mutter auf ihren langen Hinterfüssen steht, und die Fremden anschaut, so steckt das Junge auch sein Windspielsköpfchen aus dem Beutel, um zu sehen, was passirt. Dieser Anblick ist einzig.

Ich bin auch wieder gelustwandelt in den herrlichen Treibhäusern, in welchen einst Joseph II. seine Gäste mit selbst gezogenem Kaffee und Zukker bewirthete, und die noch jetzt, unter der Obhut des ersten Gärtners in Europa, des wackern Pose, Pflanzen und Bäume aller Welttheile hervorbringen. Hier spaziert man zwischen Sago-Palmen, Zuckerrohr und Papagoyen, stößt hier auf eine Theestaude und dort auf den Papyrus; kurz, man vermißt keine merkwürdige Pflanze, und die Ordnung, die Reinlichkeit, die gefällige Anordnung des Ganzen lassen nichts zu wünschen übrig.

Ich bin auch so glücklich gewesen, das erhabene kaiserliche Paar wieder zu sehn, das noch immer durch frohe Häuslichkeit seinen Unterthanen ein Muster aufstellt. Mit Ehrfurcht habe ich Deutschlands Helden, dem Erzherzog Carl mich genaht, mit Lieb' und Ehrfurcht habe ich ihn verlassen. Er ist nicht blos Bellonen's Liebling, auch Minerven's Freund, und wer mit ihm spräche, ohne ihn zu kennen, noch von seinen Thaten zu wissen, der würde eher glauben, mit einem Philosophen, als mit einem Krieger sich zu unterhalten; auch was diese Täuschung begünstigt, durch sein so ganz natürliches, menschliches Benehmen, das ich ungern

Herablassung nennen möchte, weil dieses Wort selten geziemend ist, und wo es etwa auf einer Seite paßt, gewöhnlich auf der andern eine Selbstherabwürdigung voraussetzt. — Noch eine Stunde wird mir unvergeßlich bleiben, die, in der ich einem wahrhaft königlichen Jünglinge, dem Erzherzog Johann, mich nähern durfte. In ihm blüht Oestreich eine schöne große Hoffnung! Noch weiß Deutschland wenig von diesem vortrefflichen jungen Manne, den es ganz gewiß einst bewundern, vielleicht ihm viel verdanken wird. Schon jetzt, in seinem noch beschränkten Würkungskreise, ist er ein leuchtender Mittelpunkt. Als Chef des Generalstabes hat er die venetianischen Provinzen, das gute Tyrol, und die angränzenden Länder bereist, so wie wohl selten Länder von einem Fürsten bereist werden. Bald zu Fuße, bald zu Pferde wich er von der Landstraße, und begab sich überall hin, wo er eine Naturschönheit oder etwas in wissenschaftlicher Hinsicht Merkwürdiges zu finden hoffen durfte. Ein geschickter Zeichner mußte ihn begleiten, daher er eine Menge der mahlerischsten Ansichten von Tyrol gesammelt hat, die das Publikum, in ein Voyage pittoresque vereinigt, einst zu erblicken hoffen darf. Nicht blos die Zaubereien der Natur in Tyrol, auch vaterländische Geschichte und Menschenbeobachtung waren sein Ziel, sein erreichtes Ziel! Auch er spricht mit Wärme von den braven Tyrolern, denen er herzlich zugethan ist. In der Gegend von Verona hat er historische Untersuchungen über die räthselhaften Dörfer (sette commune genannt) angestellt, die ihren mährchenhaften Ursprung noch von den Cimbrern herleiten, und in welchen ein uraltes Deutsch gesprochen wird. Der Erzherzog glaubt gefunden zu haben, daß die Einwoh-

ner dieser Dörfer zu den Zeiten Kaiser Friedrichs des Rothbarts in jene Gegenden versetzt worden; er hat ein Vocabularium ihrer Sprache gesammelt, welches natürlich für den Sprach- und Alterthumsforscher unendlich interessant seyn muß. Sowohl dieses, als auch die Resultate seiner historischen Untersuchungen, wird er unserm Johannes Müller mittheilen, den er mit dem Titel seines Freundes beehrt. Wir haben also Hoffnung, die Bemerkungen eines so seltenen Reisenden dieser Art, von einem eben so seltenen Schriftsteller vorgetragen zu sehen. Außer einem schönen Kabinet von Tyrols Mineralien, hat der Erzherzog auf seinen Reisen auch manche interessante Alterthümer gesammelt; unter andern hat er einem Bauer den Grabstein von Romeo und Julie abgekauft, wenigstens läßt die alte Inschrift sich ohne Zwang auf dieses berühmte Paar deuten, um so mehr, da der Stein in einem Gewölbe gefunden wurde, wohin die allgemeine Volkssage das Grab dieser unglücklichen Liebenden setzt. Das Schloß von Romeo's Familie existirt noch, der Erzherzog hat es selbst besucht. Man sieht es ihm an, daß nicht bloß seine Wißbegierde, sondern auch sein Herz, an allem Theil nimmt, was die Vorwelt noch in ihren Trümmern merkwürdig macht. So beschränkt für seinen Stand seine Einkünfte jetzt noch sind, so scheut er doch keine Kosten, wenn er die Wissenschaften befördern kann, und sehr unterrichtete Männer haben mich versichert, daß zwei Drittheile seiner Einkünfte jährlich auf diesen edlen Zweck verwandt werden. Dabei ist er, wie alle Männer von ächtem Gehalt, so anspruchlos und ungekünstelt, so rein und hell, daß allen, die ihn kennen, nichts

weiter

weiter übrig bleibt, als das Gebet: Bewahr' ihn Gott vor dem Gift der Schmeichelei! — Doch ein Geist, der schon so ausgebildet ist, wie der Seinige, hat wenig mehr davon zu fürchten. — Deutschland, das den Erzherzog Johann nur noch aus Zeitungen und nur dem Namen nach kennt, wird vielleicht staunen, mich mit solchem Enthusiasmus von ihm sprechen zu hören; aber Deutschland ist auch nicht gewohnt, in meinen Schriften Schmeicheleien zu lesen, ich darf also Glauben fordern, um so mehr, da hier keine Art von Interesse meine Feder besudeln kann. Ohnehin ist es ja nur ein Zufall, daß ich gerade der erste bin, der sein gerechtes Lob verkündet; wenige Jahre noch, und meine Stimme verhallt unter Tausenden.

Die Bildsäule Kaiser Joseph II., von der man schon seit vielen Jahren sprach, ist nun wirklich fertig, und eine Bretterhütte auf dem Platze vor der Bibliothek läßt vermuthen, daß bereits an dem Fußgestell gearbeitet wird. Leider ist weder dieser Platz, noch irgend ein anderer in Wien, schön genug, um einen solchen Schmuck zu verdienen. Auf dem hohen Markte wird der heilige Joseph mit der unzubefleckenden Jungfrau verheirathet, und die bonhommie, mit der er seinen Lilienstengel hält, ist exemplarisch. Auf mehreren Plätzen stehen auch noch mehrere dergleichen Denkmäler, welche das Auge des Fremden jämmerlich martern, und da es wohl zu Wien eine Todsünde seyn möchte, solch einen heiligen Joseph wegzuschaffen, so wird der große Joseph sich freilich mit dem kleinen Platze vor der Bibliothek begnügen müssen.

Aber warum will man denn durchaus Wien nicht

zu einer der schönsten Städte von Europa machen? es wäre doch nur ein einziges Wort dazu nöthig, ein Wort, das dem Kaiser keinen Heller kosten, wohl aber Millionen eintragen würde — Vernichtung der Festungswerke. Die Vortheile springen in die Augen. Eine neue, herrliche Stadt würde Wien mit seinen Vorstädten verbinden; die allgemeine Klage über den ungeheuren Miethzins würde aufhören, denn in zwanzig Jahren, vielleicht früher noch, würde das ganze Glacis mit Häusern bedeckt seyn; die Luft in der Stadt würde reiner und gesünder werden; der entsetzliche Staub auf dem Glacis würde die Menschenlungen nicht mehr ruiniren; kurz, an Schönheit, Freundlichkeit und Gesundheit würde Wien unaussprechlich gewinnen. Die Wiener würden wohlfeiler wohnen, und dennoch bliebe es für den Hof eine treffliche Finanzspekulation, die man nicht beseufzen hören würde, wie bei manchen andern hie und da geschieht, sondern die Jedermann mit Frohlocken aufnehmen müßte.

Ich wiederhole es, die Vortheile springen in die Augen. Aber die Nachtheile? — ich bin zu kurzsichtig, um irgend einen wahrzunehmen. Man wird doch wohl niemand überreden wollen, daß Wien sich jemals gegen einen Feind vertheidigen werde? — Die Vorstädte sind ja mehr werth als die Stadt, und selbst, wenn man das ungeheure Opfer bringen wollte, die Vorstädte anzubrennen, oder nieder zu reißen, was würde das helfen? Den Schutt könnte man doch nicht wegschaffen, die unendlichen Steinmassen, hinter welchen der Feind sich nach Herzenslust verschanzen könnte? — Oestreichs Hauptstadt muß durch seine Armeen beschützt werden, so wie jede andere Hauptstadt in Europa. Paris, London, Petersburg, Berlin u. s. w. sind auch

keine Festungen, und darum nicht weniger sicher. Von den Türken hat Wien ohnehin nichts zu fürchten; und als die Franzosen sich näherten, legte man stillschweigend das Bekenntniß ab, daß die Festung Wien nicht zu vertheidigen sey, denn trotz der furchtbaren Corps von Freiwilligen schloß man schnell Frieden. Gegen einen coup de main würden ein paar Citadellen auf den nahen Bergen hinlänglich schützen. Was stünde denn also noch im Wege, um solch' einen leichten, in jeder Rücksicht vortheilhaften Plan auszuführen? Sollten etwa einige Palläste der Großen ihre Aussicht dadurch verlieren? — Ich wünschte, daß etwa ein militairischer Schriftsteller Oestreichs die Fremden und Einheimischen von den wichtigen Gründen unterrichtete, die doch wohl vorhanden seyn, aber wahrlich tief verborgen liegen müssen.

Auch die Theater habe ich wieder gesehn, sie sind noch so ziemlich, was sie waren. Die Ziegler'ischen Dramen, die sonst die Zierde derselben ausmachten, sind jetzt durch die Weißenthurmschen verdrängt worden, mit welchen das gute Publikum reichlich beschenkt wird. Auch Collin, dem zum Theaterdichter nichts weiter fehlt, als Theaterkenntniß, unterhält die Wiener dann und wann mit poetischem Schwulst, den sie zwar nicht verstehen, aber doch recht gern bewundern. Ausländische Produkte leidet die Censur nicht, oder stutzt sie doch dermaßen zu, daß sie völlig wienerisch anzuschauen sind.

Die Ballete habe ich besser gefunden, als in den meisten Orten von Italien, Rom nicht ausgenommen. Zwar scherzt man in Wien darüber, aber grundlos, wie über manches andere. Gewiß würde man dem Baron Braun den Dank nicht weigern, den er verdient, wenn

man sich nur die Mühe geben wollte, die sämmtlichen Ballete zu Rom, Bologna, Verona u. s. w. mit dem zu Wien zu vergleichen. Madame del Caro ist freilich keine Cassentini, aber die Grazien nehmen sich auch nicht alle Tage die Mühe, eine Cassentini aufzuziehen.

Im deutschen Schauspiel hört man noch immer den Souffleur recht fleißig; Madam Roose steht noch immer mit Wahrheit und Gefühl im schwesterlichen Bunde; Mademoiselle Eigensatz entzückt durch ihre Schönheit, oft auch durch ihr Spiel, und Madam Weißenthurm erhält sich in dem schönen Vorrecht zu entzücken, ohne zu wissen wodurch. Die Wiener stehen in dem irrigen Wahn, wir hätten in Berlin Mamsell Eigensatz nicht geschätzt; sie war auch uns dort jederzeit eine sehr angenehme, freundliche Erscheinung, nur haben wir keine Medea von ihr gesehen, zu der ihr auch wohl die Natur manches versagt zu haben scheint, ob ich gleich gern bekenne, daß ihr Spiel ein sehr rühmliches Studium verrieth, und daß sie sich auf der Bühne außerordentlich mahlerisch zeichnet.

Uebrigens habe ich die Wiener noch eben so herzlich bieder, so anspruchlos gastfrei, so empfänglich für alles Gute, auch noch eben so leichten Sinnes gefunden, als ich sie vor sechs Jahren verließ. Sie klagen sehr über Theurung, versäumen aber keine Redoute; sie schimpfen auf ihr Theater, gehen aber täglich hinein: sie meinen, es könne alles besser werden, sind aber mit allem zufrieden. — Gänzlich verschwunden ist jede Art von klingender Münze, auch werden die Kipfel nicht mehr so gut gebacken, als vormals. Hingegen darf Wien sich endlich auch eines guten Wirthshauses, zum römischen Kaiser, rühmen.

69.

Reise über Prag und Dresden nach Berlin.

Ich sage nichts von der Donaubrücke, die alle Jahre vom Eise weggerissen, und dennoch nie solider gebaut wird, weil — wie man behauptet — die Reparatur jährlich fünfzigtausend Gulden kostet. Ich sage nichts

von Prag, wo der heil. Johann von Nepomuck noch immer im silbernen Sarge liegt, weil die Franzosen nicht bis Prag gekommen sind; wo man, neben zahllosen Reliquien, eine preußische Kanonenkugel aus dem siebenjährigen Kriege verwahrt; und wo man eine Opera Buffa hat, die zwar niemand sehen mag, die aber doch Ehrenhalber unterhalten werden muß, sollte auch das deutsche Schauspiel in Gottes Namen zu Grunde gehen.

Zwischen Prag und Dresden fängt der Reisende bald an zu merken, daß er sich der chursächsischen Grenze nähert, nemlich an den schlechtern Wegen, der langsamern Bedienung, den gröbern Postillons. Es ist doch in der That eine Schande für Sachsen, daß man von Neapel bis nach Töplitz, also gegen dreihundert deutsche Meilen, durch vieler Herren Lande, überall auf guten Chausseen reisen kann, und daß grade hier jede Bequemlichkeit aufhört! Hier! in einem Lande, wo der weise Beherrscher, nicht für sich, sondern zum Glück seiner Unterthanen, Schätze gesammelt hat, deren tausendster Theil vielleicht hinreichen würde, Sachsen die unschätzbare Wohlthat guter Landstraßen zu geben, — hier, wo man Steine genug, und also nicht nöthig hat, wie in einigen Orten in Italien, durch Esel in kleinen Körben die Steine mühselig herbei schleppen zu lassen — hier, wo man Hände genug hat, wenn man nur nicht verschmäht, gleich den alten Römern, die Legionen auch im Frieden nützlich zu beschäftigen. — Ein Sachse, der sein Vaterland herzlich liebt, sagte neulich sehr gelassen und gutmüthig: „bin ich verreist gewesen, komme zurück und bleibe mit meinem Pferde „irgendwo stecken, so freue ich mich, denn ich weiß, daß „ich nun wieder im lieben Vaterlande bin.“ —

Wenn man im grünen Gewölbe zu Dresden die orientalisch kaiserlichen aber todten Schätze betrachtet, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren: ach! wenn doch hier zwei oder drei große Diamanten weniger, und dagegen der guten Landstraßen mehrere wären! — Derselbe Gedanke ergreift den Fremden unwiderstehlich, wenn er das elende und einzige Schauspielhaus

betritt, welches an Kleinheit und Dunkelheit mit Mario- nettenbühnen wetteifert, und dennoch vom ganzen Hofe fleißig besucht wird. Da wäre abermals, ohne Belästi- gung der churfürstlichen Kassen, die Aufopferung eines einzigen Diamanten hinreichend, einer so schönen Stadt, wie Dresden, die unentbehrliche Zierde zu verleihen. Wozu nutzt jenes ungeheure Brillanten-Magazin? — Zu gar nichts auf der Welt, als daß ein paar neugieri- ge Fremde es anstauuen. Es kommt mir gerade so vor, als häufe ein Privatmann Silbergeschirr, um seine Gäste mit Kartoffeln zu bewirthen. Sollte vollends Sachsen einmal das Unglück haben, von einem raub- süchtigen Feinde überfallen zu werden, wie schnell würde der stets gierige Schlund einer fremden Hauptstadt jene Schätze verschlingen! Würden sie hingegen in Straßen und Gebäude verwandelt, so könnte dieser solide Reich- thum dem Lande nicht geraubt werden. Ja, wenn doch der Churfürst noch die Pracht liebte? Wenn er we- nigstens Freude an seinem Brillanten-Gewimmel hät- te? aber nichts weniger; er ist ein sehr biederer, einfa- cher Mann, dem es höchst lästig ist, an Gallatagen sei- ne großen schweren Garnituren herum zu tragen. — Ach! warum muß es doch so viele nutzlose, das Gute hindernde Dinge in der Welt geben, die man bloß bei- behält, weil sie von Alters her so gewesen sind. — Die Churfürsten von Sachsen waren von jeher fromme, und folglich nach ihrem Tode selige Herren; sollte es sich aber jemals zutragen, daß ein künftiger Churfürst nach seinem Hinscheiden eine Strafe verwirkt hätte, so gäbe es gewiß keine härtere, als die: ihn auf seinen ei- genen Landstraßen von sächsischen Postillons, Tag und Nacht herum kutschen zu lassen.

Von der herrlichen Bildergallerie zu Dresden sage ich natürlich kein Wort. Wer kennt sie nicht? Sie bleibt auch für den noch eine herrliche Sehenswürdig- keit, der eben aus Italien kommt; ja sie hat große Vor- züge vor allen italiänischen Sammlungen, (etwa die von Lucian Bonaparte ausgenommen) weil sie gewähl- ter ist, weil man nicht alle Augenblicke auf mittelmä- ßige und schlechte Produkte stößt, die man für Meister-

werke zu halten ersucht wird; weil die Gemählde weit besser konservirt sind; weil das Lokal schöner, freundlicher, einladender ist.

Auch auf der sogenannten Rüstkammer wird der Fremde ein paar übrige Stunden recht angenehm zubringen, wäre es auch nur, um die Pistolen zu sehen, die Karl XII. in dem Augenblicke trug, als er erschossen wurde; oder die Rüstung des großen Gustav Adolph; oder — zur Belustigung — die alten Kleider, in welchen, vor mehreren hundert Jahren, Fürsten und Fürstinnen prangten.

Die berühmte Porcelainfabrik behauptet noch immer den Vorzug in dem sogenannten Biscuit, die Figuren werden hier am schönsten und reinsten der Antike nachgeformt. In der Mahlerei hingegen ist die Wiener Fabrik ihr weit überlegen. Auch den Formen ihrer Geschirre mangelt Geschmack.

In Meißen fand ich die Elbe stark ausgetreten, einen Theil der Stadt überschwemmt: das trägt sich hier oft zu, doch selten steigt das Wasser so hoch, als im Jahre 1799, wo es die nahe gelegenen Häuser gänzlich bedeckte. Dergleichen war zuvor in Meißen nie geschehen; die älteste und höchste Wasserfluth, von der man daselbst noch Spuren zeigt, war im Jahre 1501, wo aber das Wasser bei weitem nicht jene furchtbare Höhe erreichte. Daher hatten auch, durch hundertjährige Erfahrungen sicher gemacht, die Einwohner ihre Häuser nicht verlassen, sondern sich nur, als die Fluth stieg, in die obern Stockwerke, endlich auf die Böden begeben, von da sie zuletzt gar hinaus auf die Dächer gekrochen waren, wo nun einige hundert Menschen wimmernd und kreischend saßen, indessen ihre Füße schon von den Wellen bespült wurden, mit jedem Augenblicke das Wasser höher stieg, der Tod näher rückte. Das sahen die Mitbürger am Ufer mit unthätigem Mitleid. Nur ein alter Schiffer, Namens Schmidt, ein wohlhabender Mann, der mehrere Fahrzeuge auf der Elbe besitzt, befahl seinen Bootsleuten, mit einem großen Boote hinüber zu fahren, und die Hülfeschreienden zu retten. Die Leute wollten nicht, sie schützten die augenscheinliche Todesge=

fahr vor, und zwingen konnte er sie nicht. Er selbst war seit fünfzehn Jahren nicht auf dem Wasser gewesen, hatte seit fünfzehn Jahren kein Steuerruder in der Hand gehabt; aber der brave Mann bedachte sich keinen Augenblick, er sprang in das Boot, und rief seinen beiden Söhnen, ihm zu folgen. Auch die Söhne weigerten ihm Gehorsam. „Ei! rief er zornig, wenn ich ersaufen kann, so könnt ihr's auch! Marsch! herein!" — Sie mußten endlich gehorchen. In Gottes Namen stieß die wackere Familie vom Ufer, kämpfte siegreich mit den Wellen, und brachte so viele Menschen herüber, als das rettende Boot nur zu fassen vermochte. Durch dieses ehrwürdige Beispiel theils beschämt, theils muthig gemacht, stiegen jetzt auch die Bootsleute mit ein, mit verstärkter Kraft ward das Wagestück von neuem, und fünfmal hintereinander begonnen, und fünfmal glücklich ausgeführt, bis auch die letzten sich am diesseitigen Ufer des geretteten Lebens freuten. Der Mann heißt Schmidt. Keine Zeitung hat ihn damals genannt, keine Bürgerkrone ist ihm zu Theil geworden. Doch ich darf nicht vergessen, daß der Churfürst ihm wirklich eine Belohnung angeboten, aber Schmidt — ohne Bürger's Lied vom braven Manne zu kennen — hat gerade so gehandelt, wie Jener, er hat jede Belohnung ausgeschlagen. Der brave Schmidt lebt noch. Ich fragte nach ihm, ich hätte ihn gern besucht, aber er war jetzt in Dresden, und ich habe leider das Gesicht nicht gesehen, das ich mir, durch die Rettung von einigen hundert Mitbürgern, gleichsam verklärt vorstelle.

In Leipzig verdanke ich dem mit Recht berühmten Plattner eine sehr angenehme Stunde, die ich in seiner Vorlesung über die Moral zubrachte. Selten wird man einen so schönen, und doch gedrängten, und doch klaren Vortrag hören. Die Moral ist sonst eine Dame, die zwar Jedermann mit Ehrfurcht anzuhören sich verbunden hält, die aber als eine langweilige Person verschrieen ist. Um diesen üblen Ruf von sich abzuwälzen, konnte sie nichts besseres thun, als Plattner zu ihrem Kammerherrn zu ernennen; von ihm eingeführt, ist sie sicher in den elegantesten Cirkeln willkommen.

Auch tiefer Menschenkenner und scharfer Beobachter ist dieser wackere Philosoph; ein Gemählde, welches er unter andern von einem geldstolzen Kaufmann darstellte, war mit umfassender Hand aus der Natur gegriffen und hatte ein lebendiges Leben. Zu meiner Freude fand ich recht viele Zuhörer in seinem Collegio. Der Mann ist leider nicht mehr jung an Jahren, obwohl sein Geist noch immer in Jugendkraft blüht. Möchte er der Universität — warum soll ich nicht sagen der deutschen Nation? — noch lange erhalten werden! denn wahrlich, für praktische Lebensweisheit stiftet er in einer Stunde mehr Gutes, als Fichte oder Schelling in zehn oder hundert Jahren. — Plattner sprach, wie schon gesagt, über den Stolz, und zählte sinnreich die Gattungen desselben auf; doch einer Gattung vergaß er zu erwähnen, nemlich des erbärmlichen Stolzes der neuern Philosophen, der freilich — da er in einen so elenden, lächerlichen Uebermuth ausartet, eigentlich nur eine Caricatur des Stolzes ist.

Mit frohem Herzklopfen näherte ich mich Berlin; mit leichter Brust sah ich die Thürme der Residenz eines Landes wieder, das zwar dem Gaumen keine Orangen liefert, aber der Zunge erlaubt zu sprechen, und dem Gehirn zu denken, ohne jedes Wort durch einen Spion, jeden Gedanken durch einen Censor vergiften zu lassen. Hier, wo Vertrauen der Regierung mit ächter Aufklärung im Bunde steht; hier, wo wahre Freiheit herrscht, der Bürger keiner Laune, nur weisen Gesetzen gehorcht, durch sie dem Fürsten gleich gestellt, — die einzige vernünftige Gleichheit! — Hier hänge ich meinen Wanderstab, als ein ex voto, in den Tempel der Musen, der durch die Nähe von Bellonens Tempel nicht beunruhigt wird. Hieher flüchte jeder ruhige, den Wissenschaften ergebene Mann, gleich dem Schiffer, der, um das Cap Horn segelnd, das stille Meer zu erreichen strebt, das nie ein Sturm bewegt.

70.

Beschluß.

Italien gesehen zu haben, ist sehr angenehm; es zu sehen, weit minder. — Wie, wenn ich eine Parallele zwischen Italien und Rußland zöge? und es zum Vortheil des letztern thäte? — Dann wird man mich paradox schelten, aber ich habe Gründe, und, wie mich deucht, gute Gründe. — Das Klima in Italien ist lieblich und mild, aber sehr veränderlich. Keinen Tag, fast keine Stunde, kann man sich auf die Witterung verlassen; daraus entsteht großer Nachtheil für die Gesundheit; größerer noch aus den vielen Sümpfen, die fast das ganze Jahr hindurch die Luft mit schädlichen Dünsten füllen, den Seen und Bächen, die man schon meilenweit riecht. Die Reichen müssen im Sommer auf Berge fliehen und sich gegen die Luft der Ebene verschanzen; die Armen müssen bleiben und sterben. Die jährliche Ueberzahl der Todtenlisten erregt Schaudern. Wo der giftige Aushauch der Sümpfe und Seen nicht hinreicht, da helfen die Menschen mit ihrem Schmutze nach. Bei diesem abscheulichen Hang der Einwohner, in Schmutz zu leben, wie die Mistkäfer, ist mir unbegreiflich, daß die Pest so lange nicht in Italien gewesen; sehr begreiflich hingegen ist mir, daß das gelbe Fieber dort seinen Sitz aufgeschlagen, ich wundere mich vielmehr, daß es nicht dort seinen Ursprung genommen.

Dagegen Rußland — das Klima ist rauh, doch beständig; Sümpfe giebt es da auch, doch die Glut der Sonne kocht nicht Gift daraus. An allen Seen und Flüssen kann man lustwandeln, ohne die Nase zuzuhalten. Keine Jahreszeit droht der Gesundheit; Arme wie Reiche dürfen alt werden, ohne ihren Hütten Monate lang den Rücken zuzuwenden. Die trockene Kälte ist heilsam; das Reich der Lebendigen empfängt jährlich mehr Bewohner als das Reich der Todten. In Städten und Häusern herrscht Reinlichkeit; in einer finnischen Bauerhütte wird weniger Schmutz gefunden, als in dem Pallast des ersten Ministers zu Neapel.

Der Winter ist in Italien sehr mild, und dennoch — (Neapel etwa ausgenommen) — beschwerlicher als in Rußland; denn wie soll man mit rauchenden Kaminen, steinernen Fußböden, klaffenden Thüren und Fenstern, auch nur **einem** Grad Kälte widerstehen? — In Rußland hingegen sind oft sogar die Vorhäuser schon geheizt, die Zimmer erhalten, durch tüchtige Oefen und doppelte Fenster, eine immer gleiche, angenehme Temperatur; der Rücken friert nicht, wenn der Bauch schwitzt, man reibt sich nicht immer die Hände, Wolken von Athem sichtbar von sich blasend. Der **Sommer** ist in Italien unerträglich heiß; alle Kräfte werden abgespannt, man weiß sich nirgend zu lassen. In Rußland **genießt** man den Sommer, und zwar Tag und Nacht, denn die schönen hellen Nächte gewähren einen lieblichen Genuß. Frühling und Herbst sind in Italien schöner, Sommer und Winter in Rußland. — Italien **erzeugt** Wein und edle Früchte, Rußland **bezahlt** sie. Ich habe in Neapel nie eine so **süße** Orange gegessen als in **Petersburg**. Die meisten Weingattungen Welschlands widerstehen dem Gaumen des Fremden; Florentiner Wein und Thränen Christi sind die einzigen guten Tischweine; selten sind sie ächt zu haben; mitten unter Millionen Reben schmachtet oft der Weindurstige. In Rußland mangelt es nie an gutem Weine; alle Weinländer lassen Quellen dahin fließen. Auch die ersten Bedürfnisse des Lebens, Fleisch, Brod, Milch, sind unendlich besser und wohlfeiler als in Italien.

Aber die herrlichen Alterthümer und Kunstwerke, welche Italien besitzt? — die kann und will ich nicht streitig machen, doch zum **Glück des Lebens** tragen sie nichts bei. Man sieht sie dreimal, man sieht ein sie dutzendmal, nun hat man sie genug gesehen, und am Ende fährt man zu Rom am Colosseum eben so gleichgültig vorbei, als zu Petersburg am Marmor-Pallast. — Und wenn ich nun von den leblosen, bald erschöpften Reizen Italiens zu den lebendigen Vorzügen Rußlands übergehe: — Himmel, wie steht dann das erstere im Schatten! — Der **Regent** — ich werde mich wohl hüten, zwischen **Ferdinand** IV., oder dem Pabst, oder gar zwischen dem Herrn Vicepräsidenten **Melzi** und **Alexander** I. eine Parallele zu zu ziehen. Noch wogt Ita-

lien, bewegter als die Meere, die es umfließen; Rußland grünt still. Noch kriechen Haß und Mißtrauen im Finstern über Welschlands blumenreichen Boden; in Rußland giebt das Volk Liebe und der Monarch Vertrauen, beide kennen die Furcht nicht. In Welschland muß der Fremde jeden Schritt in die schöne Natur zuvor einem Bettler abkaufen, und indem er steht, eine herrliche Gegend zu betrachten, reckt ihm plötzlich ein Krüppel eine verstümmelte Hand unter die Augen. Banditen-Physiognomien umringen ihn überall, und Erzählungen von Mordthaten beklemmen seine Brust. In Rußland geht er sicher in finstrer Nacht durch dichte Wälder; hört, statt der jammervollen Litanei des Bettlers, nur heitern Volksgesang des fleißigen Arbeiters und brave Gesichter lachen ihm überall entgegen. — Italien wimmelt von faullenzenden Pfaffen, die, in Kutten aller Farben, ihre Bäuche paarweise zur Schau tragen; in Rußland wirst du mit diesem empörenden Anblick gänzlich verschont. Zwar herrscht auch dort Aberglaube — und wo herrscht er nicht! — aber die Regierung herrscht nicht durch Aberglauben, wie in Welschland, sie treibt nicht mit der Vernunft ein gottloses Spiel, sie würdigt den Menschen nicht unter das Vieh herab. — Die crasseste Ignoranz hat ihren Filzschleier über Italien gebreitet; die einzige Wissenschaft der Vornehmen ist Kartenspiel; sie lesen — in Farobüchern; sie schreiben — mit Kreide auf den Spieltisch. In Rußland ist ein schöner Morgen für Kunst und Wissenschaften angebrochen. — Bis ins Unendliche ließe diese Parallele sich fortsetzen, doch nur noch einen Zug will ich herausheben. Italien seufzt und murrt unter dem Joche einer fremden Nation, Rußland athmet frei und leicht unter dem Scepter des Enkels der großen Catharine. — Genug! — Auf das Lob sinnreich zu seyn, macht meine Parallele keinen Anspruch; aber daß sie wahr ist, dafür bürge ich. — Wird man sich nun noch wundern, daß ich Italien gern verließ? daß ich nie wieder dahin zurückkehren, und nicht um den Preis von Millionen mein Leben dort zubringen möchte?

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel 3 Theile

Bd.: 3

Berlin (1805)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 5347a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248735-1